

CHRONIK '94 AKADEMIE DER DIÖZESE
ROTTENBURG-STUTTGART

CHRONIK '94

Inhalt

Vorwort	3
Überblick	
– Offene Tagungen	4
– Fachtagungen	8
– Abendveranstaltungen	23
– Feste	28
– Ausstellungen	29
– Gastveranstaltungen	30
– Zahlen zur Chronik '94	32
– Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	34
Ausgewählte Arbeitsschwerpunkte und thematische Reihen	
– Von Pluralität und Interdisziplinarität Begegnungen zwischen Theologie und Naturwissenschaften	38
– Zeitsignale Abendveranstaltungen in Hohenheim und Weingarten	49
– Die Reihe „Jüdinnen und Christinnen im Gespräch“	56
– Interkulturelle Öffnung sozialer Dienste Ein Kooperationsprojekt mit der Robert-Bosch-Stiftung	60
Berichte von Tagungen nach Themenbereichen	66
Der „gute Gott“ und das Böse in der Welt – Vom unverzichtbaren Dienst der Kirchen in modernen Gesellschaften – In aller Freiheit Kirche sein – Entwicklungen und Tendenzen im Kirchenvertrags-Recht – Am Wendepunkt: Der Vatikan und Israel – Jüdische Gemeinden und Organisationsformen von der Antike bis zur Gegenwart – Rhetorik und Theologie bei Erasmus von Rotterdam – Kulturkampf oder Kulturkämpfe? Staat, Gesellschaft, Kirche im 19. Jahrhundert – Studententagung zum 50. Todestag von Max Josef Metzger – Zur Grundlegung einer integrativen Ethik. Symposium zu Ehren von Hans Krämer – Welcher Bildungsbegriff entspricht der heuti-	

gen Gesellschaft? – Hohenheimer Symposium zur Christlichen Pädagogik: Pädagogische Perspektiven nach Auschwitz – Sommerakademie – „Die Schwanzfeder des Kaiseradlers“: Schwäbisch-Österreich in der frühen Neuzeit – „Hilff bey Jesu Blut“: Zugänge zur Heilig-Blut-Verehrung in Geschichte und Gegenwart – Himmel-Hölle-Fegefeuer: Das Jenseits im Mittelalter – Hexenforschung; Zur Rezeption eines historischen Phänomens – Fliegen und Schweben: Interdisziplinäre Annäherung an eine menschliche Sensation – Aschermittwoch der Künstler – „Kunst gegen Grenzen“: Polnische Kunst von 1990-1993 – „Steine für die Ewigkeit“: Ein jüdischer Friedhof in Berlin – 17. Stuttgarter Tage der Medienpädagogik – Die Sprache der Kirche und die Sprache der Menschen – Vier Länder-Eine Jugend? Zur Situation der Jugendarbeit in der Bodenseeregion – „Alles nochmal durchleben...“ Das Recht und die (sexuelle) Gewalt gegen Kinder – Innen-Ansichten gegen Außen-Ansichten. Weibliche Sexualität und Autonomie – „Um die Wette leben“: Geschwindigkeit, Raum und Zeit – Dialogprogramm Wirtschaft und Ethik – Ehrenamtliches Engagement und Innovation im Strafvollzug – Psychogeriatric in Europa – Modelle für Deutschland – Rehabilitation im Alter – Sozialstation wohin? Freie Träger und Private Anbieter in der ambulanten Pflege – Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht – Zivilcourage im Dienst der Menschenrechte – Christen aus der Türkei	
Präsenz der Akademie auf dem Katholikentag in Dresden	176
Grigorij Jawlinskij zu Besuch an der Akademie	179
Personalien	
– Dr. Justinus Maria Calleen	184
– Zum Tod von Siegfried Müller-Murrhardt	185
Publikationen aus dem Jahr 1994	187
Kuratorium	188
Katholische Akademien in Deutschland	190
Impressum	195

Dialog – eine Lebensfrage für Kirche und Gesellschaft

Der ebenso differenzierte wie kritische „Dialog zwischen Kirche und Welt“, wie ihn die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart im Jahre 1994 geführt hat, wird in der vorliegenden Jahreschronik wieder dokumentiert und der gesellschaftlichen wie kirchlichen Öffentlichkeit vorgestellt.

Dialog – das Anliegen der Kirche

Dialog – ein Signalwort für die Diagnose und Therapie in der heutigen pluralistischen Gesellschaft – erfährt gegenwärtig auch innerhalb der katholischen Kirche eine neue Aufmerksamkeit. Die vom Zentralkomitee der Deutschen Katholiken erarbeitete und 1991 herausgegebene Schrift „Dialog statt Dialogverweigerung“ hat innerkirchlich einen Diskussionsprozeß angestoßen, der den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Dr. Karl Lehmann, dazu bewog, seinerseits vor der Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz im Herbst 1994 eine kirchliche Standortbestimmung vorzunehmen. Für Bischof Lehmann ist der Dialog als Form der Kommunikation und Wahrheitsfindung „eine Lebensfrage für die Kirche“. Er weist darauf hin, daß die Dialogfähigkeit seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1961–1964) ein zentrales Stichwort der Erneuerung der Kirche ist. „Gerade unter den Bedingungen einer hohen Pluralisierung und Individualisierung in der Gesellschaft, die auch in die Kirche hineinwirken, ist der Dialog die einzige Methode, wie mit dieser sehr konkreten Vielfalt und den unvermeidbaren Pluralitäten umgegangen werden kann. Zu diesem Dialog gehören Subsidiarität und Delegation, Kompetenzübertragung und Anerkennung von Fachkompetenz.“ (Bischof Lehmann, 1994)

Dialog – das Anliegen der Akademie

Für die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, in deren Gründungsstatut bereits 1951 der Auftrag der lebendigen Begegnung von Kirche und Welt festgeschrieben ist, ist diese – nach Konzil und päpstlichen Verlautbarungen – erneute kirchliche Bestätigung ihres seit Jahrzehnten praktizierten Selbstverständnisses erfreulich. Zeigt dies doch, daß die Dialogarbeit der Akademie – und der über 20 anderen katholischen Akademien in Deutschland – kein kirchlicher Luxus ist, sondern hineingehört in das Wesen der Kirche in der Welt von heute. Freilich bleibt die katholische Kirche insgesamt weit hinter dem von ihr selbst aufgerichteten Selbstverständnis zurück. Denn mit dem Appell zum Dialog ist die Praxis und die Kultur des Dialogs zwar eröffnet, aber noch lange nicht verwirklicht.

Wie die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart den Dialog mit den verschiedenen Bereichen von Gesellschaft, Politik, Kultur, Wissenschaft, Wirtschaft, Religion, Kirche etc. realisiert und kultiviert, davon möchte die Chronik '94 wieder Rechenschaft ablegen und sich zugleich bei all denen bedanken, die sich der Mühe des Dialogs nicht entziehen.

Dr. Gebhard Fürst
Akademiedirektor

28 Offene Tagungen mit 1986 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Weingarten, 8.–9. Januar

72 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Gott, der Herr, ist uns erschienen“

Theophanie – Weihnachtsfest der Ostkirche

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Referenten:

Prof. Dr. Herbert Gutschera, Ludwigsburg

Abt Dr. Lukas Weichenrieder OSB, Weingarten

Peter Vitovec, Basel

Stuttgart-Hohenheim, 21.–23. Januar

46 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Ein klag des frydens“

Friedensidee in Mittelalter und früher Neuzeit

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Evamaria Engel, Berlin

Dr. Sigrid Looß, Berlin

Referentinnen/Referenten:

Prof. Dr. Klaus Arnold, Hamburg

Priv.-Doz. Dr. Albrecht Hagenlocher, Berlin

Prof. Dr. Siegfried Hoyer, Leipzig

Dr. Alexander Kolesnyk, Berlin

Dr. Hannelore Lehmann, Potsdam

Dr. Michael Schippan, Berlin

Prof. Dr. Bernhard Töpfer, Berlin

Stuttgart-Hohenheim, 4.–6. Februar

157 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vom Ausländer zum Bürger

Zum Status der eingewanderten Minderheiten in Deutschland

Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht in Zusammenarbeit mit:

Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

Diakonisches Werk Württemberg

DGB-Landesbezirk Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Klaus Lörcher, Stuttgart

Dr. Christoph Schumacher, Bonn

siehe Seite 164

Stuttgart-Hohenheim, 11.–13. März

57 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Energieverschwendung – wie lange noch?

Aufbruch zu alternativen Konzepten

Tagungsleitung:

Heinz-Hermann Peitz

Referenten:

Dr. Franz Alt, Baden-Baden

Dipl.-Päd. Helmut Bauer, Tübingen

Prof. Dr. Hans Mohr, Stuttgart

Dr. Joachim Nitsch, Stuttgart

Dr. Albrecht Reuter, Stuttgart

Prof. Dr. Philipp Schmitz, Frankfurt

Joachim Sonntag, Stuttgart

Weingarten, 12.–13. März

64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Zu wem beten wir eigentlich?

Christliches Gebet zwischen Christusbekenntnis und dem Glauben an den Einen Gott

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Referenten:

Prof. Dr. Dr. Rupert Feneberg, Weingarten

Dr. Ansgar Franz, Mainz

Kirchenmusikdirektor Heinrich Hamm,
Weingarten

Priv.-Doz. Dr. Benedikt Kranemann, Münster

Dr. Michael Rieser, Ravensburg

Dr. Georg Steins, Hildesheim

Weingarten, 17.–20. März

111 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Himmel – Hölle – Fegefeuer

Das Jenseits im Mittelalter

Studientagung in Zusammenarbeit mit dem
Schweizerischen Landesmuseum Zürich

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Peter Jezler, Zürich

siehe Seite 108

Stuttgart-Hohenheim, 26.–27. März

50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Glaubensgehalte als geistliches Schauspiel?

Passionsspiele einst und jetzt

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Referenten:

Prof. Dr. Gerhard Dautzenberg, Gießen

Prof. Dr. Rüdiger Krohn, Stuttgart

Prof. Dr. Dietz-Rüdiger Moser, München

Christian Stückl, Oberammergau

Weingarten, 20. April

22 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Stuttgart-Hohenheim, 27. April

59 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Wiedergelesen

E.T.A. Hoffmann: Kater Murr

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 6.–8. Mai

36 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Franz Rosenzweig: Spracherfahrung und Sprachvernunft

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Referentinnen/Referenten:

Dr. Anna Elisabeth Bauer, Birr/Schweiz

Dr. Reinhold Mayer, Tübingen

Dr. Annemarie Mayer-de Pay, Tübingen

Dr. Christoph Freiherr von Wolzogen, Offenbach

Stuttgart-Hohenheim, 11.–13. Mai

74 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Mystik – Atem der abrahamitischen Ökumene?

Jüdische, christliche und islamische Mystik im
Dialog der Religionen

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Referenten:

Dr. Tirmiziou Diallo, Frankfurt/M.

Dr. Daniel Krochmalnik, Heidelberg

Priv.-Doz. Dr. Karl-Josef Kuschel, Tübingen

Prof. Dr. Josef Sudbrack SJ, München

Stuttgart-Hohenheim, 28.–29. Mai

44 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Armut ist der größte Umweltfeind

Bevölkerungsexplosion und die Tragfähigkeit des blauen Planeten

Tagungsleitung:

Heinz-Hermann Peitz

Referentin/Referenten:

Dipl.-Volkswirt Ivar Cornelius, Stuttgart

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Bremen

Leidimar Pereira-Murr, Tübingen

Ulrich Pöner, Bonn

Prof. Dr. Max Wingen, Bonn

Weingarten, 28.–29. Mai

51 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Hilff bey Jesu Blut“

Zugänge zur Heilig-Blut-Verehrung in Geschichte und Gegenwart

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Abraham P. Kustermann

siehe Seite 107

Weingarten, 17.–19. Juni

70 Teilnehmerinnen

Innen-Ansichten gegen Außen-Ansichten

Weibliche Sexualität und Selbstbestimmung

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Dr. Verena Wodtke-Werner

siehe Seite 138

Stuttgart-Hohenheim, 29. Juni

254 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Sozialstation wohin?

Freie Träger und Private Anbieter in der ambulanten Pflege

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

siehe Seite 160

Schwäbisch Gmünd, 1. Juli

24 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Musikforum

Bernhard Krol: Jesaja-Antiphon (1994)

Tagungsleitung und Referent:

Franz Josef Klehr

Referent:

Prof. Bernhard Krol, Ostfildern

Weingarten, 4.–8. Juli

67 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kunst und Kultur im Bodenseeraum

Herrschaft – Häuser – Residenzen

Sommerakademie

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Abraham P. Kustermann

siehe Seite 100

Weingarten, 18.–23. Juli

45 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Film & Ferien 1994 – Kinomärchen

Filme, Gespräche, Freizeit

Tagungsleitung:

Michael Graff, Alpirsbach

Schwäbisch Gmünd, 21. August

23 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Musikforum

Arvo Pärt: Berliner Messe (1990)

Tagungsleitung und Referent:

Dr. Ewald Liska, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 10.–11. September

146 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Der „gute Gott“ und das Böse in der Welt

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 66

Weingarten, 1.–2. Oktober

44 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Menschsein in pluralistischer Gesellschaft

Selbstfindung zwischen Angebotsvielfalt und Orientierungslosigkeit

Tagungsleitung:

Heinz-Hermann Peitz

siehe Seite 45

Weingarten, 5. Oktober

15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Stuttgart-Hohenheim, 12. Oktober

45 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Wiedergelesen**Charles Dickens: David Copperfield**

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 28.–30. Oktober

128 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Jüdische Gemeinden und Organisationsformen von der Antike bis zur Gegenwart

Wissenschaftliche Studententagung in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte der Juden e.V. (GEGJ)

Tagungsleitung:

Prof. Dr. Robert Jütte, Stuttgart

Dr. Abraham P. Kustermann

siehe Seite 82

Weingarten, 19.–20. November

53 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Fasnacht telegen – Fasnacht im Pantoffelkino?

Tagungsleitung:

Martin Blümcke, Stuttgart

Dr. Abraham P. Kustermann

Referenten:

Dr. Ulrich Bendele, Stuttgart/Tübingen

Prof. Dr. Paul Hugger, Zürich

Prof. Dr. Gottfried Korff, Tübingen

Priv.-Doz. Dr. Werner Mezger, Rottweil

Gerd Motzkus, Stuttgart

Günter Schenk, Mainz

Weingarten, 26.–27. November

29 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Engel im Film

Tagungsleitung:

Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentin/Referent:

Dr. Michaela Krützen, Köln

Dr. Uwe Wolff, Ilse

Weingarten, 1.–3. Dezember

55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kirche und Staat – Vertragliche Partnerschaft mit Zukunft

Entwicklungen und Tendenzen im Kirchenvertrags-Recht

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Prof. Dr. Richard Puza, Tübingen

siehe Seite 76

Stuttgart-Hohenheim, 27.–28. Dezember

145 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„... und anders als in Gleichnissen redete er nicht zu ihnen“

Narrative Rede bei den Rabbinen und bei Jesus

Tagung in Kooperation mit der Gesellschaft

für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Stuttgart

und dem Katholischen Bibelwerk Stuttgart

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referenten:

Dieter Bauer, Stuttgart

Olaf Freienstein, Stuttgart

Prof. Dr. Clemens Thoma, Luzern

Prof. Dr. Alfons Weiser (SAC), Vallendar

93 Fachtagungen mit 4320 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Stuttgart, 20.–21. Januar

9 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Interkulturelle Öffnung sozialer Dienste Anforderungen an die Ausbildung

Expertengespräch

Organisation:

Klaus Barwig

Wolfgang Hinz-Rommel, Esslingen

Leitung:

Prof. Helmut Schwalb, Freiburg

Stuttgart-Hohenheim, 21. Januar

32 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Arbeitsplatzsicherung durch Tarifvertrag?

Studientag der Industriegewerkschaft Metall
(Bezirk Stuttgart) und Diözesane Stellen
Rottenburg-Stuttgart

Dialogprogramm Wirtschaft und Ethik

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Rainer Öhlschläger

Referenten:

Mirko Geiger, Stuttgart

Willi Haller, Aldingen

Prof. Dr. Heiner Ludwig, Heppenheim

Werner Then, Bonn

Gerhard Zambelli, Stuttgart

Weingarten, 26.–28. Januar

72 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Um die Wette leben“

Geschwindigkeit, Raum und Zeit

Tagung in Zusammenarbeit mit der Vereinigung
für Stadt-, Regional- und Landesplanung e.V.

Tagungsleitung:

Dr. Peter Müller, Darmstadt

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Dr. Peter Sturm, Frankfurt

siehe Seite 141

Stuttgart-Hohenheim, 28.–30. Januar

55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Glaubwürdig erziehen

Lehrer im Zwiespalt zwischen Anspruch und
Wirklichkeit

Erfahrungen an Waldorf-, Staats- und
Konfessionsschulen

Tagung für Lehrerinnen und Lehrer

Tagung in Zusammenarbeit mit der
Evang. Akademie Bad Boll

Tagungsleitung:

Dr. Brigitte Furche, Bad Boll

Franz Josef Klehr

Referentinnen/Referenten:

Meike Bischoff, Stuttgart

Dr. Brigitte Furche, Bad Boll

Dr. Franz Michael Konrad, Tübingen

Gudrun Müller-Staffelstein, Westerstetten

Walter Riethmüller, Stuttgart

Herbert Rumpf, Stuttgart

Dipl.-Psych. Hermann Speth, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 2. Februar

34 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Neuer Lastenausgleich – Wege aus der Armutskrise, Gewaltbereitschaft und Staatsverschuldung

Tagung in Zusammenarbeit mit der
Evang. Akademie Bad Boll

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Dr. Helmut Geiger, Bad Boll

Martinus Kuhlo, Bad Boll

Referenten:

Hendrik Auhagen, Konstanz

Martinus Kuhlo, Bad Boll

Weingarten, 4.–5. Februar

39 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Welcher Bildungsbegriff entspricht der heutigen Gesellschaft?

Tagung für Eltern, Lehrerinnen und Lehrer
in Zusammenarbeit mit dem Elternverein
Baden-Württemberg e.V.

Tagungsleitung:

Dr. Renate Heinisch, Boxberg

Franz Josef Klehr

siehe Seite 94

Stuttgart-Hohenheim, 16. Februar

210 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Aschermittwoch der Künstler

Tagungsleitung:

Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 116

Stuttgart-Hohenheim, 17.–19. Februar

61 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Beruf – Betrieb – Familie

Tagung mit der Akademie für handwerkliche Berufe

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Hansjörg Reichert, Stuttgart

Referenten:

Klaus Jäger, Wiesloch

Jürgen Knab, Bad Soden

Dr. Franz-Josef Knabstein, Frankfurt

Klaus Württemberger, Stuttgart

Gerd Zimmermann, Stuttgart

Weingarten, 17.–19. Februar

46 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Wenn „Wahrheit“ zur fixen Idee wird

Religionspädagogische Praxis angesichts von Fundamentalismus, Dogmatismus und Fanatismus

Tagung für KatechetInnen und GemeindeferentInnen

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Franz-Josef Schnaidt, Rottenburg/N.

Referentin/Referenten:

Johanna Kneer, Rottenburg/N.

Prof. Dr. Lothar Kuld, Weingarten

Dr. Wolfgang Rödl, Rottenburg/N.

Pfarrer Gert Sauer, Freiburg i. Br.

Prof. Dr. Hans-Joachim Türk, Nürnberg

Stuttgart-Hohenheim, 21.–22. Februar

139 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Rehabilitation im Alter

Versorgungsstrukturen-Kosten und

Finanzierung-Modelle

Fachtagung

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Dr. Sven Lind, Haan

siehe Seite 159

Stuttgart-Hohenheim, 26.–27. Februar

53 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Armut und Verarmung in der

Wohlstandsgesellschaft

Tagung mit dem Verband der Religionslehrer in der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Tagungsleitung:

Bernhard Bosold, Reutlingen

Paul Dingwerth

Referentin/Referenten:

Frank Bohner, Stuttgart

Helmut Creutz, Aachen

Willi Haller, Aldingen

Dipl.-Soz. Werner Hübinger, Frankfurt/M.

Guido Lorenz, Stuttgart

Direktor Dr. Peter Rieder, Stuttgart

Therese Wieland, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 28. Februar–2. März

50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Erziehung aus Erinnerung

Pädagogische Perspektiven nach Ausschwitz

Hohenheimer Symposion zur Christlichen

Pädagogik 1994

Tagungsleitung:

Dr. Reinhold Boschert-Kimmig, Tübingen

Franz Josef Klehr

Dr. Franz-Michael Konrad, Tübingen

siehe Seite 98

Stuttgart-Hohenheim, 3.–5. März

73 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Interdisziplinäre Ansätze in der Hexenforschung

Fachtagung mit dem Arbeitskreis Interdisziplinäre Hexenforschung (AKIH)

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

Referentinnen/Referenten:

Ingrid Ahrendt-Schulte, Bielefeld

Johannes Dillinger, Tübingen

Thomas Fritz, Jettenburg

Ralf-Peter Fuchs, Witten

Peter Arnold Heuser, Bonn

Anna Manko-Matysiak, Breslau

Wolfgang Mährle, Nördlingen

Peter Oestmann, Göttingen

Stuttgart-Hohenheim, 5. März

26 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Frühjahrsitzung des Kuratoriums

Tagungsleitung:

Prof. Dr. Günther Bien, Neuhausen

Stuttgart-Hohenheim, 18.–19. März

103 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Zukunfts-Zeichen: Interaktiv und multimedial ins Jahr 2000

17. Stuttgarter Tage der Medienpädagogik

Tagungsleitung:

Heidi Büchler-Krienke, Stuttgart

Roland Kohm, Stuttgart

Uschi Saur, Stuttgart

Dr. Hermann-Josef Schmitz

siehe Seite 128

Stuttgart-Hohenheim, 24. März

67 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Sozialtherapeutische Pflege dementiell erkrankter alter Menschen im Alten- und Pflegeheim

Tagung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Altenpflege

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Dr. Sven Lind, Haan

Martin Pfeill, Ludwigsburg

Stuttgart-Hohenheim, 29. März

12 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Neuer Lastenausgleich:

Vorbereitung eines Aufrufs und einer Initiative
Dienstagsgespräch

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Weingarten, 12. April

81 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die Volkswagen-Lösung

Jeder Arbeitsplatz hat ein Gesicht
Tagung in Zusammenarbeit mit der Industrie- und Handelskammer Bodensee-Oberschwaben

Dialogprogramm Wirtschaft und Ethik

Tagungsleitung:

Berthold Broll, Weingarten

Paul Dingwerth

Rainer Öhlschläger

siehe Seite 146

Weingarten, 13.–14. April

64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Internationales Management und Ethik

Symposium mit dem Deutschen Netzwerk
Wirtschaftsethik–EBEN e.V. und der Kommission

Internationales Management im Verband
der Hochschullehrer für Betriebswirtschaft e.V.

Dialogprogramm Wirtschaft und Ethik

Tagungsleitung:

Prof. Dr. Brij Kumar, Universität Erlangen-Nürnberg

Rainer Öhlschläger

Prof. Dr. Horst Steinmann, Universität Erlangen-Nürnberg

siehe Seite 149

Weingarten, 16. April

22 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Politischer Katholizismus in der Weimarer Zeit

Studientagung zum 50. Todestag von Max Josef Metzger (1887–1944)

Tagungsleitung:

Prof. DDr. Rupert Feneberg, Weingarten

Rainer Öhlschläger

siehe Seite 89

Stuttgart-Hohenheim, 18. April

29 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

In aller Freiheit Kirche sein

Evangelisch-methodistische Freikirchlichkeit als inspiratives Modell

Studientag

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

siehe Seite 67

Stuttgart-Hohenheim, 20. April

56 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Macht und Abhängigkeit in Beziehungen: was erleben wir in Beratung und Seelsorge?

Tagung in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft für Psychologische Beratungsdienste und dem Institut für Fort- und Weiterbildung

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Christoph Kaup, Ludwigsburg

Referentinnen/Referenten:

Liliane Bauer, Stuttgart

Wolfgang Birk, Stuttgart

Otto Braun, Ravensburg

Paul Geiger, Friedrichshafen

Ursula Grouls, Stuttgart

Dr. Adolf Guggenbühl-Craig, Zürich

Karl M. Hezel, Ulm

Hermann-Josef Ihle, Stuttgart

Norbert Kunze, Reutlingen

Lothar Stahl, Rottweil

Prof. Dr. Hermann Steinkamp, Münster

Weingarten, 22.–23. April

55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Medienregion Bodensee

2. Weingartener Journalistentag

Tagung in Zusammenarbeit mit der Pädagogischen Hochschule Weingarten, Kontaktstudium Medienpraxis/Journalismus

Tagungsleitung:

Michael Hermann, Weingarten

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:

Dr. Markus Barnay, Dornbirn

Günther Fritz, Vaduz

Michael Hermann

Stefan Keller, Zürich

Jürgen Lösselt, Ravensburg

Prof. Dr. Leonhard Neidhart, Zürich

Prof. Dr. Hans-Georg Wehling, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 29. April

24 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Das Asylbewerberleistungsgesetz

Fachgespräch in Zusammenarbeit mit: Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Diakonisches Werk für Württemberg

AK Asyl Baden-Württemberg

Gesprächsleitung:

Klaus Barwig

Weingarten, 3.–4. Mai

54 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Interkulturelle Öffnung sozialer Dienste

Fachtagung mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Ausländer

in Zusammenarbeit mit der Robert Bosch Stiftung

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Wolfgang Hinz-Rommel, Esslingen

siehe Seite 60

Stuttgart-Hohenheim, 10.–11. Mai

26 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Energie und Ethik I

Expertengespräch in Zusammenarbeit mit der Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Heinz-Hermann Peitz

Dr. phil. Heinz-Ulrich Nennen

Referenten:

Prof. Dr. Mieth, Tübingen

Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin, München

Dr. Leopold Neuhold, Graz

Dr. Konrad Ott, Tübingen

Prof. Dr. Ortwin Renn, Stuttgart

siehe Seite 38

Stuttgart-Hohenheim, 25.–27. Mai

35 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Altorientalische Göttinnen, weibliche Gottesbilder und die Bibel

Eine Entdeckungsreise mit Bedeutung für heute
Tagung für Gemeindereferentinnen und Katechetinnen

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Johanna Kneer, Rottenburg/N.

Referentinnen/Referenten:

Johanna Kneer

Claudia Lueg, München

Angelika Meissner, Tübingen

Prof. Dr. Herbert Niehr, Tübingen

Msgr. Heinz Tiefenbacher, Rottenburg/N.

Stuttgart-Hohenheim, 13. Mai

12 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Neuer Lastenausgleich:

Ein Aufruf und eine Initiative in der Diskussion

Dienstagsgespräch

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Weingarten, 30. Mai

33 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Organisationsberatung für soziale Einrichtungen

Ziele, Kosten, Nutzen, Praxisbeispiele
Studientag für Führungskräfte aus Einrichtungen der sozialen Dienstleistung

Tagungsleitung:

Rainer Öhischläger

Referentin/Referenten:

Martin Beck, Stuttgart

Dr. Rainer Bookhagen, Teltow

Annerose Knäpple, Stuttgart

PD Dr. Peter Schwarz, Eggersriet (Schweiz)

Weingarten, 18.–20. Mai

83 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Die Schwanzfeder des Kaiseradlers“

Schwäbisch-Österreich in der frühen Neuzeit
Studientagung in Zusammenarbeit mit der Bodensee-Festival GmbH

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Elmar L. Kuhn, Markdorf

Prof. Dr. Franz Quarthal, Stuttgart

siehe Seite 105

Stuttgart-Hohenheim, 31. Mai

26 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Radio Akademie statt Funkkolleg

Ein neues Konzept für Bildung im Hörfunk?
Expertengespräch

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:

Herbert Borlinghaus, Heidelberg
Prof. Dr. Tilmann Borsche, Hildesheim
Reinfried Hörl, Heidelberg
Prof. Dr. August Nitschke, Stuttgart
Prof. Dr. Josef Nolte, Hildesheim
Dr. David Seeber, Stuttgart

Weingarten, 3.–5. Juni

29 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Rhetorik und Theologie bei Erasmus von Rotterdam

Wissenschaftliche Fachtagung

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Prof. Dr. h.c. Otto Hermann Pesch, Hamburg
siehe Seite 84

Stuttgart-Hohenheim, 10.–11. Juni

23 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Ehrenamtliches Engagement und Innovation im Strafvollzug

Tagung für Anstaltsbeiräte und andere ehrenamtliche Mitarbeiter im Vollzug

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

siehe Seite 152

Weingarten, 10.–11. Juni

29 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gesprächskreis zur Landesgeschichte

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

Weingarten, 27. Juni

78 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vier Länder – eine Jugend?

Zur Situation der Jugendarbeit in der Bodenseeregion

Fachtagung in Zusammenarbeit mit dem Kreisjugendring Ravensburg e.V.

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Joachim Sautter, Ravensburg

Prof. Dr. Hans D. Walz, Weingarten

siehe Seite 133

Stuttgart-Hohenheim, 30. Juni–2. Juli

37 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Individuelle Lebensläufe und soziale Kontrolle

Historische Kriminalitätsforschung in der Vormoderne (4)

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Andreas Blauert, Konstanz

Dr. Gerd Schwerhoff, Bielefeld

Referentinnen/Referenten:

Dr. Michael Frank, Bielefeld

Michaela Hohkamp, Göttingen

Sabine Kienitz, Tübingen

Dr. Jutta Nowosadtko, Essen

Dr. Herbert Reinke, Berlin

Peter Wettmann-Jungblut, Saarbrücken

Stuttgart-Hohenheim, 25. August

19 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Ein Jahr nach der Änderung des Asylrechts

Konsultation des Gesprächskreises

Ausländerrecht an der Akademie

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Stuttgart-Hohenheim, 25.–27. August

23 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Hagiographie und Historiographie

Fachtagung mit dem Arbeitskreis für hagiographische Fragen

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Klaus Herbers, Tübingen

Referentinnen/Referenten:

Dr. Knut Görich, Tübingen

Dr. Hedwig Röckelein, Hamburg

Dr. Gabriela Signori, Bielefeld

Dr. Ursula Swinarski, Küsnacht

Annegret Wenz-Haubfleisch, Weimar/Lahn

Stuttgart-Hohenheim, 1.–2. September

25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Zur Grundlegung einer integrativen Ethik

Symposium zu Ehren von Hans Krämer

Tagungsleitung:

Dr. Martin Endreß, Kusterdingen/Erlangen-Nürnberg

Prof. Dr. Michael Würz, Stuttgart/Karlsruhe
siehe Seite 92

Weingarten, 1.–4. September

38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Fliegen und Schweben

Interdisziplinäre Annäherung an eine menschliche Sensation

Wissenschaftliche Studientagung

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Wolfgang Behringer, Bonn/München

siehe Seite 113

Stuttgart-Hohenheim, 2. September

10 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Wertbäume zur Energieversorgung

Beitrag der Kirchen

Dienstagsgespräch

Tagungsleitung:

Heinz-Hermann Peitz

Referent:

Prof. Dr. Ortwin Renn, Stuttgart

siehe Seite 38

Stuttgart-Hohenheim, 2.–4. September

39 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Das Bild in der Glaubensvermittlung

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Katecheten-Verein in der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Tagungsleitung:

Dr. Gabriele Miller, Rottenburg

Referenten:

Dr. Herbert Fendrich, Essen

Prof. Dr. Günter Lange, Duisburg

Stuttgart-Hohenheim, 5.–9. September

37 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Flüchtlinge und Asylsuchende in der Bundesrepublik Deutschland

Tagung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas-Sozialdienste

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Referenten:

Reinhold Entreß, Stuttgart

Jochen Hayungs, Bonn

Ralf Göbel-Zimmermann, Wiesbaden

Karl-Hans Kern, Stuttgart

Ernst Okolisan, Stuttgart

Hermann Uihlein, Freiburg

Stuttgart-Hohenheim, 12.–13. September

30 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Heilende Aspekte der Pastoral

Theologisches Seminar der Region III

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Referenten:

Dipl.-Psych. Dr. Heribert Wahl, München

Dr. Herbert Poensgen, Mainz

Stuttgart-Hohenheim, 17. September

32 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Herbstsitzung des Kuratoriums

Tagungsleitung:

Prof. Dr. Günther Bien, Neuhausen

Stuttgart-Hohenheim, 17. September

125 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Zivilcourage im Dienst der Menschenrechte

Festveranstaltung für Dr. Fritz Franz und

Gert Müller

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

siehe Seite 167

Bad Boll, 19.–20. September

68 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gibt es eine Reformchance in Zeiten der Haushaltskonsolidierung?

Wege aus der Krise: Organisationsreform,

Personalentwicklung und Mitarbeiterbeteiligung

Tagungsleitung:

Wolfgang Rose

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:

Prof. Dr. Dietrich Budäus, Hamburg

Prof. Dr. Christoph Reichard, Berlin

Erster Bürgermeister Dr. Gerhard Lang, Stuttgart

Christa Walz, Stuttgart

Weingarten, 21.–25. September

78 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kulturkampf oder Kulturkämpfe?

Staat, Gesellschaft, Kirche im 19. Jahrhundert

Studententagung in Zusammenarbeit mit dem

Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-

Stuttgart, dem Kirchengeschichtlichen Verein

des Erzbistums Freiburg und der Vereinigung

für Schweizerische Kirchengeschichte

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Karl Suso Frank, Freiburg i.Br.

Prof. Dr. Rudolf Reinhardt, Tübingen

Dr. Lukas Schenker OSB, Mariastein (Schweiz)

siehe Seite 86

Stuttgart-Hohenheim, 26.–27. September

50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Zur Situation der Christen aus der Türkei und aus Syrien

Tagung in Zusammenarbeit mit:

Caritasverband der Diözese Rottenburg-

Stuttgart

Diakonisches Werk der evangelischen Kirche

in Württemberg e.V.

AK Asyl Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Volker Kaufmann, Stuttgart

Karl Hans Kern, Stuttgart

Ragini Wahl, Nürtingen

siehe Seite 171

Ellwangen, 26.–27. September

35 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Kennt Ihr die Armen Eurer Stadt?“

Wachsende Armut: Situation – Tendenzen –

Perspektiven

Theologisches Seminar der Region IV

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referentinnen/Referenten:

Ingrid Abrell, Heilbronn

Dipl.-Soz. Werner Hübinger, Frankfurt

Diakon Karl Keicher, Heilbronn

Generalvikar Prälat Werner Redies, Rottenburg

Beatrix Reitz, Heilbronn

Herbert Schauerbeck, Heilbronn

Stefan Schneider, Heilbronn

Karlsruhe, 1.–3. Oktober

98 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Hexenforschung

Zur Rezeption eines historischen Phänomens
Wissenschaftliche Studientagung in Zusammen-
arbeit mit dem Badischen Landesmuseum
Karlsruhe

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Wolfgang Behringer, Bonn/München

Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

siehe Seite 110

Stuttgart-Hohenheim, 6.–7. Oktober

25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Energie und Ethik II

Expertengespräch in Zusammenarbeit mit der
Akademie für Technikfolgenabschätzung in
Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Heinz-Hermann Peitz

Dr. phil. Heinz-Ulrich Nennen

Referent:

Prof. Dr. Ortwin Renn, Stuttgart

siehe Seite 38

Stuttgart-Hohenheim, 8. Oktober

122 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Einschnitte in das Soziale Netz

Auswirkungen für behinderte Menschen
und ihre Angehörigen

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Landesver-
band für Körper- und Mehrfachbehinderte in
Baden-Württemberg e.V.

Tagungsleitung:

Werner Bitz, Stuttgart

Paul Dingwerth

Referentinnen/Referenten:

Werner Bitz, Stuttgart

Herbert Kessler, Stuttgart

Dr. Heiner Völker, Reutlingen

Dr. Klaus Wennberg, Stuttgart

Kloster Schöntal, 9.–10. Oktober

31 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Heilende Aspekte der Pastoral

Theologisches Seminar der Region V

Tagungsleitung:

Heinz-Hermann Peitz

Referenten:

Prof. Dr. Urs Baumann, Tübingen

Prof. Dr. Anton A. Bucher, Salzburg

Dipl.theol./Dipl.-psych. Marc Reuter, Tübingen

Untermarchtal, 10.–11. Oktober

34 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Heil und Heilung

Seelsorge als ganzheitliches Handeln

Theologisches Seminar der Region II

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Uwe Schindera, Tuttlingen

Referenten:

Christian Kunz, Rottweil

Pfarrer Franz Nagler, Balingen

Dr. Lorenz Wachinger, München

Stuttgart-Hohenheim, 10.–12. Oktober

64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Sozialarbeit mit Flüchtlingen nach den
Änderungen im Asylrecht**

Tagung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der
Caritas-Sozialdienste in der Flüchtlingsarbeit

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Referentin/Referenten:

Dr. Bertold Huber, Frankfurt

Karl-Hans Kern, Stuttgart

Michael Kleinhans, Zirndorf

Josef Neunzig, Berlin

Sibylle Röseler, Berlin

Roland Schilling, Zirndorf

Hermann Uihlein, Freiburg

Stuttgart-Hohenheim, 12.–14. Oktober

59 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Geschlechtergeschichte in der frühen Neuzeit

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Ulinka Rublack, Cambridge

Referentinnen/Referent:

Dr. Christiane Andersson, Frankfurt/M.

Priv.-Doz. Dr. Martin Dinges, Stuttgart

Dr. Dagmar Freist, Freiburg/Br.

Dr. Ulrike Gleixner, Berlin

Andrea Griesebner, Wien

Dorothea Nolde, Hamburg

Susanne Scholz, Frankfurt/M.

Stuttgart-Hohenheim, 14.–15. Oktober

11 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Mehr Erfolg persönlich und im Team

Tagung für Technische Lehrer der Fachschule für Farbe und Gestaltung Stuttgart

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referent:

Dr. Franz Knapstein, Frankfurt/M.

Stuttgart-Hohenheim, 17.–18. Oktober

18 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Unter einen Hut gebracht?

Flüchtlingsarbeit zwischen gesellschaftlichen, persönlichen und dienstlichen Anforderungen
Tagung für MitarbeiterInnen unterschiedlicher Träger in Stuttgart

Organisation:

Klaus Barwig

Friedburg Maier, Stuttgart

Leitung:

Dr. Fetsum Mehari, Frankfurt/M.

Judy Ritter, Frankfurt/M.

Stuttgart-Hohenheim, 20.–21. Oktober

46 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die Sprache der Kirche und die Sprache der Menschen

Tagung für MitarbeiterInnen in der Medien- und Öffentlichkeitsarbeit der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Tagungsleitung:

Pfarrer Michael Broch, Mössingen

Eckard Raabe, Stuttgart

Dr. Hermann-Josef Schmitz

siehe Seite 131

Bad Boll, 22. Oktober

42 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Neuer Lastenausgleich – eine Initiative für die Zukunft

Tagung in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Bad Boll

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Dr. Helmut Geiger, Bad Boll

Martinus Kuhlo, Bad Boll

Referenten:

Hendrik Auhagen, Konstanz

Dr. Manfred Fischer, Bad Boll

Dr. Helmut Geiger, Bad Boll

Georg Kronawitter, München

Dr. Götz Planer-Friedrich, Neudietendorf

Weingarten, 28.–29. Oktober

83 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Psychologie und Seelsorge

Berührungen im pastoralen Handeln

Tagung mit der Ökumenischen Ausbildungsstelle für beratende Seelsorge/Telefonseelsorge

Oberschwaben-Allgäu

Tagungsleitung:

Dr. Jürgen Blattner, Ravensburg

Prof. Dr. Alfred Plewa, Weingarten

Rainer Öhlschläger

siehe Seite 70

Stuttgart-Hohenheim, 4.–7. November

33 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Theologie – wozu?

Tagung für Abiturientinnen und Abiturienten

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Rolf Seeger, Rottenburg

Referentin/Referenten:

Dipl.-Theol. Hille Haker, Tübingen

Dipl.-Theol. Michael Hartmann, Tübingen

Ludger Hoffkamp, Tübingen

Weihbischof Dr. Johannes Kreidler, Rottenburg

Mathias Kotowski, Tübingen

Gerd Weimer MdL, Tübingen

Ellwangen, 6.–7. November

44 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Religiöse Erfahrung

Chancen und Grenzen eines Zugangs zum Glauben

Theologisches Seminar der Region VI

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Referent:

Prof. Dr. Richard Schaeffler, Tübingen

Gesprächspartner:

Domkapitular Prälat Msgr. Hubert Bour,

Rottenburg

Weingarten, 7.–8. November

49 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Heilende Aspekte der Pastoral

Theologisches Seminar der Region VIII

Tagungsleitung:

Heinz-Hermann Peitz

Referenten:

Dr. theol./Dipl.-Psych. Wunibald Müller,
Münsterschwarzach

Prof. Dr. Reinhard Tausch, Hamburg

Stuttgart-Hohenheim, 14.–15. November

48 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Urbanität und Christentum

Konturen einer Theologie der Stadt

Theologisches Seminar der Region I

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referenten:

Prof. Dr. Christof Bäuml, München

Prof. Dr. Karl-Fritz Daiber, Hannover

OB a.D. Werner Hauser, Stuttgart

Prof. Dr. Wolfgang Grünberg, Hamburg

Prof. Dr. Theodor Strohm, Heidelberg

Weingarten, 14.–15. November

22 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Management-Informationssysteme und Controlling für sozialwirtschaftliche Unternehmen und Verbände

Eine Präsentation

Tagungsleitung:

Rainer Öhschläger

Referenten:

Franz Ebner, Pforzheim

Prof. Dr. Hubert Oppl, Benediktbeuren, Reute

Weingarten, 17.–18. November

53 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Macht und Abhängigkeit – Beziehungen im Arbeitsalltag

Tagung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des
Bischöflichen Ordinariats

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Dr. Gebhard Fürst

Referenten:

Prof. Dr. Ottmar Fuchs, Bamberg

Dipl.-Kfm. Horst Schirarend, Magstadt

Stuttgart-Hohenheim, 21.–24. November

79 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Medien im Pastoralen Dienst

Tagung für Vikare, Diakone, GemeindefereferentInnen, PastoralreferentInnen

Tagung in Zusammenarbeit mit der Fachstelle für Medienarbeit der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Priesterseminar und dem Personalreferat

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Uschi Saur, Stuttgart

Rainer Steib, Stuttgart

Referentinnen/Referenten:

Jürgen Appel, Stuttgart

Bärbel Deifel-Vogelmann, Calw

Volker Farrenkopf, Stuttgart

Ute Giebel, Stuttgart

Pfarrer Michael Craff, Stuttgart

Klaus Hälbig, Rottenburg

Dr. Peter Kottlorz, Stuttgart

Paul Kreiner, Stuttgart

Dr. Klaus Koziol, Stuttgart

Dr. Lothar Mikos, Berlin

Uwe Renz, Stuttgart

Klaus Schubert, Hechingen

Susanne Sommer, Stuttgart

Rainer Steib, Stuttgart

Weingarten, 28.–30. November

173 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Alles nochmal durchleben...“

Das Recht und die (sexuelle) Gewalt gegen Kinder

Fachtagung für Verantwortliche von Beratungsstellen, Polizei, Jugendämtern, Justiz und Kinderheilkunde

Tagungsleitung:

Dr. Karin Kellermann-Körper, Holzgerlingen

Dr. Verena Wodtke-Werner

siehe Seite 135

Stuttgart-Hohenheim, 1.–2. Dezember

177 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Psychogeriatric in Europa – Modelle für Deutschland

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Dr. Sven Lind, Haan

siehe Seite 154

Stuttgart-Hohenheim, 5.–9. Dezember

50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Fremde im vereinten Deutschland

Orientierungswoche für Studentinnen und Studenten der Sozialarbeit

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Prof. Dr. Hans D. Walz, Weingarten

Referentinnen/Referenten:

Gordana Golubovic, Stuttgart

Karl-Hans Kern, Stuttgart

Dorothea Koller, Stuttgart

Ernst Okolisan, Stuttgart

Cem Özdemir MdB, Tübingen/Ludwigsburg

Ege Wendler, Stuttgart

Bad Boll, 9.–11. Dezember

43 Teilnehmerinnen

„Von Lobgesängen und Klageliedern: Jüdinnen und Christinnen im Gespräch“

Tagung in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Bad Boll

Tagungsleitung:

Monika Renninger, Bad Boll

Dagmar Mensink

Referentinnen:

Britta Jüngst, Berlin

Susanna Keval, Frankfurt

Brigitte Müller, Göppingen

Susanne Sandherr, Karlsruhe

Dr. Marianne Wallach-Faller, Zürich

Stuttgart-Hohenheim, 15.–16. Dezember

21 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Energie und Ethik III

Expertengespräch in Zusammenarbeit mit der Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Heinz-Hermann Peitz

Dr. phil. Heinz-Ulrich Nennen

Referent:

Prof. Dr. Ortwin Renn, Stuttgart

siehe Seite 38

Stuttgart-Hohenheim, 16.–17. Dezember

41 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die Situation im Gebiet des ehemaligen Jugoslawien und ihre asylrechtlichen Konsequenzen

Tagung für VerwaltungsrichterInnen in Zusammenarbeit mit UNHCR

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Christoph Bierwirth, Bonn

Referentin/Referenten:

Dr. Monika Bethscheider, Bonn

Christoph Bierwirth, Bonn

Walter Brill, Bonn

Wilfried Buchhorn, Skopje/Wien

Karsten Lüthke, Siegburg

Gerd Westerveen, Belgrad

Seminarprogramm

Weingarten, 28. Februar–3. März

13 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Zielplanung, Zeitmanagement und Kreativität

Organisation:

Winfried Klein

Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Udo Cramer, Essen

Weingarten, 7.–10. März

14 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Management sozialer Dienstleistungen

Organisation:

Winfried Klein

Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Martina Weinberger, München

Martin Luckmann, Berlin

Weingarten, 21.–25. März

25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Führungsbiographie und Führungsverhalten III (Seminar: Caritasverband)

Organisation:

Winfried Klein

Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Prof. Dr. Christiane Schiersmann

Dr. Heinz-Ulrich Thiel-Schiersmann

Weingarten, 21.–25. März

17 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Führung, Organisation und Veränderung

Organisation:

Winfried Klein

Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Barbara Langmaack, Hamburg

Michael Braune-Krickau, Basel

Weingarten, 25.–28. April

15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gesprächsführung und Konfliktlösung

Organisation:

Winfried Klein

Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Barbara Langmaack, Hamburg

Peter Genkel-Flamm, Hamburg

Weingarten, 9.–11. Mai

27 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vom Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen

Seminar für die Krankenpflegeschule I des
Universitätsklinikums Tübingen

Organisation:

Paul Dingwerth

Winfried Klein

Seminarleitung:

Karin Berhalter, Wangen

Reinhold Boschert-Kimmig, Tübingen

Weingarten, 22.–24. Juni

15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vom Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen

Seminar für die Krankenpflegeschule des
Katharinenhospitals Stuttgart

Organisation:

Paul Dingwerth

Winfried Klein

Seminarleitung:

Karin Berhalter, Wangen

Reinhold Boschert-Kimmig, Tübingen

Weingarten, 19.–21. September 1994

13 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Personalführung

Seminar für das Personalreferat des Bischöflichen
Ordinariats der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Seminarleitung:

Winfried Klein

Rainer Öhlschläger

Stuttgart-Hohenheim, 26.–28. September

12 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vom Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen

Seminar für die Krankenpflegeschule des
Bürgerhospitals Stuttgart

Organisation:

Paul Dingwerth

Winfried Klein

Seminarleitung:

Renate Müller, Tübingen

Ute Rieber, Ludwigshafen

Stuttgart-Hohenheim, 5.–7. Oktober

22 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vom Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen

Seminar für die Krankenpflegeschule des
Bürgerhospitals Stuttgart

Organisation:

Paul Dingwerth

Winfried Klein

Seminarleitung:

Renate Müller, Tübingen

Magdalene Fischer, Tübingen

Weingarten, 10.–14. Oktober 1994

16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Führung, Organisation und Veränderung

Organisation:

Winfried Klein

Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Barbara Langmaack, Hamburg

Michael Braune-Krickau, Basel

Weingarten, 24.–27. Oktober 1994

18 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gesprächsführung und Konfliktlösung

Organisation:

Winfried Klein

Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Barbara Langmaack, Hamburg

Peter Genkel-Flamm, Hamburg

Weingarten, 2.–4. November

20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vom Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen

Seminar für das Kreiskrankenhaus Böblingen

Organisation:

Paul Dingwerth

Winfried Klein

Seminarleitung:

Dr. Astrid Kimmig, Tübingen

Dr. Reinhold Boschert-Kimmig, Tübingen

Weingarten, 21.–25. November 1994

12 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Als Frau in leitender kirchlicher Stellung

Organisation:

Winfried Klein

Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Barbara Langmaack, Hamburg

Weingarten, 5.–7. Dezember 1994

24 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vom Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen

Seminar für die Krankenpflegeschule des Katharinen-Hospitals Stuttgart

Organisation:

Winfried Klein

Paul Dingwerth

Seminarleitung:

Karin Berhalter, Kisslegg

Dr. Elisabeth Geißer, Stuttgart

Weingarten, 5.–8. Dezember 1994

14 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Zielplanung, Zeitmanagement und Kreativität

Organisation:

Winfried Klein

Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Udo Cramer, Essen

Weingarten, 12.–15. Dezember 1994

13 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Management sozialer Dienstleistungen

Organisation:

Winfried Klein

Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Martin Luckmann, Berlin

42 Abendveranstaltungen mit 3755 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Stuttgart-Hohenheim, 1. Februar

70 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Rose unter Dornen“

Streiflichter durch die israelische Frauenliteratur
Veranstaltung in Zusammenarbeit mit der
Evangelischen Akademie Bad Boll

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Monika Renninger, Bad Boll

siehe Seite 56

Stuttgart-Hohenheim, 12. April

62 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Deutsche Jüdin – Jüdin in Deutschland“

Über die schwierige Bestimmung einer Identität
Tagung in Zusammenarbeit mit der
Evangelischen Akademie Bad Boll

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Monika Renninger, Bad Boll

siehe Seite 56

Stuttgart-Hohenheim, 19. April

78 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Unperson und Heroine

Antike Frauengestalten zwischen historischer
Rechtlosigkeit und strahlendem Mythos

Tagungsleitung:

Dr. Andrea Stoll, Salzburg

Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentin:

Prof. Dr. Hilde Haider-Pregler, Wien

Weingarten, 25. April

306 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Heilen – Heiler – Heil

Eine theologische Orientierung

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 49

Stuttgart-Hohenheim, 26. April

42 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kinder nicht um Gott betrügen

Anstiftungen für Mütter und Väter

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 49

Stuttgart-Hohenheim, 9. Mai

106 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„... das Schwierigste nicht scheuen, das Bild von sich selbst ändern“

Zur „Kassandra“ von Christa Wolf

Tagungsleitung:

Dr. Andrea Stoll, Salzburg

Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentin:

Dr. Sonja Hilzinger, Mainz

Ellwangen, 30. Mai

45 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Revision der Theologie – Reform der Kirche

Die Bedeutung des Tübinger Theologen Sebastian
Drey (1777–1853) in Geschichte und Gegenwart
Buchpräsentation

Herausgeber:

Dr. Abraham P. Kustermann

Weingarten, 3. Juni

37 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die ökumenische Haltung des Erasmus von Rotterdam

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Referent:

Prof. Dr. Manfred Hoffmann, Atlanta/USA

Stuttgart-Hohenheim, 7. Juni

53 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Die gesellschaftliche Verantwortung des Forschers... ist eng begrenzt“

Positionen auf dem Prüfstand

Tagungsleitung:

Heinz-Hermann Peitz

siehe Seite 38

Ravensburg, 17. Juni

283 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Seelsorge in der heutigen Zeit

Vom unverzichtbaren Dienst der Kirchen in modernen Gesellschaften

Aus Anlaß: 10 Jahre Ökumenische Ausbildungsstelle für beratende Seelsorge/Telefonseelsorge Oberschwaben-Allgäu

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

siehe Seite 70

Stuttgart-Hohenheim, 21. Juni

150 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Mystisches Christentum?

Karl Rahner zur Zukunft des Glaubens

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 50

Stuttgart-Hohenheim, 27. Juni

50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„...durch diese schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt gemacht“

Kleists „Marquise von O“ zwischen gesellschaftlicher Konvention und Selbsterkennen

Tagungsleitung:

Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentin:

Dr. Andrea Stoll, Salzburg

Stuttgart-Hohenheim, 29. August

49 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Gute Nacht, Therese!“

Warum sterben Miß Sara Sampson, Emilia Galotti (Lessing), Louise Millerin (Schiller) und Klara (Hebbel)?

Tagungsleitung:

Dr. Andrea Stoll, Salzburg

Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentin:

Dr. Elka Krafka, Neu-Ulm

Weingarten, 21. September

90 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kulturkampf und Kulturkämpfe im mittleren Europa des 19. Jahrhunderts

Versuch einer vergleichenden Orientierung

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Referent:

Prof. Dr. Peter Stadler, Zürich

Stuttgart-Hohenheim, 10. Oktober

47 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Verspiegelte Trauer. Die Nora-Figur bei Henrik Ibsen und Elfriede Jelinek

Tagungsleitung:

Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentin:

Dr. Andrea Stoll, Salzburg

Stuttgart-Hohenheim, 3. November

107 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vor uns die Sintflut?

Spuren der Apokalypse in der Gegenwartsliteratur

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 52

Stuttgart-Hohenheim, 17. November

61 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Am Wendepunkt: Der Vatikan und Israel

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Dagmar Mensink

siehe Seite 80

Stuttgart-Hohenheim, 24. November

38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die Verdrängung des Weiblichen

Über die Folgen der Religionsmischung in Japan

Tagungsleitung:

Dr. Verena Wodtke-Werner

siehe Seite 55

Weingarten, 30. November

106 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Mystisches Christentum?

Karl Rahner zur Zukunft des Glaubens

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 50

Stuttgart, 14. Dezember

110 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Jüdisches Leben im Bodenseeraum

Zur Geschichte des alemannischen Judentums

mit Thesen zum christlich-jüdischen Gespräch

Buchpräsentation

Herausgeber:

Dr. Abraham P. Kustermann

Dieter R. Bauer

Beiträge aus der Forschung

Stuttgart-Hohenheim, 12. Januar

53 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Konkrete pastorale Hilfe für unwiderruflich gescheiterte Ehen

Das Ehenichtigkeitsverfahren der römisch-katholischen Kirche seit dem Zweiten

Vatikanischen Konzil am Beispiel der U.S.A.

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Referent:

Dr. Hans-Jürgen Guth, Tübingen

Musik:

Mathias Neundorf, Stuttgart (Violine)

Stuttgart-Hohenheim, 7. März

84 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die Stadt als konfessioneller Lebensraum

Konstanz in den Jahren 1548 bis 1650

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Referent:

Dr. Wolfgang Zimmermann, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 14. September

107 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Alltägliche Moral – Moral des Alltäglichen

Über den „gesunden Menschenverstand“

als ethische Kategorie

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Referent:

Dr. Alfons Maurer, Stuttgart

Musik:

Joachim Scheu (Piano)

German Klaiber (Bass)

Peter Schumacher (Drums)

Weingarten, 26. Mai

61 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Adel in bürgerlich-industrieller Gesellschaft – Adel in Oberschwaben

Gast:

Dr. Andreas Dornheim, Tübingen/Erfurt

Leitung:

Rainer Öhlschläger

Weingarten, 15. September

76 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die Überlegenheit der Unterlegenheit

Gast:

Peter Hamm, Tutzing

Leitung:

Rainer Öhlschläger

Weingarten, 20. Oktober

24 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Schöpfung und Apokalypse – Eine Lesung alter und neuer Dichtung

Gäste:

Susanne Droste, Freiburg

C.J. Andreas Klein, Freiburg

Leitung:

Heinz-Hermann Peitz

Weingarten, 24. November

25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Warum Therese Loewy einsam sterben mußte oder die „rechte Weise des Gedenkens“

Gast:

Prof. Dr. Hugo Ott, Merzhausen

Leitung:

Rainer Öhlschläger

Feste

Weingarten, 1. Juni

134 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Akademiefest Weingarten

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referent:

MD Prof. Dr. Wolfgang Bergsdorf, Bonn

siehe Seite 174/175

Stuttgart-Hohenheim, 17. Juni

340 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Sommerfest der Akademie

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referent:

Prof. Dr. Josef Nolte, Hildesheim

siehe Seite 174/175

4 Ausstellungen/Vernissagen/ Finissagen mit 351 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Stuttgart-Hohenheim, 10. Mai–6. Juli

Soirée am 5. Juli

61 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Steine für die Ewigkeit

Ein jüdischer Friedhof in Berlin

Alexander Dettmar

Leitung:

Dagmar Mensink

siehe Seite 126

Weingarten, 5. Juni–24. September

Vernissage am 5. Juni

125 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Finissage am 22. Juli

68 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Günther Oellers

„Die Gedachten Vielen“

Plastik und Skulpturen

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 120

Stuttgart-Hohenheim, 19. Oktober–9. Dezember

Vernissage am 19. Oktober

97 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kunst gegen Grenzen

Ölbilder und Grafiken aus Polen im Zusammen-
hang mit der Stuttgarter Übersichtsschau

„Widerstand und Aufbruch – Polnische Kunst
von 1980–1993“

Leitung:

Dr. Justinus Maria Calleen, M.A.

siehe Seite 122

Sozialpädagogischer Arbeitskreis für junge Untersuchungsge- fangene an der Akademie

- 10 Kurstermine in der JVA Stuttgart-Stammheim mit 170 Teilnehmern
- 3 Konferenzen der KursmitarbeiterInnen mit 24 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Gastveranstaltungen

53 Gastveranstaltungen in Stuttgart-Hohenheim mit 3102 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Arbeitsgemeinschaft Katholischer Organisationen und Verbände in der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Arbeitsgemeinschaft Katholischer Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik, Stuttgart

Arbeitsgemeinschaft für Psychologische Beratungsdienste, Ludwigsburg

Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart

Berufsverband Hauswirtschaftlicher Fach- und Führungskräfte e.V., Kernen i.R.

Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart

Bischöfliches Konvikt, Rottweil

Bischöfliches Ordinariat, Generalvikariat, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Bischof Dr. Walter Kasper, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Prälat Alfred Ebert, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Schulamt, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Seelsorgereferat, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Weihbischof Bernhard Rieger, Rottenburg

Bruderhilfe, Familienfürsorge, Stuttgart

Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Stuttgart

Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Referat Sozialstationen, Stuttgart

Caritasverband Mannheim e.V., Mannheim

Deutscher Caritasverband e.V., Freiburg i.Br.

Diakonische Akademie, Stuttgart

Diözesanstelle Altenarbeit, Stuttgart

Diözesanstelle Ehe und Familie, Stuttgart

Diözesanstelle Führungskräfte- und Akademikerseelsorge, Stuttgart

Eberhard Karls-Universität, Tübingen

Evangelisches Jugendwerk, Bad Cannstatt

Evangelisches Landespfarramt für Polizei- und Verkehrsfragen, Stuttgart

Gemeinschaft der St. Anna-Schwestern, Ellwangen/Jagst

Geschäftsstelle der Arbeitsgemeinschaften der Mitarbeitervertretungen, Stuttgart

Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur, Bielefeld

Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart

Institut für Fort- und Weiterbildung, Rottenburg

Der Katholische Standortpfarrer Ulm I, Ulm

Katholisches Bibelwerk GmbH, Stuttgart

Katholisches Bildungswerk, Stuttgart

Katholischer Deutscher Frauenbund, Bonn

Katholische Elternschaft Deutschlands, Bonn

Katholisches Pfarramt St. Antonius, Stuttgart

Katholisches Schuldekanatamt, Rottenburg

Katholisches Schuldekanat, Stuttgart

Landeswohlfahrtsverband Württemberg-Hohenzollern/Landesjugendamt, Stuttgart

Landesstelle gegen die Suchtgefahren in Baden-Württemberg, Stuttgart

Mesnerverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Rottenburg

Ministerium für Kultus und Sport, Stuttgart

Oberschulamt Tübingen

Österreichische Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse, Wien

SOZIA-Verlag, Freiburg
St. Gerhardswerk e.V., Stuttgart
Stadt Stuttgart, Bürgermeisteramt, Stuttgart
Universität Hohenheim, Stuttgart
Verband der Religionslehrer in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Reutlingen
Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn
Württembergische Genossenschafts-Akademie Hohenheim, Stuttgart

38 Gastveranstaltungen 1994 in Weingarten mit 1906 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Amt für Flurneuordnung und Landentwicklung, Ravensburg
Arbeitsgemeinschaft der Verwaltungsaktuarien in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Böblingen
/A/S/I/ Consulting, Stuttgart
Berger Forum, Ravensburg
Bildungszentrum St. Konrad, Ravensburg
Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Referat Sozialstationen, Stuttgart
Caritasverband Mannheim e.V., Mannheim
Christophorus-Gemeinschaft Katholischer Akademiker, Weingarten
Diözesanstelle Altenarbeit, Stuttgart
Diözesanstelle Führungskräfte- und Akademikerseelsorge, Stuttgart
Dornier GmbH, Friedrichshafen
Evangelisches Bildungswerk Oberschwaben, Bad Waldsee
Evangelisches Dekanat Wöllstein, Badenheim
Fachstelle für Psychologische Beratung, Stuttgart

Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart
Institut für Fort- und Weiterbildung der Kirchlichen Dienste, Rottenburg
Justizministerium Baden-Württemberg, Stuttgart
Katholisches Altenwerk in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart
Katholisches Bildungswerk, Ravensburg
Katholisches Bildungswerk der Region Düren im Bistum Aachen, Düren
Katholisches Dekanat, Ravensburg
Katholischer Deutscher Frauenbund, Stuttgart
Katholisches Pfarramt St. Martin, Lorch
Katholisches Schuldekanatamt, Ravensburg
Kreissparkasse, Weingarten
Landesinstitut für Erziehung und Unterricht, Stuttgart
Malteser Hilfsdienst, Stuttgart
Mesnerverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Rottenburg
MTU Motoren- und Turbinen-Union, Friedrichshafen
Oberschulamt, Tübingen
Oberschwäbische Werkstätten und Wohnheime für Behinderte, Ravensburg
Pädagogische Hochschule, Weingarten
Rupert-Ness-Gymnasium, Wangen im Allgäu
Staatliche Akademie für Lehrerfortbildung, Esslingen
Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung e.V., Neu-Anspach
Verteidigungskommando 543, Weingarten
Zahnradfabrik Friedrichshafen AG, Friedrichshafen
Zonta Club, Stuttgart

Bischof Dr. Karl Lehmann,
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

Das dialogische Prinzip in der Wahrheitsfindung

Es gibt viele Gesprächsformen. Ein freundschaftliches Gespräch, eine sachliche Besprechung, eine wissenschaftliche Diskussion, eine Prüfung oder ein gesellschaftlicher Konsensbildungsprozeß ist jeweils etwas anderes. Man darf das Gespräch nicht monopolartig nur von einem Modell her interpretieren. Auch wenn das Wort Dialog in den letzten Jahrzehnten bis zur Unkenntlichkeit verwendet wurde, so darf man es nicht vom Mißbrauch her bestimmen. Dialog ist niemals eine harmlose Form des Sich-Öffnens auf die Welt hin oder gar eine Spielart unreflektierter Anpassung. Im Unterschied zum Wort „Gespräch“ zielt ein Dialog auf das gemeinsame Finden und Anerkennen der Wahrheit. Ein Dialog ist also entschieden zielgerichtet und auf einen herzustellenden Konsens bezogen. Er strebt nach einer Einigung, die einem zuvor bestehenden Mißverständnis oder einem Streit wenigstens ein vorläufiges Ende macht. Er sucht eine Einigung in einer strittigen Sache, wobei es nicht zuletzt um die solide Haltbarkeit des erreichten Konsenses geht, damit der Streit nicht bei nächster Gelegenheit wieder ausbricht. Andere Formen des Gespräches haben eine lockere Fügung, sind direkt auf die Sache bezogen, wobei sich die angestrebte Einigung in vielfacher Weise voll-

zieht. Dabei können auch fragwürdige Geltungsansprüche behandelt und auf ihre Berechtigung hin untersucht werden. Diese vor allem durch Argumentation gekennzeichnete Form der Kommunikation wird in der neueren Philosophie auch „Diskurs“ genannt (vgl. dazu H. Scheit, Wahrheit – Diskurs – Demokratie, Freiburg 1987 [Lit.]). Ein Diskurs versucht über die Berechtigung eines problematisierten Geltungsanspruchs eine positive Entscheidung herbeizuführen. Ein Diskurs setzt auch voraus, daß ein Wahrheitsanspruch in Frage gestellt ist und daß eine gemeinsame, wirklich kooperative Wahrheitssuche in einer zwanglosen und uneingeschränkten Kommunikation der Verständigung dient. In einem solchen gemeinsamen Dialog hat jeder Teilnehmer gleiche Chancen.

Selbstverständlich bezieht sich der Dialog nicht nur auf Behauptungen oder Aussagen allein. Es gibt auch einen „praktischen Diskurs“, der z.B. die Richtigkeit von Handlungsnormen aufweisen soll. Darüber hinaus besagt Dialog in einer weniger scharfen, aber doch noch faßbaren Bedeutung, daß es um einen offenen Stil des Umgangs miteinander geht, der angstfrei ist und allen Beteiligten die Chance bietet, als Subjekt in einer Gemeinschaft zu Wort zu kommen und sich in ihr einzubringen. Die Partizipation aller Glieder des Gottesvolkes an der Entscheidungsfindung muß deshalb z.B. nicht amtliche Verantwortung und Leitungsvollmacht leugnen. Communio ist ein kirchlicher Dialograum, damit dort auch unterschiedliche Rollen wahrgenommen werden.

*Dialog in diesem Sinne meint nicht zuletzt einen Stil der Offenheit und Gesprächsbereitschaft in allen Lebensäußerungen. „Es ist wohl weniger gemeint, daß wir mehr reden sollten. Es wird ja bei uns viel gesprochen, und doch verbessert das unsere Verständigung oft nicht. Mit Dialog ist eine Grundhaltung gemeint; eine Grundhaltung der Neugierde und des Verstehenswillens. Anstelle eines Lamentos über unzureichende Zustände in Kirche und Gesellschaft tritt die Selbstverpflichtung, gewissenhaft zu analysieren, Ideen und Interessen zusammenzutragen und abzuwägen und die visionäre Kraft der christlichen Botschaft in dieser Welt wirken zu lassen. Dialog ist in dieser Situation der Kirche keine Antwort auf alle Fragen und nicht schon Lösung aller Probleme. Aber: ‚Das dialogische Prinzip ist das Ferment einer sich wandelnden Kirche... Die Kirche hat sich selbst und der ganzen Welt eine neue Idee, ein neues Verfahren und eine neue Hoffnung gegeben.‘“ (A.Schavan, *Dialog statt Dialogverweigerung*, 15 [Zitat von B. Hanssler].) In diesem Sinne erscheint der Dialog nicht als eine relativ beliebige Stilfrage, sondern die Fähigkeit und die Bereitschaft zum Dialog ist eine Lebensfrage für Kirche und Gesellschaft. Dabei geht es nicht nur um das Verhältnis zwischen katholischer Kirche und moderner Welt. Es gibt vielmehr einen grundlegenden Zusammenhang zwischen dem Dialog und der Wahrheitsfindung im Glauben. Die göttliche Offenbarung hat selbst eine dialogische Gestalt. In diesem Zusammenhang wird auch ganz bewußt auf die dialogische Gemeinschaft des dreifaltigen Gottes zurückgegriffen (vgl. dazu die Enzyklika „*Ecclesiam suam*“, Nr. 18,*

*64). In diesem Sinne ist auch eine Stelle der Pastorkonstitution „*Gaudium et spes*“ (Nr. 92) aufschlußreich. Die Kirche soll „zum Zeichen jener Brüderlichkeit (werden), die einen aufrichtigen Dialog ermöglicht und gedeihen läßt. Das aber verlangt von uns, daß wir vor allem in der Kirche selbst, bei Anerkennung aller rechtmäßigen Verschiedenheit, gegenseitige Hochachtung, Ehrfurcht und Eintracht pflegen, um ein immer fruchtbareres Gespräch zwischen allen in Gang zu bringen, die das eine Volk Gottes bilden, Geistliche und Laien. Stärker ist, was die Gläubigen eint als was sie trennt. Es gelte im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe.“ [...] Gerade unter den Bedingungen einer hohen Pluralisierung und Individualisierung in der Gesellschaft, die auch in die Kirche hineinwirken, ist der Dialog die einzige Methode, wie mit dieser sehr konkreten Vielfalt und den unvermeidlichen Pluralitäten umgegangen werden kann. Zu diesem Dialog gehört gewiß auch Subsidiarität und Delegation, Kompetenzübertragung und Anerkennung von Fachkompetenz. Aber damit ist freilich auch gegeben, daß der Dialog über eine allgemeine Grundhaltung und Stimmungslage hinaus zeitlich und örtlich an kompetente Gremien und Verfahren gebunden wird.*

(Auszüge aus dem Eröffnungsreferat von Bischof Dr. Karl Lehmann bei der Herbstvollversammlung (1994) der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda unter dem Titel „Vom Dialog als Form der Kommunikation und Wahrheitsfindung in der Kirche heute.“ Der vollständige Text ist in der Schriftenreihe des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz (Nr. 17) abgedruckt.)

Von Pluralität und Interdisziplinarität

Begegnungen zwischen Theologie und Naturwissenschaften

Unterschieden, aber miteinander verknüpft, ziehen sich zwei rote Fäden als doppelte Herausforderung durch den Dialogbereich von Theologie und Naturwissenschaften: Immer wieder bricht aus der unverbundenen Vielfalt die Suche nach einer einheitlichen, sinnstiftenden Weltanschauung und aus dem Wertepluralismus die Suche nach einer konsens- und tragfähigen Ethik auf. Verfolgt man den ersten Strang, trifft man zunehmend auf das Wagnis, weltanschauliche Berührungspunkte zu überwinden und disziplinenübergreifend eine einheitliche Sicht zusammenzudenken, auch – oder gerade – in einer Zeit postmoderner Segmentierungen. Der Dogmatiker Alexandre Ganoczy spricht von einem „neu erwachten Bewußtsein der ‚Einheit der Natur‘“, und Frank J. Tiplers „Physik der Unsterblichkeit“ sorgte als Bestseller für Spannung in doppeltem Sinne: spannend zu lesen und spannungsgeladen als Versuch, die Theologie auf ein Spezialgebiet der Physik zu reduzieren. Ist eine einheitliche Weltansicht möglich, ohne in verkürzende Fehlformen abzugleiten?

Verfolgt man den zweiten Strang, vernimmt man den lauter werdenden Ruf nach Verantwortung und Ethik für eine immer schneller den Alltag durchdringende Technisierung. Selbst als Grundlagenforschung wird Naturwissenschaft kaum noch betrieben, ohne neue Felder der Anwendung zu eröffnen. Für manche gerät Wissenschaft dadurch immer mehr zur Machenschaft (Hans-Peter Dürr). Der immense Zuwachs an Verfügungswissen jedenfalls ist unstrittig und will human ausgerichtet sein. Das in pluraler Gesellschaft allgemein anerkannte Orientierungswissen reicht dazu aber längst nicht mehr aus. Je weniger hier ein gesellschaftlicher Konsens die Richtung vorgibt, desto eher wird das gemacht, was gemacht werden kann oder was ökonomischen Gewinn verspricht. Eine die gesellschaftliche Wertvielfalt umgreifende und interdisziplinäre Verbindung will hier nicht nur wohlgedacht sein, sondern steht

unter einem gewaltigen Problem- und Zeitdruck: Technische Innovationen schreiten unaufhaltsam voran, ohne daß sich die Gesellschaft zu Moratorien oder einer allgemeinen „Entschleunigung“ entschließen will oder kann; das Ticken ökologischer Zeitbomben wird wahr, aber nicht ernst genommen. Prospektive, begleitende und nachsorgende ethische Reflexion tut also not.

Unterschwellig nimmt Naturwissenschaft auch über die Technik Einfluß auf die alltägliche Sicht von Welt und Mensch. Die Osmose weltanschaulicher Implikate läßt sich nicht auf die Reichweite naturwissenschaftlich Eingeweihter beschränken. Wie der Blitzableiter zur Entdämmerung der Welt auch bei denen beitrug, die von den naturwissenschaftlichen Einzelheiten des elektrischen Feldes keinerlei Kenntnis besaßen, so sind heutzutage beispielsweise Gentechnik und Computertechnik auf dem besten Wege, ähnliche weltanschauliche Breitenwirkungen zu entfalten.

Die beiden roten Fäden schließen sich damit zu einem Kreis, der den Dialogbereich Theologie – Naturwissenschaften und die Veranstaltungen des vergangenen Jahres von verschiedenen, aber beziehungsreichen Seiten umfaßt:

Im weltanschaulichen Bogen stand eine Tagung, die sich unter dem Titel „Menschsein in pluralistischer Gesellschaft“ die Frage stellte: Sind anthropologische Einheitslösungen möglich? Und – radikaler noch: Sind anthropologische Einheitslösungen überhaupt nötig? Der Neuentwurf einer Theologischen Anthropologie von Georg Langemeyer versucht eine Antwort auf diese ‚postmoderne‘ Provokation. Die Tagung wird weiter unten vorgestellt. Daß „Schöpfung und Apokalypse“ nicht nur in der Theologie thematisch werden, zeigte ein Clubabend, bei dem das breite Spektrum von biblischen Zeugnissen über naturwissenschaftliche Texte bis zu einfühlsamer klassischer und moderner Dichtung rezipiert wurde.

Was wird sein

Wird kommen meerüber

Ein Engel polypisch

Der schwingt seine weichen Tintenfischarme

Schickt Wüstensand Rotsand

Dir zwischen die Zähne

In deine atmende Lunge

Schröpfköpfe setzt er dir auf das feste Fleisch

Daß es ansteigt zu Hügeln

Vulkanische Landschaft

Mit Hufen zerstampft er

Deine versandeten Augen

Bis hervortritt am Ende

Aus der geschändeten Hülle

Mit Kopf Haaren Schultern und Leib

Bis hinab zu den Füßen erkennbar

Nur ein Rauch nur ein Nebel

Aber hinziehend frei

Über die alten Ufer

Dein unvergängliches Ich

Marie Luise Kaschnitz

Der ethische Bogen stellte 1994 einen Arbeitsschwerpunkt dar und schlug sich um eine Reihe von unterschiedlichen Veranstaltungen, die sich mit der Verantwortbarkeit naturwissenschaftlichen Forschens und technischer Umsetzungen im Blick auf die nahe und fernere Zukunft befaßte. Ist die gesellschaftliche Verantwortung des Forschers tatsächlich so eng begrenzt, wie Hans Mohr als Biologe und Vorstandsmitglied der Akademie für Technikfolgenabschätzung annimmt? In der Reihe „Positionen auf dem Prüfstand“ stellte sich Hans Mohr kritischen Anfragen (s. u.). Die soziale und ökologische Verantwortung aller ist betroffen, wenn es

um die Energieversorgung der Zukunft geht. Die Fortschreibung des derzeitigen Trends ist ruinös; darüber besteht kein Zweifel. Und allzu einfache Lösungen gibt es nicht. Franz Alt hat seine Forderung „Schilfgras statt Atom“ in einem neuen Buch denn auch differenzierter gefaßt und auf einer offenen Tagung einer kontroversen Debatte unterzogen. Unter dem Titel „Energie und Ethik“ wurde die Verantwortungsthematik in Arbeitsgruppen und drei 1,5-tägigen Klausurtagungen weiter konkretisiert. Hiervon soll an dieser Stelle ausführlicher berichtet werden.

Energie und Ethik: Bewertungsmaßstäbe für zukünftige Energie- versorgungs- und Energieverbrauchssy- steme

Ausgangslage und Zielsetzung des Diskurses

„Welcher Energiebedarf, welche Energieversorgung ist vor dem Hintergrund der globalen Klimagefährdungen ethisch vertretbar?“

Zu diesem Thema wurde in Kooperation mit der Akademie für Technikfolgenabschätzung eine eigene Veranstaltungsreihe durchgeführt. In Arbeitsgruppen und drei 1,5-tägigen Expertengesprächen erstellten Fachleute aus verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen Maßstäbe für die Bewertung zukünftiger Energieversorgungs- und Energieverbrauchssysteme.

Die Ergebnisse werden 1995 in das vom Kooperationspartner durchgeführte Forschungsprojekt „Klimaverträgliche Energieversorgung in Baden-Württemberg“ eingebracht und dienen der Bewertung der dort erarbeiteten Energieszenarien. In Einklang mit interna-

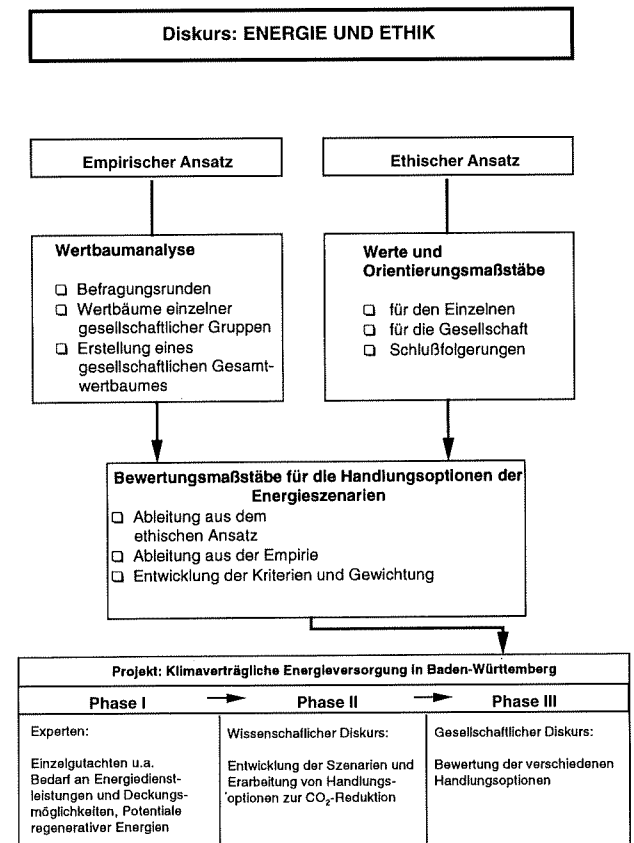
tionalen, nationalen und landesweiten Reduktionszielen zeigen die Szenarien unterschiedliche Wege zur 25%-igen CO₂-Reduzierung bis zum Jahr 2005 auf. Sie gehen dabei von verschiedenen in der öffentlichen Diskussion vorherrschenden Leitbildern aus. Um diese Szenarien einer Bewertung unterziehen zu können, müssen die Bewertungsmaßstäbe möglichst weitgehend operationalisiert und zudem konsensfähig sein – eine anspruchsvolle Aufgabe.

Das Scheitern der Energiekonsensgespräche auf Bundesebene stimmte zunächst nicht gerade zuversichtlich. Es zeigt, wie schwierig es ist, Vertreter verschiedener Disziplinen und Interessensgruppen an einen Tisch und zu konsensualen Ergebnissen zu bringen. Der Weg aufeinander zu erfordert von allen Seiten Aufbruch und Ausbruch aus der Schutzzone des je eigenen Systems. Vom Elfenbeinturm der Ethik mag zwar – bei entsprechendem (geistigen) Klima – ein guter Überblick und Fernblick zu den letzten Orientierungspunkten der kulturellen Landschaft gelingen; welcher Weg aber im Detail zu nehmen ist, ohne auf Hindernisse zu treffen oder in Sackgassen zu geraten, bleibt dieser Perspektive verschlossen. Demgegenüber mangelt es einem Technokraten, der auf Machbarkeit setzt, ebenso wie dem auf die „Standortsicherung“ eingeschworenen Politiker an dem Mut, die Verfangenheit seiner Perspektive der Kurzfristig- oder Kurzfristigkeit aufzubrechen. Beide Extreme sind herausgefordert: die einen müssen vom Elfenbeinturm herabsteigen und nicht nur Prinzipienstärke, sondern auch Handlungsrelevanz ihrer Disziplin unter Beweis stellen; die anderen müssen das Können dem Dürfen und Machbarkeit wie Ökonomie einer kommunikativen und langfristig tragfähigen Orientierung unterstellen. Die genannten Extreme mögen idealtypische Überzeichnungen darstellen. Aber auch die tatsächliche Spannweite von Meinungen und Werten ist auf den ersten Blick so heterogen, daß über das bloße von Technikern wie Ethikern geteilte Bekenntnis zur Nachhaltigkeit kaum hinauszugelangen ist. Doch was heißt Nachhaltigkeit für die zukünftige Energieversorgung Baden-Württembergs konkret? Wie ist das Reduktionsziel verantwortlich zu erreichen? Durch rigiden Verzicht, durch technische Effizienzrevolution oder durch weiteren Ausbau der Kernenergie?

Durchführung des Diskurses

Das Interesse am Diskursprojekt war groß, und es konnten die einschlägigen Vertreter und Vertreterinnen aus den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereichen gewonnen werden: Regenerative und dezentrale Energieversorgung, Gewerkschaften, Ingenieure und Stromversorger, Kirchen, Wirtschaftsverbände sowie eine Gruppe von Philosophen.

Zur Erstellung einer konsensfähigen und verantwortbaren Bewertungsgrundlage schien die Unterteilung in empirischen und ethischen Ansatz sinnvoll. Aus dem Schema geht sowohl der doppelte Ansatz als auch die Verzahnung mit dem Projekt „Klimaverträgliche Energieversorgung“ hervor.



Wertbaumanalyse: Die gesellschaftlichen Gruppen auf der Couch des Sozialanalytikers

Im empirischen Ansatz ging es darum, Werte und Bewertungskriterien darzustellen und für andere transparent zu machen. Als Methode wurde die Wertbaumanalyse der empirischen Sozialforschung angewandt. In separierten Befragungsrunden wurden zunächst die Wertbäume der einzelnen gesellschaftlichen Gruppen erhoben. Sie dokumentieren – zusammen mit erläuternden Vorworten – Werte, Präferenzen und Anliegen der jeweiligen Gruppe. In einem nächsten Schritt wurde aus den Einzelwertbäumen ein konsensgetragener Gesamtwertbaum erstellt, der sämtliche Werte und Kriterien enthält, die von den Gruppen als wichtig und entscheidungsrelevant erachtet wurden. Der erfolgreiche Versuch, hierbei eine gemeinsame Sprache zu benutzen und Redundanzen auszuräumen, läßt diesen Prozeß über eine bloße Addition der Einzelwerte weit hinausgehen.

Gemeinsame Sprache: Kompromisse auf Kosten der Substanz?

Der Gesamtwertbaum war die Frucht diffiziler Diskussionen und Kompromißfindungen. So war eine Formulierung wie „Ehrfurcht vor der Schöpfung“ – wie zu erwarten – nicht konsensfähig. Wohl aber konnte man sich auf „Respekt vor der Natur“ oder „Erhalt der Natur um ihrer selbst willen“ etc. einigen. Aus der Perspektive der Kirchen freilich ist in „Ehrfurcht vor der Schöpfung“ mehr enthalten als in „Respekt vor der Natur“. Konsens also zum hohen Preis des Substanzverlustes? Nicht unbedingt, wenn man die Funktion des Gesamtwertbaumes, nämlich die Bewertung konkreter Energieszenarien, berücksichtigt. Darauf bezogen kann man sich auf die (aus der Perspektive der Kirchen gesehene) Unterbestimmung der Formulierung „Respekt vor der Natur“ insofern einlassen, als diese Unterbestimmung im Blick auf die zu bewertenden Szenarien keine diskriminierende Rolle spielt.

Wo bleibt die Ethik?

Als empirischer Ansatz kommt die Wertbaumanalyse über eine Wertdemoskopie nicht hinaus. Zur Bewertung reicht dies aber nicht aus: Als Demoskopie würde der Wertbaum das Faktische zum Normativen erheben (Begründungsfrage); als Werteliste könnte er beispielsweise

nur sagen, *daß* „Umweltverträglichkeit“ wichtig ist, nicht aber *wie* wichtig „Umweltverträglichkeit“ im Vergleich zu anderen Kriterien ist (Gewichtungsfrage); durch die subsumtionslogische Struktur des Wertbaums sind zunächst keine Kriterien besonders ausgezeichnet; auch solche nicht, deren Nichterfüllung zum Ausschluß eines Szenariums führen sollen: sogenannte k.o.-Kriterien (Frage nach einschränkenden Bedingungen).

Mit den Referenten der ersten Sitzung und mit der konstitutiven Begleitung des Diskurses durch Ethiker wurden der ethische Ansatz und die notwendigen Ergänzungen der Wertbaumanalyse zur Geltung gebracht. Zum einen wurden Formulierungs- und Begründungshilfen für die Erstellung der Einzelwertbäume und des Gesamtwertbaumes angeboten. Zum anderen wurde ein Rahmen einschränkender Bedingungen formuliert (z.B. Menschen- und Bürgerrechte), der sich wie ein konzentrischer Kreis um die wertbaumgestützte Nutzenoptimierung bei der Abwägung der Szenarien legt und in Form einer Präambel dem Wertbaum vorangestellt wird. Hier werden wie durch ein ‚Sieb‘ all diejenigen Szenarien abgefangen, die eine Überschreitung der in der Präambel formulierten Bedingungen implizieren, auch wenn die Überschreitung einen größeren Gesamtnutzen bedeutete. Ein Szenario könnte beispielsweise Menschenrechte einschränken und die Marginalisierung einiger weniger in Kauf nehmen, um durch eine preiswerte Energiebereitstellung den Durchschnittsnutzen insgesamt zu erhöhen. Solche Szenarien würden von vornherein von der weiteren Abwägung durch den Wertbaum ausgeschlossen.

Auch methodisch wehrt die Integration in einen umfassenden ethischen Rahmen einer Verabsolutierung der Wertbaumanalyse.

Im Extremfall laufen die Ansprüche darauf hinaus, daß z.B. aus der Ethik der Technik eine „Technik der Ethik“ wird.

Christoph Hubig

Ausblick

Die Gewichtungfrage ist bis jetzt noch nicht eingelöst; sie wird auf der nächsten Sitzung angegangen. Auch wenn in dieser Phase kaum ein gruppenübergreifender Konsens zu erwarten ist, können durch gruppenspezifische Prioritätensetzungen spätere Gruppenentscheidungen für oder gegen ein Szenario transparent und nachvollziehbar werden. Abweichungen von anderen Gruppen können dann auf die unterschiedlichen Gewichtungen zurückgeführt und weiterer Diskursbedarf genau lokalisiert werden.

Selbst bei vollständigem Verzicht auf Prioritätensetzungen erweist sich der ethisch unter- und ummauerte Wertbaum als Abwägungshilfe. Als Liste bewertungsrelevanter Items formuliert er wohldefinierte Anfragen an Expertisen, die – im Sinne einer Klärung von Sachfragen – aufzeigen, inwieweit ein Item in den jeweiligen Szenarien erfüllt ist. Da der Gesamtwertbaum auf Vollständigkeit angelegt ist und sämtliche bewertungsrelevanten Items aller Gruppen wiedergibt, müßte jede Gruppe in der Lage sein, eine Bewertung „nach bestem Wissen“ vorzunehmen. Auch ein solches Minimalziel hätte dazu beigetragen, daß „Energie und Ethik“ ein wenig näher zusammenrücken.

Der Energiekonsens setzt zu seiner Erreichung eine Politikfähigkeit voraus, die nur mit neuen, verständigungsorientierten Politikformen jenseits der positionellen Politik erreichbar ist, weil wir breitere Konsense benötigen, als sie mit diesem Politikstil prinzipiell erreichbar sind. ... Kompetenz für eine diskursive Politik wird nur im kooperativen, verständigungsorientierten Umgang mit kontroversen Positionen frei von positioneller Rechthaberei erfahrbare. Diese Erfahrung haben wir bestenfalls vor uns und mit ihr einen zukünftigen Energiekonsens.

R. Ueberhorst

Positionen auf dem Prüfstand Prof. Dr. Hans Mohr

„Die gesellschaftliche Verantwortung des Forschers ... ist eng begrenzt“

Unsere Zukunft ist ohne naturwissenschaftliche Forschung weder vorstellbar noch wünschenswert. Doch welche Verantwortung kommt dabei dem Forscher zu? Kann sie – auch als gesellschaftliche Verantwortung – so weit gehen, wie dies bei Dürrenmatt in literarischer Zuspitzung anklingt: „Unsere Wissenschaft ist schrecklich geworden, unsere Forschung gefährlich, unsere Erkenntnis tödlich. Es gibt für uns Physiker nur noch die Kapitulation vor der Wirklichkeit. Sie ist uns nicht gewachsen. Sie geht an uns zugrunde. Wir müssen unser Wissen zurücknehmen, und ich habe es zurückgenommen.“

Was einmal gedacht wurde, kann nicht mehr zurückgenommen werden.

Der Inhalt der Physik geht die Physiker an, die Auswirkungen alle Menschen. ... Was alle angeht, können nur alle lösen.

Friedrich Dürrenmatt

Demgegenüber betont Prof. Dr. Hans Mohr, Biologe und Vorstandsmitglied der Akademie für Technikfolgenabschätzung: „Die gesellschaftliche Verantwortung des Forschers ... ist eng begrenzt!“ Diese Aussage reizt nicht nur vor dem Hintergrund von Atombombe, Tschernobyl und Umweltkrise zu Widerspruch und war Anlaß, sie in der Reihe „Positionen auf dem Prüfstand“ kritisch zu hinterfragen.

Als Ausgangspunkt ist es für Hans Mohr unstrittig, daß die Erforschung der Natur und darauf aufbauende technologische Innovationen die Grundlage unserer Kultur und unseres Lebens bilden und zu recht bilden werden. Das naturwissenschaftliche Weltbild habe sich theoretisch

und – wie sich an der Verbesserung der Lebensmöglichkeiten zeigen lasse – praktisch bewährt: „Wer dies leugnet, weiß einfach nicht, wie unsere Vorfahren gelebt und gelitten haben, und wie sie gestorben sind. Noch nie haben so viele Menschen so gut gelebt wie heute.“

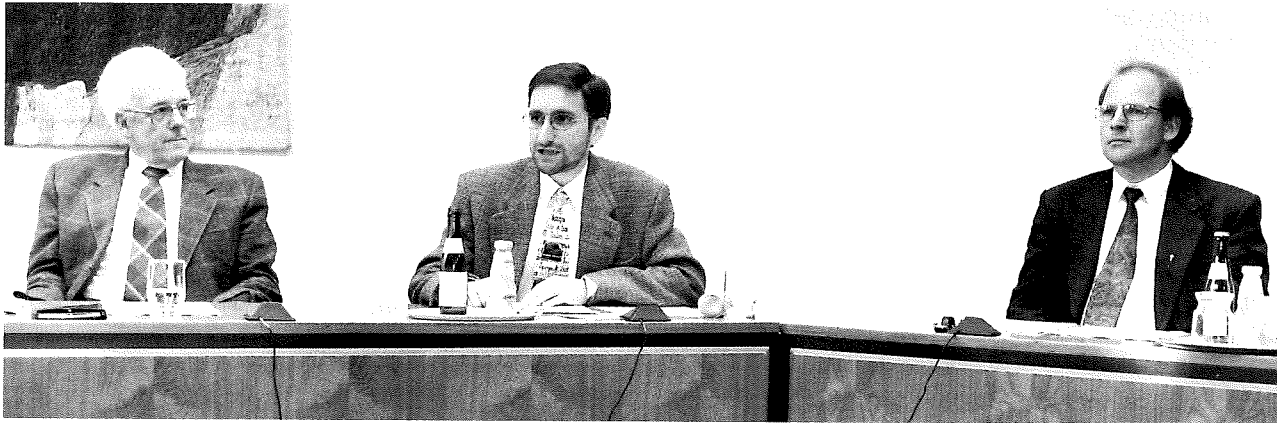
Die Ambivalenz des technischen Fortschritts und der Preis, den wir zur Zeit für den hohen Lebensstandard zahlen, wird von Mohr indes nicht verschwiegen: „Wir leben vom Kapital der Evolution, nicht von den Zinsen.“ Als Lösung verbiete sich aber ein ‚Zurück zur Natur‘ ebenso wie eine Rückkehr zum ‚einfachen Leben‘: dazu gäbe es fünf Milliarden Menschen zuviel auf diesem Planeten. Der einzige Ausweg aus den Regreßerscheinungen unserer Kultur sei der wissenschaftlich-technische Progreß, die äußerste Konzentration objektiven Wissens: „Es gibt keine Alternative zum Vertrauen in Wissenschaft und Technik.“

Nicht das Ende der Aufklärung, sondern ein zweiter Schub der Aufklärung ist vorprogrammiert. ... Wir werden wieder auf wissenschaftliche Rationalität setzen und die Zukunft damit meistern.

Hans Mohr

Vor diesem Hintergrund entfaltet sich die Vorstellung Mohrs von der Verantwortung des Forschers. Diese gelte primär der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung.

Prof. Dr. Hans Mohr, Heinz-Hermann Peitz, Dr. Andreas Knapp



Erkenntnis ist für Mohr ein überragender terminaler Wert. Das diesem Wert zugeordnete wissenschaftliche Ethos dürfe nicht mit der Verantwortung für die technologischen Folgen dieser Erkenntnisse vermengt werden. Da die Möglichkeit der Folgenabschätzung von Erkenntnis sehr begrenzt sei, breche die Verantwortungskette, die man einem Forscher(-kollektiv) zuordnen könne, rasch ab.

Der oben wiedergegebenen Dürrenmattschen Wissenschaftsskepsis begegnet Mohr seinerseits mit einem Dürrenmatt-Zitat: „Der Inhalt der Physik geht die Physiker an, die Auswirkungen alle Menschen. ... Was alle angeht, können nur alle lösen.“ Dem entspreche die Einbettung des Forscherethos in das Bürgerethos, wobei sich die besondere Verantwortung des Wissenschaftlers für das Gemeinwohl darauf beschränke, nicht nur die wissenschaftliche Wahrheit zu suchen, sondern jederzeit für sie einzutreten – gegen Demagogie und Hysterie eine mutige Aufgabe.

In einer Verweigerung von Erkenntnis sieht Mohr keinen Beitrag zu einer humaneren Welt. Auch wenn diese Enthaltung im „Dienst an der Menschheit“ geschehe, wie dies der Vorschlag eines hippokratischen Eides für Naturforscher vorsah, bleiben für Mohr praktische Bedenken: „Wie soll ein Konsens darüber erzielt werden und wer wird notfalls darüber entscheiden, ob eine bestimmte wissenschaftliche Arbeit als ein Dienst an der Menschheit angesehen werden kann?“

So habe ich mir vorgenommen zu erkennen, was Wissen wirklich ist, und zu erkennen, was Verblendung und Unwissen wirklich sind. Ich erkannte, daß auch dies ein Luftgespinnst ist. Denn: Viel Wissen, viel Ärger, wer das Können mehrt, der mehrt die Sorge. Kohelet 1,17f.

Dr. Andreas Knapp arbeitet seit längerem im interdisziplinären Grenzgebiet zwischen Biologie und Theologie. So kann er aus den Publikationen Mohrs zwei differenziertere Aussagen einbeziehen, wenn er dessen Primat der wissenschaftlichen Erkenntnis kritisch hinterfragt: 1. „Erkenntnis ist im ethischen Sinn ‚gut‘“ und 2. „Erkenntnis ist unter allen Umständen besser als Ignoranz.“

Ist Erkenntnis im ethischen Sinn gut?

Wenn Mohr Erkenntnisverweigerung und einen hypokratischen Eid für Naturwissenschaftler ablehnt, so kann dies wie oben praktisch begründet sein. Knapp versuchte darüber hinaus, die theoretische Begründung Mohrs offenzulegen. Mohr rechtfertigte die Aussage „Erkenntnis ist im ethischen Sinn gut“ durch Rückgriff auf die Evolutionäre Erkenntnistheorie: Erkenntnis habe in der Evolution einen Selektionsvorteil bedeutet, wodurch sich das Streben nach Erkenntnis genetisch verankert habe. Wenn Mohr aus dieser – nicht bezweifeln – Einsicht den Schluß vom genetischen Sein auf das ethische Sollen ziehe und seine Aussage damit für naturwissenschaftlich begründet halte, begehe er den bekannten naturalistischen Fehlschluß. Mohr könne durchaus an seiner Aussage festhalten; nur stelle das dann einen Glaubensakt oder eine Entscheidung dar und sei naturwissenschaftlich nicht begründbar.

Ist Erkenntnis unter allen Umständen besser als Ignoranz?

Der zweite Haupteinwand Knapps greift nochmals Dürrenmatt als Skeptiker auf. Wenn Wissen nicht mehr zurückzunehmen ist, habe man die Reihenfolge Mohrs (erst Verfügungswissen, dann Zügelung durch Orientie-

rungswissen) umzudrehen: Zuerst sei die Frage nach verantwortbaren Zielen zu stellen, erst dann könne Forschung, die diesen Zielen dient, erfolgen. Dem Orientierungswissen gebühre der Primat vor dem Verfügungswissen. Erst recht aus biologischer Perspektive sei zu fragen, ob die Menschheit in ihrem evolutiven Durchgangsstadium mit dünner Vernunft- und dicker Aggressionsschicht für jedes Wissen reif genug ist.

Dieses vorausgesetzt könne die Formulierung Mohrs nicht aufrechterhalten werden, nach der ‚irgendein ‚Index verbotenen Wissens‘ oder ein ‚Katalog tabuisierter Forschungsziele‘ oder ein Forschungsmoratorium ... mit dem Selbstverständnis und der Würde der Wissenschaft deshalb unverträglich [sind], weil wir unbeirrbar daran festhalten müssen, daß Erkenntnis unter allen Umständen besser ist als Ignoranz“. Unter dem Primat des Orientierungswissens konnte sich Knapp durchaus vorstellen, daß möglicherweise gentechnische Freisetzen, ganz sicher aber Forschung zu militärischen Zwecken mit einem Moratorium belegt werden können.

Konsens: Möglichkeit von Moratorien für technische Anwendungen

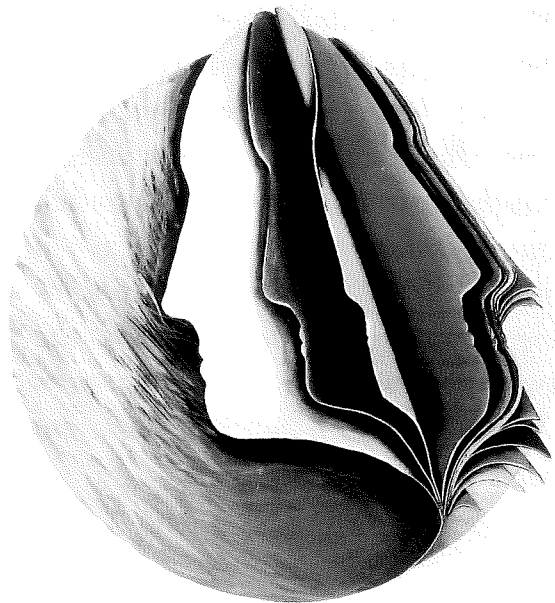
Diskussionsmaterial war mit dem deutlichen Kontrast der Entgegnung Knapps reichlich gegeben. Interessanterweise wurden aus einigen Divergenzen im anschließenden Gespräch Konvergenzen und Differenzierungen.

So konnte Mohr theoretisch durchaus zustimmen, die ‚Einbettung des Forscherethos in das Bürgerethos‘ als ‚Ausrichtung des terminalen Werts der Erkenntnis am Orientierungswissen‘ zu verstehen; so wie die Freiheit der Forschung nur nach Maßgabe des geltenden Rechts gewährt wird. Die praktischen Bedenken blieben bestehen: die Unabsehbarkeit der gesellschaftlichen Erkenntnisfolgen zum Zeitpunkt einer Entdeckung sowie die Schwierigkeit der Entscheidung, welche wissenschaftliche Arbeit als Dienst an der Menschheit angesehen werden kann.

Zu Moratorien gab Mohr zu bedenken: „Die Verminderung von Optionen macht die Menschen nicht besser, aber entmündigt sie! Solange ich an das Gute im Menschen glaube, möchte ich ihm möglichst viele Optionen geben.“ Dennoch gestand Mohr die Möglichkeit von bestimmten Moratorien zu, eine Differenzierung, die in

vielen Veröffentlichungen ausbleibt: Unter der Voraussetzung der Trennung von Grundlagenforschung und technischer Weiterentwicklung bestehe durchaus das Recht, technische Anwendungen aus Grundlagenwissen heraus zu verbieten. Mohrs Ablehnung von Moratorien richtete sich gegen eine ideologische Tabuisierung von Wissen und eine weitgreifende Einschränkung der Grundlagenforschung. Ohne Grundlagenforschung aber stünden weder die jetzigen noch zukünftige Optionen zur Bewältigung der globalen Probleme zur Verfügung. Ob man wie Mohr sein Vertrauen in die Zukunft fast ausschließlich aus wissenschaftlicher Rationalität speisen soll, wird fraglich bleiben. *Ohne* wissenschaftliche Rationalität jedoch wird die Theologie an ihrem Adressaten vorbeireden. So ist für das Dialoggeschehen zwischen Theologie und Naturwissenschaften die Herausforderung Mohrs ernstzunehmen: „Nur eine durch positive Wissenschaft informierte Ethik kann in der modernen Welt die Implementation moralischer Ideen anleiten.“

Bernhard Krug, Münster



Menschsein in pluralistischer Gesellschaft

Selbstfindung zwischen Angebotsvielfalt und Orientierungslosigkeit

Offene Tagung

1.–2. Oktober
Weingarten
44 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Heinz-Hermann Peitz

Referenten:
Prof. Dr. Georg Langemeyer, Bochum
Dr. Leopold Neuhold, Graz

In der pluralistischen Gesellschaft zerfällt das Leben des Menschen immer mehr in verschiedene Lebenszeiten und Lebensweisen, die kaum miteinander verbunden zu sein scheinen. Die pluralistische Gesellschaft bietet und verlangt eine Vielfalt, in der sich der Mensch zu verlieren droht. ‚Sinnangebote‘ sind inzwischen ebenso vielfältig geworden, tragen aber weniger zur Orientierung als vielmehr zur „neuen Unübersichtlichkeit“ (Habermas) bei. Das überkommene Denken in Kategorien des Seins, der Natur, das Verlangen nach feststehenden Weltbildern, ja selbst das wiederbelebte Interesse am Mythos zeugen von einer Sehnsucht nach letzter Einheit, die mit dem heutigen Erfahrungshorizont immer weniger zur Deckung zu bringen ist (F.-X. Kaufmann).

Der Abschied von sinngebenden Einheitslösungen wird indes nicht nur romantisierend als Verlust betrauert, sondern ebenso in postmoderner Deutung als Befreiung begrüßt: als Freiwerden einer Vielzahl von eigenständigen und irreduziblen Lebensformen. Wolfgang Welsch umreißt als Zukunftsaufgabe der Postmoderne: „Welcher Typus von Subjektivität ... entspricht der postmodernen Pluralität und ist in ihr aktionsfähig? Es muß

offenbar ein Subjekttyp sein, der in besonderer Weise fähig ist, zwischen hochgradig differenten Anspruchsformen überzugehen.“

Aus soziologischer, vor allem aber aus theologischer Perspektive versuchte die Tagung, die postmoderne Herausforderung an- und in ihren Chancen wahrzunehmen.

Unter der Überschrift „Chance der Vielfalt oder Gefahr der Orientierungslosigkeit?“ skizzierte Leopold Neuhold die heutige segmentierte Gesellschaft in ihren Gefahren und Möglichkeiten. Die Aufgaben des in dieser Gesellschaft handelnden Menschen haben sich gegenüber anderen Gesellschaftsformen gewandelt. Bildlich gesprochen stelle das Orientierungsangebot der Gesellschaft keine Landkarte mehr zur Verfügung, in der Ziel und Weg fest eingezeichnet sind. Sie biete auch keinen Kompaß, der die Richtung weist und die Wahl des Weges freistellt. Allenfalls ein Radar gebe eine gewisse Ortungsmöglichkeit, ohne aber das Ziel und ohne den Weg vorzugeben.

Daraus ergeben sich neuartige Herausforderungen. Die Gesellschaft sei zunächst gekennzeichnet durch schnellen Wandel: Einerseits gerate dadurch Besseres schneller in den Blick, andererseits erfordere dies häufige Entscheidungen. Die Gesellschaft sei weiter gekennzeichnet durch Pluralismus. Statt von Werteverfall sprach Neuhold in diesem Zusammenhang sehr viel optimistischer von einem additiven Wertewandel, der sich (immer noch) auf der Basis von Grundwerten vollziehe. Die Pluralisierung habe eine Veränderung des Geltungsmodus von Werten zur Folge: sie werden nicht unhinterfragt übernommen, sondern bedürfen einer eigenen Begründung. Dialog und Orientierung über die Begegnung von Mensch zu Mensch gewinnen dabei entscheidend an Bedeutung.

Weiter sei die Segmentierung ein Merkmal moderner Gesellschaften. Der Vorteil bestehe darin, daß durch die Ausdifferenzierung eine größere Sachgerechtigkeit möglich ist: die Effizienz der Wirtschaft und kulturelle Entfaltungsvielfalt sind hier typisch. Die Gefahr sieht Neuhold darin, daß die Frage nach dem Ganzen in der Segmentierung untergehen kann. Religion – früher mit umfassender Integrationsfunktion – gerate heute zum Segment, die Mitte von Gesellschaft und Mensch leicht

Autorität haben Personen, weil sie absichtslos das Leben, woran andere sich orientieren können. Die engagierte Absichtslosigkeit ist entscheidend. Denn hinter dem Rückzug von den Institutionen (und ihren Funktionen, ihren Ordnungen und Normen) steht der wachsende, für die Freiheitsgesellschaft charakteristische Anspruch auf Selbststeuerung des Lebens. Selbststeuerung mindert aber nicht, sondern mehrt im Gegenteil den Orientierungsbedarf. Freiheit widerspricht also nicht der Verpflichtung der kirchlichen Institution, klar erkennbare Positionen zu beziehen, eindeutige Deutungs- und Handlungsmuster anzuraten. Freiheitlichkeit ist kein Widerspruch zur Identität, weder des einzelnen noch einer Institution. Deshalb haben Personen, die zugleich die Selbststeuerung der Menschen achten und in ihrer Identität transparent sind, hohe Autorität.

*Paul M. Zulehner, Hermann Denz:
Europäische Wertestudie*

aus dem Blick: Wer bin ich wirklich? Wie bin ich wirklich ich selbst?

Die Anthropologie Georg Langemeyers versucht, hierauf eine Antwort zu geben. Langemeyers Neuentwurf stellt den weithin üblichen integrativen Einheitsmodellen vom Menschen ein „serielles“ Modell entgegen: wie kann sich der eine Mensch in der Vielzahl der Rollen, in der seriellen und segmentierten Vielfalt der verschiedenen Daseinsweisen ganz verwirklichen, ohne seine Identität, seine Mitte, darin zu verlieren?

An den Grundstrukturen alltäglicher Erfahrung wurde dabei eine Orientierung plausibel, die tragfähig ist, ohne die bunte Vielfalt der Entfaltungsmöglichkeiten einer pluralen Gesellschaft zu verkürzen. Langemeyer stellt das Grundmuster menschlichen Lebens als Folge von drei verschiedenartigen und verschiedenzeitlichen Elementen und Bewußtseinsleistungen dar: Dabeisein – Gegenübersein – Nichtsein.

Im Dabeisein geht der Mensch ganz im momentanen Geschehen auf, wie ein Kind beim Spiel. Erfahrungen wie Faszination, Ergriffenheit, aber auch unmittelbares Vertrauen in die Wirklichkeit und die Tragfähigkeit ihres Grundes gehören zum Modus des Dabeiseins.

Im Gegenübersein trete ich in eine gewisse Distanz zum Geschehen, ordne es in einen umgreifenden Zusammenhang ein. Hier hat auch der Vorgriff auf einen umfassenden Sinnzusammenhang seinen Ort.

Beide Einstellungen des Bewußtseins können nicht gleichzeitig, sondern nur in Folge, seriell, geleistet werden. Wenn ich im Modus des Dabeiseins ganz im Augenblick verweile, kann ich ihn nicht zugleich in einen größeren Zusammenhang einordnen. Beide Einstellungen sind durch einen Wechsel voneinander getrennt, in dem sich das Bewußtsein gleichsam in Nichts auflöst und in anderer Weise zu formieren beginnt. Im alltäglichen Leben begegnet dieser Modus des Nichtseins auch in bewußter Form: beim Rückzug aus dem Berufsleben, in der Entspannung („Abschalten“), als Loslassen bei schweren Verlusten, als Loslassen beim Einschlafen. Ein konsequentes Loslassen schließt dabei auch das totale Offenlassen ein, das Zulassen der grundsätzlich unbestimmbaren Offenheit des menschlichen Daseins.

Ohne den Wechsel zwischen Dabeisein und Gegenübersein komme der Prozeß des Menschseins nicht in Gang. Und ohne das Nichtsein komme der Wechsel nicht

zustande. Menschliches Leben sei demnach überhaupt nur als zeitliche Folge wechselnder Identifikationen wirklich und verwirklicht.

Daß dabei die Mitte nicht verlorengehen muß, zeigt Langemeyer, indem er Gott als die Vollendung des seriellen Menschseins und das Leben Jesu als gelingenden Vollzug seriellen Menschseins nahebringt. Jesus vollzieht die genannten Dimensionen in mehrfacher Hinsicht. Sie zeigen sich in seiner mitvollziehenden Toleranz, die nicht mit permissiver Toleranz und willfähriger Anpassung zu verwechseln ist. Das Loslassen des Eigenen (Nichtsein), um ganz solidarisch zu sein mit dem jeweils anderen (Dabeisein), besagt nicht die Aufgabe des Eigenen. Es ist ein Perspektivenwechsel, in dem der Daseinsvollzug sich treu, auf den gesamten Sinnzusammenhang und auf Gott den Vollender des ganzen Menschseins gerichtet bleibt (Gegenübersein).

Vom einen unendlichen Gott her und auf ihn hin ist Jesus der eine für die vielen, ist seine geschichtliche Existenz universale Proexistenz. In der konkreten Praxis des Lebens Jesu stellt sich diese Universalität jedoch so dar, daß er auf die jeweils Nächsten in ihren unterschiedlichen Situationen eingeht. Sie bringt die unendliche Fülle Gottes jeweils im konkreten Lebenszusammenhang zur Geltung. Sie sammelt situativ und prozessual die Vielen und Vielfältigen in die erfüllende Nähe Gottes, damit Gott „alles in allem“ werde (1 Kor 15,28). ... Die Einheit mit dem unendlichen Gott enthebt die menschliche Existenz Jesu nicht der geschöpflichen Vielfalt, sondern läßt sie gerade so ganz und gar in die konkrete Pluralität eingehen, daß diese in der einen Fülle Gottes, im einen Geist Gottes zu ihrer vollen Entfaltung kommen kann.

Georg Langemeyer

So ist auch Jesu Reich-Gottes-Praxis dreifach bestimmt: einmal vom Gehorsam gegenüber dem Willen des Vaters (Gegenübersein), einmal von der Ergriffenheit durch die mütterliche Nähe und Sorge des Vaters (Dabeisein) und einmal vom Sich-Loslassen in das verborgene Geheimnis des Vaters (Nichtsein).

Auch christliche Glaubenspraxis vollziehe sich in den genannten Dimensionen, und der Auftrag „allen alles werden“ bedeute dann: jeweils mit jedem solidarisch werden in der aufgeführten seriellen Struktur, dabei „gemäß dem Gesetz Christi“, nämlich gemäß der Liebe zum Nächsten. Die unbegrenzbare Vielfalt geschöpflicher Wirklichkeit spiegelt dabei nach Langemeyer die unendliche Seinsfülle Gottes wider. Isomorphie sei also christlichem Leben nicht abträglich. Und durch Fixierungen des Lebens auf bestimmte Anliegen verbaue man sich das Verständnis für andere Anliegen. Man lebe gegen den zeitlichen Wechsel und gegen die Vielfalt des Lebens. Man lebe gegen die anderen, die Andersdenkenden, statt mit ihnen. Und das sei im Grunde ebenso Flucht vor dem tatsächlichen Leben und vor der eigenen Identität wie die Sucht, in der Vielfalt des postmodernen Angebots alles mitzuerleben, ohne sich mit etwas zu identifizieren.

ZEITSIGNALE

Unter diesem Titel lassen sich Vorträge zusammenfassen, die im Jahre 1994 im Mittelpunkt der Akademieabende in den Tagungshäusern Hohenheim und Weingarten standen.

Heilen – Heiler – Heil

Eine theologische Orientierung

25. April
Weingarten
306 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst

Referent:
Dr. Anselm Grün OSB, Münsterschwarzach

Das Interesse vieler Menschen richtet sich heute in besonderer Weise auf das Heilsein des Menschen und auf heilende Kräfte, die von ihm ausgehen oder auf ihn einwirken können. Heiler und Heilerinnen, „Heilpraktiker“ unterschiedlichster Art, haben Konjunktur. Gilt nicht der Satz „Wer heilt, hat recht?“ Wie steht es in diesem Zusammenhang um die therapeutische Dimension des christlichen Glaubens und Handelns? Kann – oder muß? – von ihm in der Kontinuität der Praxis Jesu nicht eine heilende Kraft auf das gegenwärtige, alltägliche Leben des Menschen ausgehen? Wie verhält sich dann christliches Heil und Heilen zum Heilen der Heiler?

Im Oktober 1993 veranstaltete die Akademie im Tagungshaus Weingarten einen Clubabend mit dem Thema „Heilerinnen und Heiler in Oberschwaben: Ein Blick hinter die Kulissen laienmedizinischen Wirkens“. Viele der ca. 170 Teilnehmer äußerten den Wunsch, das damals unter volkskundlicher Perspektive vorgestellte Thema aus christlich-theologischer Sicht zu würdigen. Denn Heil ist einer der zentralen Begriffe der christlichen Botschaft. Dem Christen ist nicht nur Heil, sondern ewi-

ges Heil verheißen. Ist Heil also nur eine zukünftige und jenseitige Größe – ein Zustand nach dem Tod? Hat Heil demnach mit der alltäglichen Gegenwart des menschlichen Lebens nichts zu tun? – Solche Fragen beantwortet das Handeln Jesu in eindrucksvoller Weise. Seine Heilungswunder gehören zu den einprägsamsten und bestbezeugten Taten seines Lebens. Jesus heilt von vielerlei Krankheiten des Leibes und der Seele. Er wird deshalb früh von Christen der „Heiland“ der Welt und der Menschen genannt. Ihn deshalb heute einfach „Heiler“ oder „Therapeut“ zu nennen, fällt trotzdem schwer.

So lud die Akademie Pater Dr. Anselm Grün, der im Recollectio-Haus der Abtei Münsterschwarzach im Wissen und Vertrauen auf die heilmachende Kraft des Glaubens arbeitet, zum Vortrag ein, um die biblisch-christliche Dimension von Heilen, Heiler und Heil aufzuzeigen.

Kinder nicht um Gott betrügen

Anstiftungen für Mütter und Väter

26. April
Stuttgart-Hohenheim
42 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst

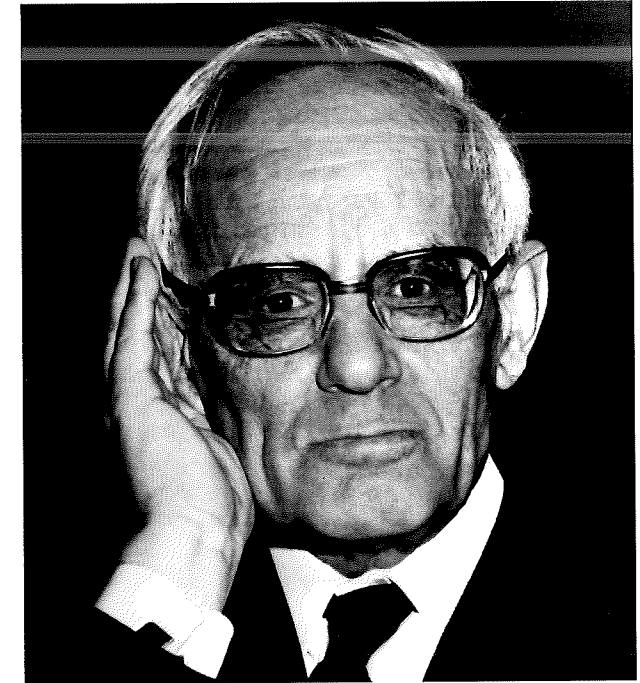
Referent:
Prof. Dr. Albert Biesinger, Tübingen

In seinem Vortrag griff der Tübinger Religionspädagoge Albert Biesinger, selbst Familienvater, einen ‚wunden Punkt‘ vieler Eltern in der Erziehung ihrer Kinder auf: die Sprachlosigkeit über Gott. Eltern wollten für ihre Kinder das Beste. Aber viele betrügen sie um das Wesentlichste: die Beziehung zu Gott. Musikunterricht, Ballett und Sport seien wichtig im Leben eines Kindes. Wer darüber aber die Antwort auf die erstaunlich tiefgründigen Fragen

eines Kindes nach den Geheimnissen des Lebens vergesse oder der Selbstentscheidung wegen auf später verschiebe, enthalte ihm lebenswichtige Orientierung und Hilfe fürs Leben vor.

Biesinger ging aus von den tausend Fragen von Kindern, die wissen wollten, was das Leben sei, was die Welt zusammenhalte und was mit der Großmutter nach dem Tod geschehe. Eltern dürften sich nicht scheuen, als letzten Grund von allem Gott zu nennen. Sonst könne ein religiöses Vakuum entstehen. Jugendsekten bis hin zu Teufelskulten spekulierten nur darauf, die entstehende Leere auszufüllen. Allerdings sollten sich die Eltern hüten, den ‚lieben und guten Gott‘ etwa als strafenden Richter oder überfordernden Leistungsgott darzustellen. Solche dämonischen Bilder verzeichneten das wahre Wesen Gottes. Sie drückten Menschen nieder und könnten sie sogar krank machen.

Der Gott der Christen meint es mit dem Menschen gut. Wie ein guter Hirt begleitet er und beschützt er ihn. Das richtige Gottesbild vermittelt Hoffnung, Zuversicht im Leben und über den Tod hinaus. Es ist ein Gott, der Tränen trocknet, die Trauernden tröstet und endgültig zum Heil führt. Gott schafft allerdings das Leid nicht aus der Welt. Vielmehr leidet er mit dem Menschen und befreit ihn am Ende zum Leben. Zur religiösen Erziehung gehört, daß Eltern mit ihren Kindern kindgemäß beten und sie anleiten, nach ihrem Gewissen zu entscheiden. Aus entwicklungspsychologischen Gründen kritisierte Biesinger Ansichten, man müsse Kinder zunächst religionslos aufwachsen lassen, damit sie später selbst über Gott und Religion entscheiden könnten. Biesinger bezeichnete dies als ebenso unsinnig wie wenn man meinte, Kindern dürfe man nicht die eigene Sprache sprechen lehren, damit sie selbst einmal entscheiden könnten, welche Sprache sie selbst sprechen wollten.



Mystisches Christentum?

Karl Rahner zur Zukunft des Glaubens

21. Juni
Stuttgart-Hohenheim
150 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

30. November
Weingarten
106 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst

Referent:
Prof. Dr. Jörg Splett, Frankfurt

Am 30. März 1994 jährte sich der Tod Karl Rahners – einer der bedeutendsten und einflußreichsten Theologen des 20. Jahrhunderts – zum zehnten Male. – Kardinal König, der Rahner zu seinem theologischen Berater beim Zweiten Vatikanischen Konzil berufen hatte, urteilte 1994 über seine Bedeutung: „Wenn die Kirche mit dem letzten Konzil einen gewaltigen Schritt nach vorn getan hat, so ist es vor allem auch das kaum überschaubare Erbe Karl Rahners, der uns stets aufs neue ermutigt, uns den Herausforderungen der Zeit zu stellen und den eingeschlagenen Weg weiterzugehen, ohne durch übertriebene Kritik verunsichert, in Mutlosigkeit steckenzubleiben.“

Eine der zentralen Visionen, die wir Rahner verdanken und die die Akademieabende aus Anlaß seines 10. Todestages aufgegriffen, war die eines mystischen Christentums, das allein in der Lage sei, die Zukunft zu bestehen. Bereits 1966 entfaltet Rahner diese seine visionäre Position, die er in folgenden Sätzen komprimiert zusammenfaßt: „Nur um deutlich zu machen, was gemeint ist, und im Wissen um die Belastung des Begriffs ‚Mystik‘ ... könnte man sagen: der Fromme von morgen wird ein ‚Mystiker‘ sein, einer, der etwas ‚erfahren‘ hat, oder er wird nicht mehr sein, weil die Frömmigkeit von morgen nicht mehr durch die im voraus zu einer personalen Erfahrung und Entscheidung einstimmige, selbstverständlich öffentliche Überzeugung und religiöse Sitte aller mitgetragen wird, die bisher übliche religiöse Erziehung also nur noch eine sehr sekundäre Dressur für das religiös Institutionelle sein kann. Die Mystagogie muß von der angenommenen Erfahrung der Verwiesenheit der Menschen auf Gott hin das richtige ‚Gottesbild‘ vermitteln, die Erfahrung, daß des Menschen Grund der Abgrund ist: daß Gott wesentlich der Unbegreifliche ist; daß seine Unbegreiflichkeit wächst und nicht abnimmt, je richtiger Gott verstanden wird, je näher uns seine sich selbst mitteilende Liebe kommt; daß man ihn nie als bestimmten Posten in das Kalkül unseres Lebens einsetzen kann, ohne zu merken, daß dann die Rechnung erst recht nicht aufgeht; daß er unser ‚Glück‘ wird, wenn er bedingungslos angebetet und geliebt wird; aber auch, daß er nicht bestimmt werden kann als dialektisches Nein zu einem *erfahrenen* Ja, z.B. nicht als der bloß Ferne gegenüber einer Nähe, nicht als Antipol zur Welt, sondern daß er über diese Gegensätze erhaben ist.“ (Karl Rahner, 1966)

„Haben wir schon einmal geschwiegen, obwohl wir uns verteidigen wollten, obwohl wir ungerecht behandelt wurden? Haben wir schon einmal verziehen, obwohl wir keinen Lohn dafür erhielten und man das schweigende Verzeihen als selbstverständlich annahm? Haben wir schon einmal gehorcht, nicht weil wir mußten und sonst Unannehmlichkeiten gehabt hätten. [...] Haben wir schon einmal geopfert, ohne Dank, Anerkennung, selbst ohne das Gefühl einer inneren Befriedigung? Waren wir schon einmal restlos einsam? Haben wir uns schon einmal zu etwas entschieden, rein aus dem innersten Spruch unseres Gewissens heraus, dort wo man es niemand mehr sagen, niemand mehr klarmachen kann, wo man ganz einsam ist und weiß, daß man eine Entscheidung fällt, die niemand einem abnimmt, die man für immer und ewig zu verantworten hat? [...] Haben wir einmal eine Pflicht getan, wo man sie scheinbar nur tun kann mit dem verbrennenden Gefühl, sich wirklich selbst zu verleugnen und auszustreichen, wo man sie scheinbar nur tun kann, indem man eine entsetzliche Dummheit tut, die einem niemand dankt? Waren wir einmal gut zu einem Menschen, von dem kein Echo der Dankbarkeit und des Verständnisses zurückkommt, und wir auch nicht durch das Gefühl belohnt werden, ‚selbstlos‘, anständig usw. gewesen zu sein? [...] Haben wir schon einmal versucht, Gott zu lieben, dort, wo keine Welle einer gefühlvollen Begeisterung einen mehr trägt, wo man sich und seinen Lebensdrang nicht mehr mit Gott verwechseln kann, dort, wo man meint zu sterben an solcher Liebe, wo sie erscheint wie der Tod und die absolute Verneinung, dort, wo man scheinbar ins Leere und gänzlich Unerhörte zu rufen scheint, dort, wo es wie ein entsetzlicher Sprung ins Bodenlose aussieht, dort wo alles ungreifbar und scheinbar sinnlos zu werden scheint?“

Es geht also nicht bloß um die Einsamkeit und Riskiertheit des Bewußtseins- oder Freiheitswesens Mensch als solchen, wie den Text ein Außenstehender vielleicht läse. Auf die genannten Erfahrungen spricht Rahner vielmehr den Glaubenden an: jemanden, der sich wissentlich und willentlich auf Gott bezieht; der versucht, ihn zu lieben, d.h. sein Gebot zu erfüllen (Joh 14, 21) – und dem das auch manchmal „gelingt“. Er ist also nicht erst *durch* diese Erfahrung zum „Frommen“ geworden – gar nur in einer „Leerlauf“-Handlung aus frustriertem Wunsch-

denken (wofür die vergleichende Verhaltensforschung eindruckliche Beispiele vorlegt).

Zukunft des Glaubens? Karl Rahner läßt Ignatius fragen, ob es einmal Menschen geben werde, die kein Ohr mehr für Gott haben, „die sich immer und mit wirklichem Erfolg verbieten, das Geheimnis schlechthin nahe sein zu lassen, das als Eines und Umfassendes als Urgrund und Urziel namenlos in ihrem Dasein waltet.“ (RI37) Ihn könnte das nicht erschüttern, die Geschichte der Menschheit sei dann eben zu Ende. Aber so lange es Menschen gibt, die diesen Namen verdienen, wird von Gott die Rede sein, und um ihn geht es.

„...es wird immer eine Mystik und Mystagogie der unsagbaren Nähe dieses Gottes geben, der das andere von sich geschaffen hat, um sich selber ihm in Liebe als ewiges Leben zu schenken. Die Menschen werden immer angeleitet werden können, die endlichen Götzenbilder, die an ihren Wegen stehen, zu stürzen oder gelassen an ihnen vorbeizugehen..., ‚gelassen‘ zu werden und so in dieser nur scheinbar leeren Freiheit zu erfahren, was Gott ist“. Und immer wieder werden Menschen dies „im Blick auf Jesus den Gekreuzigten und Auferstandenen“ wagen. Sie werden sich in diesem Glauben „zur Kirche zusammmentun, sie bilden, sie tragen und sie – aushalten“. Formen und Sendungen mögen bleiben, sich wandeln oder untergehen. „So oder so bleibt Gott der immer Größere.“

Doch hätten wir überhaupt derart nach der Zukunft zu fragen? Was uns zukommt, je und je auf uns zukommt, ist das uns gewährte und aufgetragene *Heute*. Vielleicht hätten wir dem Thema am besten entsprochen, wenn wir miteinander eine kleine Rahner-Schrift von 1965 gelesen hätten, eine Meditation mit dem Titel „Im Heute glauben“. Die Abschnitt-Überschriften: Das Heute des Glaubens – Brüderlichkeit des Glaubens – Bedrohtheit des Glaubens – Radikale Einfachheit des Glaubens – Göttliche Eröffnung des Glaubens. Deren Schlußwort hat A. Raffelt an den Schluß der Gebete-Sammlung gestellt:

„Meine Brüder lund Schwestern!, schließen wir leise, damit wir nicht Gottes stilles und doch so mächtiges Gnadenwort in uns durch das anmaßend laute und schwache Menschenwort übertönen. Sagen wir: ‚Herr, hilf meinem Unglauben!‘ Gib mir die Gnade des Glaubens an Jesus Christus, unseren Herrn, sein Evangelium und seine rettende Gnade“.

Vor uns die Sintflut?

Spuren der Apokalypse in der Gegenwartsliteratur

3. November
Stuttgart-Hohenheim
107 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst

Referent:
Privatdozent Dr. Karl-Josef Kuschel, Tübingen

Im letzten Jahrzehnt des zweiten Jahrtausends ist wiederum Endzeitstimmung angesagt. Nicht nur das Ende des Jahrtausends erzeugt dieses apokalyptische Bewußtsein. Es mehren sich wirkliche, reale Zeichen, daß eine bestimmte Periode der menschlichen Geschichte in ihre Endzeit eintritt. Seveso, Tschernobyl, Sandoz, Aids, politische Skandale und globale weltwirtschaftliche Probleme sind für viele Menschen Menetekel an der Wand. Aber ebenso der sich ausbreitende Hunger, die wachsende Armut und die unerwartet ausgebrochenen, grausamen Kriege mitten in Europa und auf allen Kontinenten der Erde. Die ausufernde Gewalt und die Brutalisierung in vielen Gesellschaften nicht zu vergessen! Deutet dies alles auf eine bevorstehende dramatische Verschlechterung des Zustands unserer Zivilisation hin? Kollabiert die Kultur des Menschen und sein ihm zugewiesener Lebensraum durch sein Verschulden? – Ist die Apokalypse nicht partiell schon präsent? Wer im Fernsehen die Bilder der Ölkatastrophe in Nordsibirien im Herbst 1994 gesehen hat oder sich an die radioaktive Verseuchung im Zusammenhang mit der Katastrophe von Tschernobyl 1986 erinnert oder an die brennenden Ölfelder im Golfkrieg des Jahres 1991, der liest die das Ende der Zeit ankündigenden Verse aus der Jesaja-Apokalypse der Bibel des Alten Testaments mit eigenartiger Beklemmung:

„Edoms Boden verwandelt sich in Schwefel. Sein Land wird zu brennendem Pech. Es erlischt nicht bei Tag und bei Nacht, der Rauch steigt unaufhörlich empor. – Das

Land ist für Generationen verödet, nie mehr zieht jemand hindurch. Der Herr spannt die Meßschnur ‚Öde‘ darüber, er legt das Senkblei ‚Leere‘ an.“ (Jes 34, 9-12)
Auch dem, der im 8. Kapitel der Johannes-Apokalypse blättert, werden die Analogien der Bilder von damals und unserer Erfahrung mit der bedrohlichen ökologischen Situation der Erde von heute in bedrängender Weise deutlich, wenn z.B. geschrieben steht: „*daß am Ende der Zeit der dritte Teil aller Lebenssubstanzen im Meer abstirbt und daß der dritte Teil der Gewässer Menschen vergiftet.*“ (Offb 8,7)

Im Zusammenhang mit der Biblisch-pastoralen Werkwoche des Katholischen Bibelwerkes, Stuttgart, der Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung und des Instituts für Fort- und Weiterbildung unter dem Titel „*Ein Buch mit sieben Siegeln*“. Die Offenbarung des Johannes lud deshalb die Akademie Priv.-Doz. Dr. Karl-Josef Kuschel zum Vortrag ein, um Spuren der Apokalypse in der Gegenwartsliteratur aufzuzeigen. Denn nicht nur Bilder der Bibel, insbesondere aus der Johannesapokalypse, sondern auch und gerade die Gegenwartsliteratur trägt in sich eindrucksvolles apokalyptisches Gedankengut und Bildmaterial, in das Kuschel anhand atemraubender Gedichte beispielsweise von Reinhold Schneider (Apokalypse), Günter Eich (Träume), Peter Huchel (Psalm) Kurt Marti (Nach dem Besuch der radioaktiven Wolke) einführte. Die Summe, die er aus seiner literarischen Spurensuche apokalyptischen Endzeitbewußtseins zog, sei hier wiedergegeben:

„(1) Apokalyptische Texte der Gegenwartsliteratur zeigen die mit sich selbst konfrontierte Moderne, die *Opfer* der ihrem eigenen Bemächtigungsprozeß immanenten Zerstörungsgewalt wird. Auch die Geschichte des Christentums wird man kritisch aufzuarbeiten haben, wie weit es sich der Komplizenschaft mit den destruktiven Kräften der Moderne schuldig gemacht hat. Carl Amerys Buch ‚Das Ende der Vorsehung‘ trägt nicht zufällig den Untertitel ‚Über die gnadenlosen Folgen des Christentums‘. Es ist ein erster, noch einseitiger Vorstoß, der heute schöpfungstheologisch aufgenommen werden muß.

(2) Keiner der literarischen Texte erlaubt ein *ästhetisches Alibi* für politischen Fatalismus oder unpolitischen Zynismus. Die Hoffnungsperspektive der Literatur wird aber oft nicht mehr auf der ästhetischen Ebene geliefert,

sondern ist der Existenz von Literatur schlechthin immanent. Die Hoffnung, die Literatur zu geben hat, ist oft mit der Tatsache ihrer Noch-Existenz identisch. Von dieser Paradoxie lebt selbst noch das Buch von Max Frisch. Es ist eine mit Hilfe der Sprache beschworene Parabel vom Ende der Sprache. Literatur ist somit in ihrer bloßen Existenz schon der Kampf des Lebens gegen den Tod, ist Widerstand gegen jede Art von Nekrophilie, die Selbstverliebtheit in den Untergang. Gerade in ihrem produktiven Unterbrechungscharakter ist sie selber noch einmal Anwalt des Überlebens. Hier ist Literatur Bundesgenosse einer Christlichkeit, die nicht bereit ist, die Welt zum Teufel gehen zu lassen. Beide können in einer Koalition für die Schöpfung den Prozeß der Selbstzerstörung möglicherweise nicht aufhalten, aber sie können – im Interesse der Opfer – es verhindern, daran Spaß zu haben, ihn als Ware zu verkaufen oder mit Häme und Zynismus darüber wegzugehen. Gerade das kirchliche Christentum wäre für viele Schriftsteller glaubhafter, wenn das gleiche Engagement pro mundi vitae nicht nur bei individualistisch verengten sexualmoralischen Fragen, sondern auch in Fragen von Weltfrieden, Ökologie und Ökonomie unter Beweis gestellt würde – in einer Wolf’schen Synthese aus Sensibilität für die Ängste und rationaler Analyse der Ursachen zugleich. Denn die Wahrnehmung der drohenden Apokalypse stiftet eine *neue Ökumene* über die alten ökumenischen Fronten hinaus: eine Ökumene für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung.

(3) Gerade weil Literatur auf der ästhetischen Ebene jedes Alibi verweigert, macht sie fähig, über sich hinaus zu weisen in den Raum, in dem als einzigem der Apokalypse beizukommen ist: den Raum *solidarisch-politischer Praxis*. Nicht die Beschwörung einer irrationalen, ungeheuren Bedrohung der Welt – wie in apokalyptischen Texten des Expressionismus – interessiert heutige Autoren. Keiner könnte mehr so schreiben wie Georg Heym. Wohl aber setzt die Analyse von Bedrohungswahrnehmung eine politische Widerstandspraxis frei. Apokalypse-Beschwörungen in der Literatur sind Akte des Widerstandes gegen die nekrophilen Kräfte der Selbstzerstörung. ‚Vor der Sintflut‘ erweist sich – folgen wir dem Lyriker Gunter Kunert – allein das Gedicht oft noch als ‚Arche Noah‘: ‚Im Augenblick bedrohlicher Beängstigung vor der individuellen Leere, die der allgemeinen korrespondiert‘, sagt

Kunert in seinen Frankfurter Poetik-Vorlesungen 1985 – ist uns... das Gedicht am nächsten. Ja, das Verlangen nach einem anderen, unkorumpierbaren Bewußtsein, das nicht aus politischem Zement, materieller Verblendung und gewalttätigem Vorurteil sich zusammensetzt, müßte naturnotwendig an das Gericht geraten.

(4) Literatur lebt – gerade wo sie die Bedrohtheit der Schöpfung zeigt – von einem *Schöpfungsvertrauen*, das sie selber nicht noch einmal begründen kann. Ob dieses Schöpfungsvertrauen letztlich im literarischen Text ausgesprochen wird oder indirekt durch die Existenz von Literatur überhaupt sich verifiziert, Literatur weist angesichts der Apokalypse nicht nur über sich hinaus auf den Raum solidarischer Praxis, auf Akte widerständigen Handelns wider die Nekrophilie, wider die Blindheit und den Zynismus, sondern auch auf den Schöpfer schlechthin. Gerade als nicht-religiöse Texte sind die apokalyptischen in höchstem Maße relevant. Wenn das Ganze von Welt, Kosmos und Geschichte auf dem Spiel steht, dann muß für die Glaubenden die Frage nach Gott, die Frage nach dem jüdisch-christlichen Gott zumal, seinem Schöpfungsplan und seiner Erlösungsverheißung, wahrlich neu verhandelt werden. Gerade das Thema Apokalypse ist wie kein anderes geeignet, die Fragen ‚wachzuhalten‘, deren Anwalt stets die Religionen waren: Wer sind wir? Wo kommen wir her? Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns? – so die ersten Sätze auch von Ernst Blochs ‚Das Prinzip Hoffnung‘.“

„Dialog mit Bibel“ nennt der junge Lyriker *Jürgen Renert* einen der eindrucksvollsten Gedichtbände mit „Malerei und Grafik aus der DDR zu biblischen Themen“ (1984). Er endet mit dem Text „Apokalyptisch“ (zu Offb 13,1):

„Das Ende der Welt
ist ausmalbar geworden,
insofern nicht länger malbar.
Das Ende der Welt
ist nicht mehr zu diskutieren,
sondern zu verhindern.
Notfalls, wie
in unserem Fall, mit Gott !,
sprich: unserer!, Hilfe“

Psalm

*Daß aus dem Samen des
Menschen
Kein Mensch
Und aus dem Samen des Ölbaums
Kein Ölbaum
Werde,
Es ist zu messen
Mit der Elle des Todes*

*Die da wohnen
Unter der Erde
In einer Kugel aus Zement,
Ihre Stärke gleicht
Dem Halm
Im peitschenden Schnee.
Die Öde wird Geschichte.
Termiten schreiben sie
Mit ihren Zangen
In den Sand.*

*Und nicht erforscht wird werden
Ein Geschlecht,
Eifrig bemüht,
Sich zu vernichten.*

Peter Huchel

Die Verdrängung des Weiblichen

Über die Folgen der Religionsmischung in Japan

24. November
Stuttgart-Hohenheim
38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Verena Wodtke-Werner

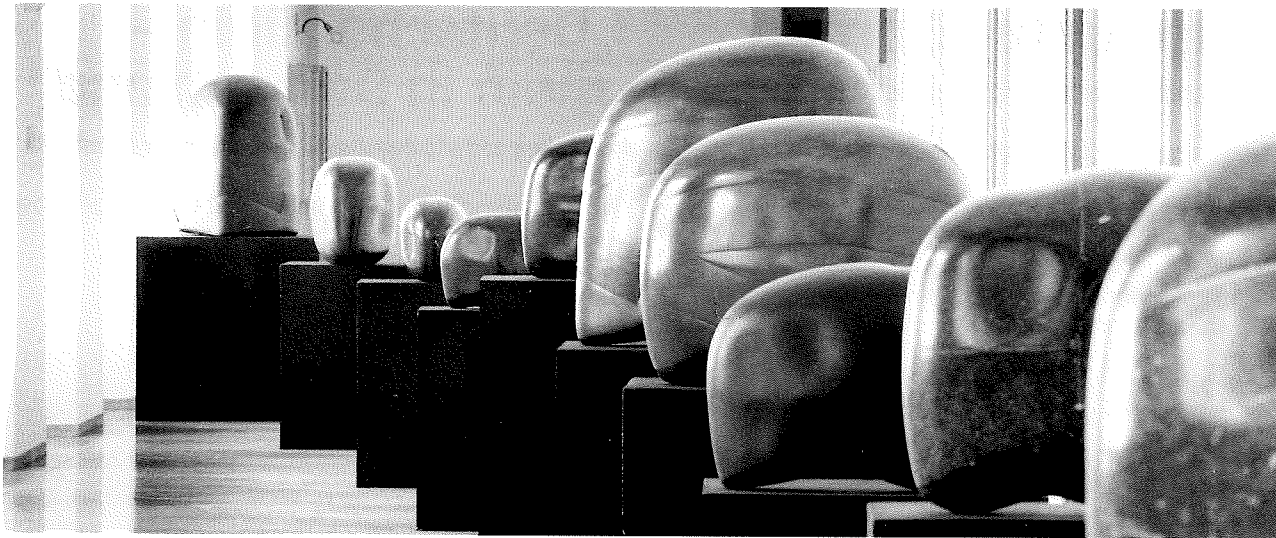
Referentin:

Prof. Dr. Haruko Kunigunde Okano, Tokyo

Nicht nur im Christentum und der abendländischen Kultur, auch in anderen Religionen und fernen Kulturkreisen erfahren Frauen Diskriminierung und Ausgrenzung. – Mit Frau Okano konnte die Akademie im Rahmen der Referates „Frau in Kirche und Gesellschaft“ zur Frage der „Verdrängung des Weiblichen“ in der japanischen Gesellschaft eine Referentin gewinnen, die eine her-

ausragende Expertin feministischer japanischer Theologie ist. Sie studierte an der Sophia-Universität in Tokyo Germanistik, Religionswissenschaften und Philosophie; anschließend in Bonn vergleichende Religionswissenschaft, katholische Theologie und Japanologie. Seit 1993 lehrt Frau Okano an der Jissen-Frauenuniversität in Tokyo. Drei Bestimmungen fügen sich in ihr auf eine paradox erscheinende, aber glückliche Weise zusammen: Sie ist nach Herkunft und Kultur Japanerin, sie ist Frau und Christin und auf europäische Weise Theologin. In ihrer eigenen Existenz versucht sie, die die Welt bestimmende interkulturelle Spannung und Verständigung aufrechtzuerhalten.

Mit Blick auf die Hauptreligionen Hinduismus, Buddhismus und Schintuismus, die die japanische Gesellschaft prägen und die selbst in ihrer Wurzel eher frauenfreundlich sind, konnte Frau Okano zeigen, daß der in Japans Gesellschaft herrschende religiöse Synkretismus zu einer Verdrängung der Frau aus der Öffentlichkeit und des Weiblichen aus der Kultur führt. Denn letztlich schützt keine die japanische Kultur tragende einheitliche frauenfreundliche und verpflichtende Religion die Würde der Frau. So dominiert oft gegen die Intentionen der einzelnen Religionen der in der japanischen Gesellschaft tief sitzende Patriarchalismus.



Reihe: Jüdinnen und Christinnen im Gespräch



Sionah Tagger: Portrait einer jungen Frau, Öl, 1924

„Rose unter Dornen“

Streiflichter durch die israelische Frauenliteratur

Veranstaltung in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Bad Boll

1. Februar 1994
Stuttgart-Hohenheim
70 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dagmar Mensink
Monika Renninger, Bad Boll

Referentin:
Dr. Anat Feinberg, Heidelberg



Portrait von Madame Lipchitz, 1916–17

„Deutsche Jüdin – Jüdin in Deutschland“

Über die schwierige Bestimmung einer Identität

Veranstaltung in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Bad Boll

12. April 1994
Stuttgart-Hohenheim
62 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dagmar Mensink
Monika Renninger, Bad Boll

Referentin:
Ruth Rürup-Braun, Karlsruhe

„Von Lobgesängen und Klageliedern: Jüdinnen und Christinnen im Gespräch“

Tagung in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Bad Boll

Bad Boll
9. – 11. Dezember
43 Teilnehmerinnen

Tagungsleitung:
Monika Renninger, Bad Boll
Dagmar Mensink

Referentinnen:
Britta Jüngst, Berlin
Susanna Keval, Frankfurt
Brigitte Müller, Göppingen
Susanne Sandherr, Karlsruhe
Dr. Marianne Wallach-Faller, Zürich

Antijudaismus in der Feministischen Theologie

Spätestens seit 1986 wird die deutsche Feministische Theologie von der Erfahrung erschüttert, daß auch ihre Entwürfe nicht vor antijudaistischen Stereotypen gefeit sind, ja daß sie vielfach mehr traditionelle Denkmuster in sich tragen, als sie selbst wahrhaben wollen. Während im nordamerikanischen Kontext aus dieser Erkenntnis längst eine rege theologische Diskussion erwachsen ist – mit engagierten TeilnehmerInnen auf jüdischer und christlicher Seite – blieb die feministische Szene hierzulande im wesentlichen darauf bedacht, sich gegen diesen Vorwurf abzugrenzen. Im März 1994 brach der Konflikt zwischen Jüdinnen und Christinnen erneut auf anläßlich der Liturgie zum Weltgebetstag der Frauen: Die Verfasserinnen, palästinensische Christinnen aus Jerusalem, hatten zur Beschreibung ihrer bedrückenden Situation den Kreuzweg Jesu in den Mittelpunkt gerückt.

Damit riefen sie die antijüdische Auslegung der Passionserzählungen wach, die „die Juden“ für den Tod Jesu verantwortlich macht und so den christlichen Antijudaismus schürt, der Theologie und Frömmigkeit über Jahrhunderte geprägt hat – erinnert sei für die katholische Kirche nur an die Entwicklung der Karfreitagsfürbitten. Plötzlich sahen sich die Frauen, die für ihre Gemeinden den Weltgebetstag vorbereiteten, vor die Frage gestellt, ob und wie sie hier überhaupt mitbeten könnten. Die Forderung nach „doppelter Solidarität“ – mit den Palästinenserinnen einerseits und jüdischen Frauen andererseits – wurde laut, doch um deren konkrete Gestalt wurde heftig gerungen.

Die Auseinandersetzungen haben unter den in der Bundesrepublik am jüdisch-christlichen Dialog Beteiligten tiefe Gräben gerissen. Eindringlich stellt sich deshalb in der Nacharbeit die Frage, wie das Gespräch unter Jüdinnen und Christinnen vertieft werden könnte. Zweifellos ist diese Begegnung von einem Unverhältnis geprägt: Die Zahlenrelation beider Gruppen ist aufgrund unserer deutschen Vernichtungsgeschichte völlig aus dem Gleichgewicht. Zusätzlich erschwert wird das Gespräch dadurch, daß die Beschäftigung mit der jüdischen Tradition oft nur Anlaß gibt für eine binnenchristliche Kontroverse, bei der dann evangelische und katholische Christinnen ihre Positionsunterschiede herausarbeiten und Jüdinnen sich mit Recht funktionalisiert sehen.

Aber auch wenn die Anfänge klein sind: Es gibt sowohl Christinnen als auch Jüdinnen, die sich füreinander und für die jeweils andere Tradition interessieren und bereit sind, ihr Gegenüber in seiner Eigenheit anzuerkennen. Diesem Gespräch ein Forum zu eröffnen, bei dem die Anliegen beider Seiten zur Sprache kommen, war das Ziel der Kooperationsreihe zum jüdisch-christlichen Gespräch aus feministischer Perspektive mit der Evangelischen Akademie Bad Boll. Sie fand statt mit zwei Vortragsabenden in Hohenheim und einer Wochenendtagung in Bad Boll. Im Wissen um die Antijudaismus-Debatte in der Feministischen Theologie einerseits und die aktuellen Konfliktfelder andererseits war dies ein ermutigender Schritt, einander mit der unterschiedlichen politischen wie persönlichen Geschichte, Herkunft und Identität ernstzunehmen und zugleich die Andere teilhaben zu lassen am Umgang mit der eigenen Tradition in feministischer Kritik. Der erste Blick galt der

Lebenswirklichkeit jüdischer Frauen in Israel, wie sie sich in ihrer Literatur spiegelt.

Israelische Frauenliteratur: alles andere als „Briefe aus dem Hinterland“

Sich öffnen

*Wie eine Blume im Zeitraffer langsam
sich öffnet. Zu stark, sage ich
wenn das Gefühl ohne Rest zerfließt
dem Licht zu sehr ausgesetzt brennt,
sage ich, verbrennt laß ab, du bist
kein Satan du bist kein Seraph du bist
eine brüchige Sache laß ab
bring die weiße Muschel zurück
zum Meer, das sie dir geliehen für die Dauer
einer Welle aus Licht
sie ist
dein Leben*

Rachel Chalfi

„Eines der überraschendsten und interessantesten Phänomene der hebräischen Literatur von heute – wenn nicht das faszinierendste überhaupt in den letzten fünf Jahren – ist die anhaltende Flut von Prosawerken, die von Frauen geschrieben wurden. Wie eine rastlose Energie, die jahrelang unterdrückt war, beginnt hier eine kreative Quelle zu sprudeln. Die Literatur der israelischen Sirenen ist zur Zeit in Mode“, stellt Dr. Anat Feinberg fest, selbst israelische Schriftstellerin und Dozentin für Literaturwissenschaft an der Jüdischen Hochschule in Heidelberg. Vorbei sind die Zeiten, in denen der Platz der hebräischen Schriftstellerin die „Frauenabteilung“ der hebräischen Literatur war, ihre Werke lediglich „Briefe aus dem Hinterland“ (so bezeichnet von der israelischen Klassikerin Amalia Kahana Carmon in einem Artikel mit dem vielsagenden Titel „Sie [die hebräische Schriftstellerin] schreibt ganz nett, jedoch über Randgebiete“ aus dem Jahre 1988 – zitiert nach Dr. Anat Feinberg (Hg.), Rose unter Dornen. Frauenliteratur aus Israel, Gerlingen 1993, 7; 12f.). Ausgewählte Passagen aus Erzählungen hebräisch schreibender Autorinnen verschiedener Generationen belegen diese These. Die Schriftstellerin-

nen schreiben über den Holocaust, das Leben im Kibbuz, über das Zusammenleben mit Arabern und Araberinnen – kurz: über alle Bereiche, die das Leben in Israel bestimmen. Immer aber fließen klassische Frauenfragen mit hinein, und so ging es an diesem Abend auch um die Rolle der israelischen Frau in Familie und Beruf, im öffentlichen Leben, als Autorin.

Deutsche Jüdin oder Jüdin in Deutschland?

Nach dem Einblick in die komplexe israelische Wirklichkeit im Spiegel von Frauenliteratur fragte der zweite Abend nach der Identität von Jüdinnen hierzulande. Ruth Rürup-Braun schaute bei ihrer Bestimmung von jüdischer Identität, von Identifikation und Distanz zum Leben in Deutschland vor allem in ihren „deutschen Bücherschrank“: in die Werke von ExilantInnen, Ausgewanderten, Zurückgekehrten. Literarische Stimmen wurden zum Sprachrohr für die Vermittlung zwischen geschichtlicher und individueller, eigener Identität. Wie ein roter Faden durchzog das Thema Heimat (und Heimatlosigkeit) in und durch Sprache die Annäherungen an das gestellte Thema. Die hitzige Diskussion, die dem Vortrag folgte, zeigte, wie heikel und tabubesezt die Frage nach jüdischer Identität noch im Deutschland von 1994 ist, wie sehr sie für viele Deutsche ein Signet ist für Defizite in der eigenen Identitätsbestimmung nach 1945.

Gemeinsame Suche nach frauengerechter Liturgie

„Von Lobgesängen und Klageliedern“ handelte das Abschlußseminar der Reihe, das Liturgie und Gottesdienst und damit den religiösen Aspekt in den Mittelpunkt rückte. Jüdische, evangelische und katholische Referentinnen erhellten in Vorträgen, Diskussionen und in der Arbeit an Textbeispielen die je unterschiedlichen liturgischen Traditionen. Dabei wurde deutlich, was feministische Aufbrüche konfessions- und religionsübergreifend verbindet, aber auch, wo deutliche Unterschiede liegen. So ist das Bemühen um eine inklusive liturgische Sprache, in deren Bildern auch die Lebenswirklichkeit von Frauen zur Sprache kommt, allen ein Anliegen. Doch nicht nur im Bemühen um eine feministische Kritik und Neuformulierung liturgischer Sprache lassen sich vergleichbare Entwicklungen bei christlichen und jüdischen Feministinnen beobachten. Ähnliches ließe sich auch für die Bibelauslegung oder für die Ethik zeigen. Die Frage

nach Gottesdienst- und Gemeindeleitung, Pfarramt, Priesteramt und Rabbinat stellt sich zwar je nach Kontext unterschiedlich, gemeinsam aber ist die Kritik an einseitig männlich bestimmten Strukturen der religiösen Kultur und Tradition. Höhepunkt der Tagung war sicher das gemeinsame Feiern von Schabbat (mit einem eigens für die Teilnehmerinnen zusammengestellten „Gebetbuch“) und Sonntagsgottesdienst.

Die Tagung sah sich vor der Schwierigkeit, eine weitgehend gleiche Beteiligung von jüdischen und christlichen Frauen auch unter den Teilnehmerinnen zu erreichen. Die intensive briefliche, telefonische und persönliche Kontaktaufnahme im Vorfeld mit jüdischen Gemeinden im südwestdeutschen Raum sowie mit dem Landesverband Jüdischer Studenten und Jugendlicher in Württemberg fand positive Resonanz, spiegelte sich aber (noch?) nicht in der Teilnehmerinnenzahl. Bis ein ausgewogenes Gesprächsforum entstehen kann, wird noch viel Geduld und Ausdauer von Nöten sein, denn die Zahl der an feministischen Fragen interessierten jüdischen Frauen ist den kleinen jüdischen Gemeinden entsprechend sehr gering, und auf christlicher Seite sind sowohl die am jüdisch-christlichen Dialog beteiligten Frauen als auch die feministisch arbeitenden Theologinnen eine Minderheit. Deshalb wurden die einzelnen Tagungspunkte nochmals umfaßt von der übergeord-

neten Frage, welche Konsequenzen (Handlungsfelder und Perspektiven) sich aus den verschiedenen Überlegungen für das künftige jüdisch-christliche Gespräch (nicht nur) unter Frauen ergeben. Erstes Ziel ist in jedem Fall, daß jüdische und christliche Frauen einander so gut kennenlernen, daß sich jede im Gespräch in ihrer Identität verstanden, angenommen und geschützt weiß. Denn nur so ist eine Begegnung mit gegenseitiger Unterstützung und Ermutigung möglich. Das heißt zunächst etwas ganz Schlichtes: zu wissen, wovon die andere redet, ohne jedes Mal wieder bei Eva und Adam anfangen zu müssen, nicht immer neu klären zu müssen, was etwa Kiddusch ist und was Abendmahl und Eucharistie.

Zum Schluß soll nicht verhehlt werden, daß eine bewußte Wahrnehmung anderer Traditionen auch innerchristlich gutgetan hat. Denn es zeigten sich bei Liturgie und Gottesdienst sehr deutliche Unterschiede zwischen evangelischen und katholischen Frauen im Traditionshintergrund und in der Akzentsetzung, die in der klassischen Theologie – und Akademiearbeit – kaum zur Sprache kommen und eher blinde Flecken bleiben. Die Kooperation der beiden Akademien machte in erfreulicher Weise deutlich, wie sinnvoll und notwendig für den interreligiösen Dialog die ökumenische Weite ist, – die auch künftig das Gespräch zwischen Jüdinnen und Christinnen an der Akademie bestimmen sollte.

Tischgebet

Laßt uns die Quelle des Lebens erkennen

für das Land / die Erde und für die Speise:

laßt uns die Erde hüten,

daß sie uns erhalte,

und laßt uns um Speise bitten zur Sättigung

für alle, die den Erdkreis bewohnen.

נוֹדָה לְעֵין הַחַיִּים

עַל־הָאָרֶץ וְעַל־הַמָּזוֹן:

נִשְׁמֹר עַל הָאָרֶץ

וְהִי תִקְיָמֵנוּ,

וְנִבְקֶשׁ מְזוֹן לְשִׁבְעַ

לְכֹל יוֹשְׁבֵי תֵיבֵל.

Node leEn haChajim

al haArez weal haMason:

nischmor al haArez

wehi tekajemenu,

unewakesch Mason laSowa

lechol Joschwe Tewel

Marcia Falk, deutsche Übersetzung von Marianne Wallach-Faller

Interkulturelle Öffnung sozialer Dienste

Unter dieser Themenstellung wurde an der Akademie von 1991–1994 unter der Schirmherrschaft der Bundesbeauftragten für Ausländerfragen und gefördert durch die Robert Bosch Stiftung GmbH ein Projekt durchgeführt. Dabei sollte eruiert werden, inwieweit das Beratungsangebot in Deutschland inzwischen auf die (teilweise langjährige) Anwesenheit nichtdeutscher Minderheiten reagiert hat, welche Defizite festzustellen sind und welche Erfordernisse sich daraus ergeben.

Zur politischen Ausgangslage: Deutschland ist faktisch Einwanderungsland geworden

Die vor etwa 40 Jahren begonnene und bis in die 70er Jahre fortgesetzte Anwerbung und Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer – der ehemaligen „Gastarbeiter“ – hat dazu geführt, daß ein großer Teil dieser Menschen auf Dauer eine Heimat in unserem Land gefunden hat. Viele Familien leben mittlerweile in der dritten Generation hier. Neben diesem Prozeß des Seßhaft-Werdens findet weiterhin neue Zuwanderung statt und ist auch in Zukunft zu erwarten.

Die Bundesbeauftragte für die Fragen ausländischer Arbeitnehmer und ihrer Familien, Cornelia Schmalz-Jacobsen MdB, formuliert die Ausgangslage und die sich daraus ergebenden grundsätzlichen ausländerpolitischen Optionen wie folgt: „Zu wenig ist in der öffentlichen Diskussion deutlich, daß sich die weltweiten Wanderungsbewegungen aller Voraussicht nach verstärken werden. Die Gründe für die Wanderungsbewegungen sind vor allem: Das starke Bevölkerungswachstum im Süden der Welt; der ungleich verteilte Reichtum zwischen Süd und Nord und Ost und West sowie die zunehmende Internationalisierung und Arbeitsteilung der Wirtschaft; die Entwicklung unserer Kommunikations- und Transportwege und nicht zuletzt die Unterdrückung und Verletzung von Menschenrechten – vor allem aber die Verfolgung ethnischer, religiöser und kultureller Minderheiten. Nicht nur die Politik ist aufgefordert, auf die Zuwanderung verantwortlich zu reagieren, auch unsere Gesellschaft mit ihren unterschiedli-

chen Gruppen und Institutionen ist gefordert.“ Es gibt für die Bundesrepublik Deutschland keine Alternative zu einem Zusammenleben mit Menschen verschiedenster ethnischer Zugehörigkeit. Hierauf weisen nicht zuletzt auch bevölkerungs- und wirtschaftsprognostische Untersuchungen hin.

Zur Ausgangslage des Projektes

Wenn aber das dauerhafte Zusammenleben unterschiedlich geprägter Menschen zur Grundlage politischer Überlegungen gemacht wird, dann impliziert dies eine Reihe von sozial-, arbeitsmarkt- und bildungspolitischen Konsequenzen. Dies geschieht, so Schmalz-Jacobsen, „... im Bewußtsein, daß dies der längerfristig billigere Weg zur Integration ist, auch wenn er momentan Investitionen ideeller und materieller Art verlangt. Die Alternative hierzu wäre zunehmende Abschottung auch in den verschiedenen Bereichen sozialer Versorgung mit allen ihren negativen Folgen ...

Das bedeutet, daß neben den Organisationen, die seit vielen Jahren mit der Sozialberatung befaßt sind, auch diejenigen Institutionen, die allgemeine Beratungsangebote haben, sich dieser Anforderung stellen müssen. Interkulturell zu arbeiten ist heute nicht nur eine Aufforderung an die Wohlfahrtsverbände, sondern an alle Beratungsinstitutionen auf kommunaler, Landes- und Bundesebene.

Die Situation stellt neue Anforderungen auch in anderer Hinsicht. Die ethnische und kulturelle Zusammensetzung der Gesellschaft der Bundesrepublik hat sich in den letzten Jahrzehnten entscheidend gewandelt. Mehr als 50% der ausländischen Bevölkerung lebt länger als 10 Jahre hier. Sie ist zu einem festen Bestandteil unserer pluralen Gesellschaft geworden. Aus den ehemaligen „Gastarbeitern“ wurden „ausländische Arbeitnehmer“: Heute trifft diese Bezeichnung wiederum kaum mehr die Realität, denn meist sind sie aufgrund des langjährigen Aufenthalts „Inländer mit fremdem Paß“. Zusätzlich sind die Aufenthaltsgründe und Aufenthaltsperspektiven der Migranten in der Bundesrepublik außerordentlich unter-

schiedlich. Hier differenzierte Angebote zu erarbeiten, ist eine Aufgabe für alle gesellschaftlichen Bereiche. Es heißt, eine klare politische Orientierung für die jeweilige Institution zu geben, Regelungen für das Zusammenleben zu entwickeln und Interessen zu benennen. Sie sind unerlässlich für eine gelungene Integration.“

Hier setzte die konzeptionelle Planung eines Projektes an, das mit der Akademie und der Robert Bosch Stiftung zwei Institutionen verband, die im Themenbereich Ausländerarbeit in den Jahren zuvor schon intensiv gearbeitet und mehrfach kooperiert hatten. Für die Robert Bosch Stiftung bedeutete dieses Projekt den Abschluß eines langjährigen Förderungsschwerpunktes. Akademie und Robert Bosch Stiftung gehen von einem fortgesetzten und möglicherweise noch zunehmenden Bedarf an Informations-, Beratungs- und Betreuungsangeboten für alle Zuwanderergruppen aus. Demgegenüber konnten die bestehenden Einrichtungen der sozialen Versorgung auf diese Situation schon bisher nur punktuell antworten und neben der traditionell muttersprachlichen Ausrichtung ihrer Angebote eine interkulturelle Öffnung nicht flächendeckend durchsetzen. Als wesentliches Ziel des Projektes wurde deshalb die Untersuchung der Frage angesehen, welche strukturellen, konzeptionellen und personellen Voraussetzungen für eine angemessene „Integration“ der Beratungsdienste für Migranten in das differenzierte deutsche Regelangebot notwendig sind.

Phasen des Projekts

Erste Phase: Sichtung

Ein eigens für die Durchführung des Projekts angestellter wissenschaftlicher Mitarbeiter sichtete zunächst die umfangreiche Literatur, sowie die vielfältigen Konzepte der unterschiedlichen Träger, Initiativen und Projekte.

Darüber hinaus flossen v.a. in der ersten Phase die Erfahrungen der Robert Bosch Stiftung aus ihrer über zehnjährigen Fördertätigkeit in diesem Bereich ein.

Zweite Phase: Befragung

In der ersten Phase zeigte sich sehr bald die Notwendigkeit, in einem zweiten Schritt eine bundesweit angelegte und detailliert gegliederte Befragung zur Gewinnung der empirischen Ausgangsbasis durchzuführen.

Diese Befragung fand statt in ehemaligen Projekten der Robert Bosch Stiftung und darüber hinaus in einer Reihe von anderen sozialen Einrichtungen – von Kindergärten über psychologische Beratungsstellen und Stadtteilinitiativen bis hin zu Ausbildungsprojekten. Dabei wurden neben Einrichtungen der sog. Regelversorgung v.a. solche Projekte aufgesucht, die bereits migrantenspezifische Ansätze bzw. Konzepte entwickelt oder realisiert hatten.

Eine Dreiteilung der Fragestellung wurde vorgenommen:

- Welche Erfahrungen liegen in den verschiedenen Bereichen sozialer Dienste im einzelnen vor?
- Welche Anforderungen ergeben sich aus der Praxis für die in den sozialen Diensten beschäftigten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, für die Trägerebene und die politisch Verantwortlichen?
- Welche Maßnahmen erscheinen im Bereich der Mitarbeiterausbildung und-qualifizierung erforderlich?

Dritte Phase: Auswertung der Befragung

Mehrere Expertengespräche erbrachten zu Teilbereichen wie z.B. dem der Ausbildung wichtige Ergänzungen zur Befragung. Die Erhebungs- und Gesprächsergebnisse wurden in einem Diskussionspapier zusammengefaßt, das intensiv mit Wissenschaftlerinnen, Praktikerinnen und Trägervertreterinnen erörtert wurde. Das damit verbundene Anliegen war, dieses Papier schließlich im Rahmen einer größeren Fachtagungs-Öffentlichkeit mit Verantwortlichen der Wohlfahrtsverbände, der Sozialadministration und der Einrichtungen von Aus- und Fortbildung für soziale Berufe unter der Perspektive einer interkulturellen Öffnung sozialer Dienste zu diskutieren, um im Anschluß an die Tagung zu Empfehlungen für Reformschritte auf dieses Ziel hin zu gelangen.

Vierte Phase: Abschluß-Tagung

Diese Diskussion fand auf einer Fachtagung statt, die zugleich den Abschluß des Projektes darstellte:



Jean Dubuffet: Site en gloire, 1978

Interkulturelle Öffnung sozialer Dienste

Fachtagung mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Ausländer in Zusammenarbeit mit der Robert Bosch Stiftung

3.–4. Mai
Weingarten
54 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Klaus Barwig
Wolfgang Hinz-Rommel, Esslingen

Referentinnen/Referenten:
Gabriele Erpenbeck, Hannover
Prof. Otto Filtzinger, Koblenz

Prof. Dr. Stefan Gaitanides, Frankfurt/M.
Dr. Gert Hullen, Wiesbaden
Prof. Dr. Wolf-Dieter Mayer, Berlin
Cornelia Schmalz-Jacobsen MdB, Bonn
Prof. Helmut Schwalb, Freiburg
Dr. Ulrich Seibert, Uffing
Dr. Christoph Walter, Stuttgart

Das Projekt und die abschließende Tagung erbrachten ein zweifaches Ergebnis: Das dort vorgetragene, diskutierte und anschließend modifizierte Papier machte sich die Ausländerbeauftragte als *Empfehlungen zur interkulturellen Öffnung sozialer Dienste* zu eigen. Die Veröffentlichung durch das Amt der Ausländerbeauftragten machte die Empfehlungen und das vorausgegangene Projekt bundesweit bekannt und den Verantwortlichen zugänglich. Die Tagungsreferate und die Empfehlungen werden im Sommer 1995 beim Lambertus-Verlag unter dem Titel „Interkulturelle Öffnung sozialer Dienste“, hrsg. von W. Hinz-Rommel und K. Barwig, als Sammelband veröffentlicht.

Diskussionspunkte auf der Fachtagung

Auf der Tagung wurden mehrere Aspekte im Kontext der Interkulturellen Öffnung sozialer Dienste noch einmal besonders hervorgehoben (zitiert aus: Mitteilungen der Beauftragten des Bundesregierung für die Belange der Ausländer, Nr. 5: In der Diskussion: Empfehlungen zur interkulturellen Öffnung sozialer Dienste. Bonn Dezember 1994, S. 9ff.):

1. Die Interkulturelle Öffnung ist keine Aufgabe allein für die sozialen Dienste, sondern eine Herausforderung für die gesamte Gesellschaft. Zwar sind soziale Dienste in besonderem Maße mit Migrantinnen und Migranten und ihren Problemen und Interessen befaßt, und gerade die Wohlfahrtsverbände nehmen seit Jahrzehnten die Funktion eines Anwalts für diese Bevölkerungsgruppen wahr, aber auf der anderen Seite haben Migrantinnen und Migranten nicht mehr nur vorrangig einen Bedarf nach sozialer Beratung und Betreuung, sondern sie sind ein Teil dieser Gesellschaft in allen ihren Bereichen. Es gibt heute keine einzige Organisation, Behörde, keinen Betrieb und keine Verwaltung oder Freizeiteinrichtung

mehr, die nicht von Menschen aufgesucht oder genutzt wird, die einen anderen kulturellen Hintergrund haben als die Mehrheit der Bevölkerung. Das Leben in der multikulturellen oder Einwanderungsgesellschaft muß von allen gemeinsam gestaltet werden. Die aus der Tagung hervorgegangenen Empfehlungen richten sich deshalb ebenso an alle anderen Menschen und Einrichtungen, die nicht primär soziale oder gar „Ausländer“-Arbeit leisten.

2. Die Interkulturelle Öffnung ist eine Führungsaufgabe. Die Leitungsebenen und -gremien sind in besonderem Maße angesprochen und für die Umsetzung der Öffnung verantwortlich. Zwar muß die praktische Arbeit von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern vor Ort geleistet werden, aber sie bedürfen dazu der Unterstützung, Begleitung und Reflexion. Die Interkulturelle Öffnung muß sowohl „oben“ gewollt als auch „unten“ akzeptiert werden. Sie sollte ein Teil jeder „Unternehmenskultur“ sein.

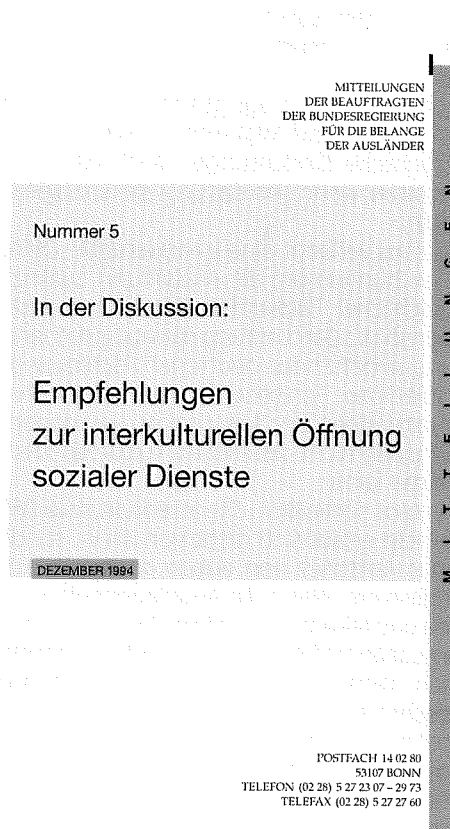
Eine besondere Aufgabe hierbei stellt auch die in den Empfehlungen postulierte Selbstkontrolle der Einrichtungen sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Verlauf des Öffnungsprozesses dar. Wer erinnert wann, in welcher Form und mit welcher Legitimation an die beschlossenen Maßnahmen? Es muß deshalb nach geeigneten „Controlling-Systemen“ gesucht werden, die vermeiden helfen, daß die einmal beschlossenen Schritte nicht in den vielfachen Anforderungen der alltäglichen Arbeit untergehen.

3. Die Interkulturelle Öffnung auch nur eines Teils der sozialen Dienste macht umfangreiche Anstrengungen im Bereich der Aus- und Fortbildung der jeweiligen Fachkräfte erforderlich. Bisher sind hier nur vereinzelt Vorstöße gemacht worden. Interkulturelle Themen haben nur in den wenigsten Fällen Eingang in die Curricula der entsprechenden Ausbildungsgänge gefunden. Es gilt vor allem, das Anforderungsprofil für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in sozialen Diensten, die sich bewußt an Migrantinnen und Migranten richten wollen, detailliert zu beschreiben und zu operationalisieren, das heißt in vermittelbare Fähigkeiten, Fertigkeiten und Kenntnisse zu gliedern.

Vor allem muß gezielt bei den Migrantinnen und Migranten selber für die sozialen Berufe geworben und der Dialog zwischen MigrantInnen und Deutschen gefördert

und verstetigt werden. *Interkulturelle Kompetenz* sollte ein Standard jeder sozialen Berufsqualifikation sein.

4. Bei all diesem darf nicht übersehen werden, daß es erfahrene und langjährige ausländische Fachkräfte in den Sozialdiensten der Wohlfahrtsverbände gibt, deren Kompetenz genutzt werden kann. Die bestehenden Sozialberatungsstellen werden auf absehbare Zeit ihren Platz in der sozialen Versorgung behalten, sollten aber stärker als bisher integriert und in ein Versorgungsnetz für Migrantinnen und Migranten mitaufgenommen werden. Bei Überlegungen über neue Versorgungsstrukturen sollte jeweils sichergestellt werden, daß sie nicht auf Kosten des bestehenden Standards durchgeführt werden. Die aktuelle Geldknappheit könnte auch ungewollt zu solchen Auswirkungen führen.



Empfehlungen zur interkulturellen Öffnung sozialer Dienste – Die wichtigsten Ergebnisse

Das folgende ist zitiert aus der Broschüre der Ausländerbeauftragten:

Gestützt auf die im Rahmen des Projektes durchgeführte Erhebung lassen sich folgende zentralen Thesen formulieren:

Erstens ist eine interkulturelle Öffnung der sozialen Dienste für Migrantinnen und Migranten, die diesen Namen verdiente, faktisch – von einzelnen Projekten abgesehen – nicht existent. Zwar gibt es seit mehreren Jahrzehnten die Sozialberatungsdienste in Trägerschaft der Wohlfahrtsverbände, die aber von ihrer Arbeitsweise und ihrem Aufgabenprofil her vom Spektrum und Umfang der hier im Mittelpunkt stehenden Fragestellungen überfordert sind. Aber die Hilfesuchenden können dennoch in den wenigsten Fällen weiterverwiesen werden, wenn z. B. muttersprachliche Qualifikationen gefragt sind.

Zweitens werden auf absehbare Zeit spezifisch auf Migrantinnen und Migranten ausgerichtete und muttersprachliche Einrichtungen auch dann ihre Bedeutung behalten, wenn sich das Gros der sozialen Dienste öffnen sollte.

Drittens verlangt eine interkulturelle Öffnung nicht nur Bemühungen um die Ausbildung qualifizierter muttersprachlicher Fachkräfte, sondern in einem zumindest ebenso großen Umfang die entsprechende Sensibilisierung angehender deutscher Fachleute sowie die kontinuierliche Fortbildung der jetzt schon tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, von denen fast niemand auf einen nicht-deutschen kulturellen Hintergrund verweisen kann.

Viertens schließlich: Die interkulturelle Öffnung sozialer Dienste ergibt sich nicht von allein, sondern sie bedarf eines Anstoßes von außen sowie der kontinuierlichen Begleitung. Wenn die Angelegenheit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern allein überlassen bleibt, wird es nur in Ausnahmefällen zu bleibenden Veränderungen kommen. Wenn umgekehrt die Träger richtungsweisende Beschlüsse fassen, ohne sie auf der Ebene der Praxis konkret umzusetzen, wird es in der Regel bei schönen Beschlüssen bleiben. Und wenn „das Interkulturelle“ in der Ausbildung nicht zu einer Selbstverständlichkeit wird, und das heißt: Eingang in die verbindlichen Anteile

der Curricula findet, bleiben alle Projekte und Bemühungen zwar nicht vergebens, aber doch ohne die ihnen gebührende Resonanz, Reflexion und Weiterentwicklung.

Entsprechend diesem letzten Punkt lassen sich neben den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den Einrichtungen selbst mindestens drei Adressaten von Empfehlungen zur interkulturellen Öffnung sozialer Praxis unterscheiden: die öffentlichen Träger und die Sozialverwaltung, die freien Träger und Wohlfahrtsverbände und der Bereich der Aus- und Fortbildung. An sie alle richten sich diese Empfehlungen.

*Jacek Sempoliński
Schädel, 1986
Öl auf Leinwand
100 x 90 cm*

*aus der Ausstellung „Kunst gegen Grenzen“
20. Oktober bis 9. Dezember 1994, Stuttgart-Hohenheim*



Protest gegen Leid und Gott

Der Allmächtige und das Böse in der Welt – ein Thema mit Widersprüchen

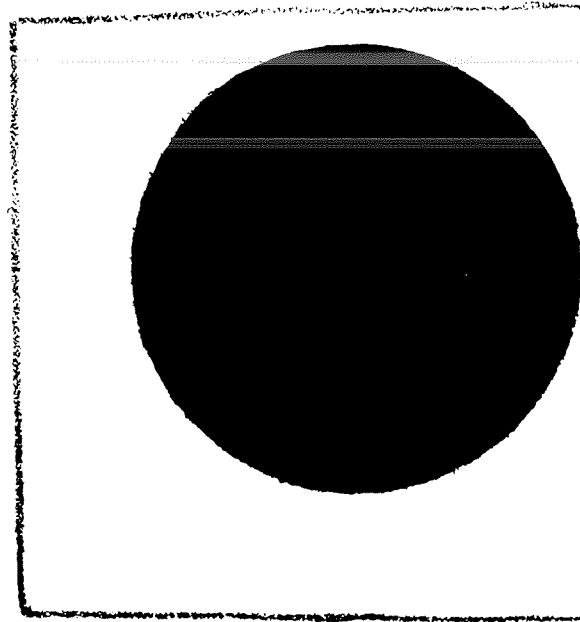
Christen bezeichnen ihren Gott gleichzeitig als gut und allmächtig. Warum gibt es dann so viel Böses in der Welt? Warum passieren Erdbeben, sterben unschuldige Kinder an Krebs, warum die unfaßbaren Vernichtungskriege von Völkern gegeneinander? Will Gott dies alles nicht ändern – ist er dann gut? Oder kann er es nicht ändern – ist er dann allmächtig? Bohrende Fragen, über die sich durch Jahrhunderte gescheite Köpfe Gedanken gemacht haben – zuletzt auf einer Tagung der Akademie der Diözese in Stuttgart-Hohenheim.

Das Problem wird in Theologie und Philosophie als „Theodizee“ bezeichnet, sinngemäß übersetzt: die „menschliche Rechtfertigung Gottes angesichts des Übels“. Und alle Referenten der Tagung waren sich in dem einem Punkt einig: Eine logisch klare, philosophisch saubere Lösung dieses Problems gibt es nicht. Auch die Theologie kann diese ewige „Warum-Frage“ nicht beantworten. Sie kann aber zeigen, wie der Mensch mit der notwendig offenbleibenden Frage umgehen und sein Leben auch im Leid bestehen kann.

Unter der Leitung von Akademiedirektor Gebhard Fürst erwies sich die Tagung als ein intensives Ringen. Freilich: Konkrete Ratschläge oder praktischen Trost konnte die theologische Auseinandersetzung nicht anbieten. Das Nachdenken kann aber helfen, den eigenen Standort genauer zu bestimmen.

Zur Frage der Theodizee hatten zwei der Referenten vor kurzem ein maßgebliches neues Buch vorgelegt, die katholischen Tübinger Theologen Walter Gross und Karl-Josef Kuschel („Ich schaffe Finsternis und Unheil!“ Ist Gott verantwortlich für das Übel? Mainz 1992).

Der Systematiker Kuschel plädierte für die Rehabilitierung einer lange Zeit unterdrückten „Theologie der Anklage“. Was im Alten Testament noch als selbstverständliche Gebetshaltung des Leidenden möglich war – der energische Protest, die Klage, ja Anklage Gottes – ging schon im Neuen Testament, mehr aber noch in der christlichen Frömmigkeitsgeschichte verloren. Ist nicht aber gerade der Protest gegen Gott vor Gott eine wesentliche Möglichkeit des Leidenden, seine Situation zu bestehen? Kuschel forderte nachdrücklich eine Revision des christlichen Verschweigens von Texten, in



Kasimir Malewitsch, Schwarzer Kreis, Lithographie, um 1920

Der „gute Gott“ und das Böse in der Welt

10.–11. September
Stuttgart-Hohenheim
146 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst

Referenten:
Prof. Dr. Rainer Dillmann Paderborn
Prof. Dr. Walter Groß, Tübingen
Privatdozent Dr. Karl-Josef Kuschel, Tübingen
Dr. Georg Langenhorst, Koblenz

denen sich ein derartig intensives Ringen mit Gott widerspiegelt. Genauso wie Annahme und geduldiges Ertragen von Leid gehört das betende Aufbegehren gegen Gott zu den Verhaltensweisen eines gläubigen Menschen.

Anhand zahlreicher Texte des Alten Testaments konnte der Exeget Groß belegen, daß die Israeliten Gott nicht nur für Gutes, sondern auch für Unheil verantwortlich machten. Sie entwickelten eine reiche Tradition der Klage und Anklage Gottes besonders in den Psalmen und Klage Liedern. Einfühlsam legt Groß vor allem den Psalm 88 aus, das Klagegebet eines von Kindheit an Kranken, der von seinem Gott eine Besserung seines Zustandes einfordert.

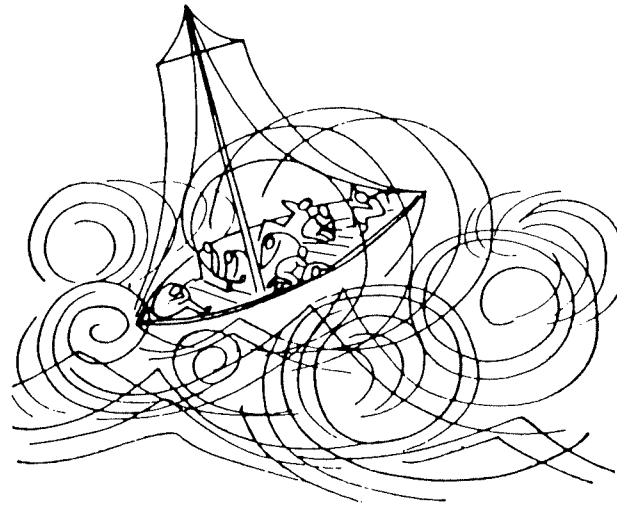
Unterstützt wurden diese Ausführungen von Texten aus der modernen Literatur, die sich mit der Hiobsgestalt auseinandersetzen. Der Koblenzer Literaturwissenschaftler und Theologe Georg Langenhorst stellte Auszüge seiner neuesten Studie vor („Hiob unser Zeitgenosse“, Mainz 1994). Hiob präsentiert sich als ein mögliches überzeitliches Modell für den Leidenden, gerade in seiner doppelten Reaktion: Demut und Rebellion.

Der Paderborner Neutestamentler Rainer Dillmann zeigte anhand ausgewählter Bibelauslegungen, daß und wie auch Jesus – der unschuldig leidende Gottessohn – als solches Modell für ein Bestehen im Leid gelten kann. Auch bei Jesus findet sich der Spannungsbogen von Frage, Klage und Annahme von Leid, man denke nur an seine letzten Worte am Kreuz: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Deutlich wurde: Die Bibel bietet auch für heutige Zeitgenossen in ihren verschiedenen Arten des Umgangs mit Leid ein breites Spektrum von legitimen Modellen. Vor allem eine Wiederbesinnung auf Texte wie das Hiobbuch oder die Psalmen könnte auch für die christliche Liturgie das Sprechen von Gott im Leiden neu erschließen. *gel*

Du glaubtest, daß die Zerstörung dessen, was trennt, zusammenbringen würde. Und du hast das zerstört, was trennt. Und du hast alles zerstört. Weil es nichts gibt ohne das Trennende.

Antonio Porchia



Aus der philippinischen Iloko-Bibel

In aller Freiheit Kirche sein

Evangelisch-methodistische Freikirchlichkeit als inspiratives Modell

Studientag

18. April

Stuttgart-Hohenheim

29 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung

Dr. Abraham P. Kustermann

Programm:

*Die Kirche als Geschöpf der Liebe Gottes
Grundzüge der evangelisch-methodistischen Ekklesiologie – ein Modell freikirchlichen Kirchenverständnisses*
Dr. Manfred Marquardt, Direktor und Dozent des Theologischen Seminars der Evangelisch-methodistischen Kirche, Reutlingen

*Die Gemeinde als Lebens- und Dienstgemeinschaft
Sendung und Strukturen der Evangelisch-methodisti-
schen Kirche in Gemeindealltag und „connexio“*
Herbert Zeininger, Superintendent i.R., Stuttgart

*Katholische Kirche zwischen Volkskirche und Bezie-
hungskirche
Die Ekklesiologie der Gemeinschaft als ökumenische Her-
ausforderung und Chance*
Dr. Wolfgang Thönissen, Geschäftsführer der Arbeits-
gemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) Baden-Würt-
temberg, Stuttgart

Schlussdiskussion

Der Status der Volkskirche(n) gerät – vor Jahren kaum denkbar – mehr und mehr in die Diskussion: Von „innen“ her richten sich Fragen an die Authentizität christlicher Existenz und kirchlicher Pastoral, werden „Kerngemein- de“ und „Peripherie“ gegeneinander gewogen, wird das sicht- und spürbare Bekenntnis eingefordert; von „au- ßen“ her ist die gesellschaftliche „Akzeptanz“ einer un- veränderten Fortschreibung der Verhältnisse mit ihren vielfältigen öffentlichen Effekten im Schwinden begrif- fen. Die Zukunft ist offen.

An diesem Punkt kann ein ökumenischer Blick hilfreich sein: der Blick auf eine „Freikirche“, die ihr Selbstver- ständnis aus theologischen und historischen Gründen bewußt jenseits volkskirchlicher Strukturen definiert und in ihrer konkreten Existenz ein „alternatives“ Modell von Kirchlichkeit entwickelt hat und lebt:

Weltweit wie regional gehört die Evangelisch-methodi- stische Kirche (EmK) zu den vitalsten Kräften der Ökume- ne. Ihrem freikirchlichen Modell galt das Interesse dieses Studientags in Verbindung mit der ACK Baden-Württem- berg für „Professionelle“ und Interessierte. Dabei sollte es nicht um einen abstrakten „Systemvergleich“ gehen, sondern darum, Theorie und Praxis, Grundsätze und Gegebenheiten dieses freikirchlichen Modells mit dem volkskirchlichen (in seiner katholischen Ausprägung) in Beziehung zu setzen und über Vorzüge und Nachteile des einen wie des anderen in ein ökumenisches Gespräch zu kommen – zu beiderseitigem Gewinn.

An dieser Zielstellung knüpfte Dr. Manfred Marquardt, als Dozent und Direktor des Theologischen Seminars der EmK in Reutlingen für die Ausbildung der Pastoren und Kirchlichen Dienste der EmK vorrangig verantwortlich, eingangs an:

Dieser Studientag ist die Frucht einer – mancherorts schon über Jahrzehnte geübten – ökumenischen Nach- barschaft und Kooperation, die gewiß nicht nur einem vor allem seit dem 2. Weltkrieg zu beobachtenden Trend gefolgt ist, sondern durch die inspiratio bewirkt ist, von der der Untertitel spricht. Es mag sein und soll hier nicht bestritten werden, daß auch äußere Bedingungen, unter denen Christen und Kirchen in diesem Lande arbeiten, und die Einsicht in den gemeinsamen Auftrag uns einan- der näherbringen. Gott hat viele Wege, die Starrköpfig- keit seiner Kinder zu überwinden. Letzlich haben sie aber nur instrumentalen Charakter als Werkzeuge des einen guten Geistes, der sie zur Belebung und Erneuerung seiner Kirche einsetzt. Deshalb kann es sich bei unserem heutigen Gedankenaustausch und der erlebbaren Ge- meinschaft nur um eine wechselseitige Erfahrung des Gebens und Empfangens handeln. Erwarten wir vonein- ander, daß Christus seine Brüder und Schwestern ge- braucht, um ihnen gegenseitig etwas mit-zu-teilen, dann werden uns heute die Ohren klingen, die Gedanken die ihnen leicht anhaftende Blässe verlieren und Farbe bekommen und die Herzen klopfen – „zu beiderseiti- gem Gewinn“, wie es in der Einleitung zu dieser Tagung heißt.

Im weiteren führte Dr. Marquardt zum freikirchlichen Selbstverständnis der EmK im Kontext der politisch- gesellschaftlichen Öffentlichkeit unter anderem aus:

Das evangelisch-methodistische Verständnis von Frei- kirche orientiert sich – soviel ist wohl erkennbar ge- worden – weder an einem Gegenüber zum Staat noch an einer Kritik der volkskirchlichen Strukturen, sondern an unserem Verständnis von Kirche. Die Kirche entstand und entsteht durch das Handeln Gottes, in dem er sich den Menschen gnädig zuwendet, sie seine Liebe erfah- ren läßt und damit die Antwort vertrauenden Glaubens ermöglicht. [...]

Der Gegensatz von Kirche und Staat hat bei der Ent- stehung der methodistischen Kirchen keine entschei- dende Rolle gespielt und ist darum auch nicht das bestimmende Element unseres heutigen Verhältnisses

zum Staat. Auch als Freikirche, die ihre Eigenständigkeit gegenüber dem Staat hochschätzt, steht sie ihm keineswegs ablehnend gegenüber. Sie schätzt und würdigt die staatliche Ordnung, in der dem einzelnen, vor allem dem Schwachen, ein Platz gewährt wird, an dem er in Frieden leben und seiner Arbeit nachgehen kann. Um der Freiheit unseres Dienstes von jeder staatlichen Einflußnahme willen ziehen Methodisten jedoch die Verfassung einer Freikirche vor, in der allein ihre Glieder über Gestalt und Dienst der Kirche entscheiden. Die Entstehung unserer Kirche in Deutschland und die Geschichte der Freikirchen in den Jahrzehnten nach ihrer Entstehung war häufig genug gekennzeichnet durch Unterdrückung und Verfolgung durch staatliche Behörden, die eng mit der Staatskirche zusammengearbeitet und auf deren Veranlassung gehandelt haben. Dies hat sich in den vergangenen Jahrzehnten nach und nach geändert und ist einem weitgehend guten ökumenischen Miteinander der Kirchen gewichen. Dennoch bleibt in unserer kollektiven Erinnerung die Erfahrung aufgehoben, daß eine zu enge Verbindung von Staat und Kirche weder dem Frieden noch der Wahrung der Menschenrechte dient. Auch für die Existenz der Christen in ihrem Staat kann und muß gelten, daß sie Salz der Erde und Licht der Welt sind, das heißt, daß ihr wesentlicher Beitrag zum Wohl der politischen Gemeinschaft in ihrer Daseinsweise und in ihrem Verhalten liegt, mit denen sie von Gottes Gegenwart in der Welt und von seinem Willen für die Welt Zeugnis ablegen. [...]

Anders als einzelne christliche Staatsbürger, die sich, ihren Einsichten und Überzeugungen entsprechend, individuell verschieden engagieren können, muß die Kirche sich in ihren öffentlichen Äußerungen einer doppelten Zurückhaltung befleißigen: (1) Sie muß – nach Möglichkeit gemeinsam mit anderen Kirchen – nach einem sorgfältigen Willensbildungsprozeß durch die von ihr autorisierten Personen oder Gremien eindeutige Voten abgeben, die zwar begrenzte Handlungsspielräume offenlassen, aber, in sich widerspruchsfrei, erkennbar mit der biblischen Botschaft verbunden sind und deutliche Entscheidungshilfen geben. Die Sozialen Grundsätze der EmK und ihr Soziales Bekenntnis stellen dafür grundlegende Gesichtspunkte und Leitlinien bereit. (2) Sie muß sich auf die ethischen Aspekte politischen und wirtschaftlichen Handels konzentrieren.

„Wir glauben, daß weder der Staat versuchen sollte, die Kirche zu kontrollieren, noch daß die Kirche den Staat zu beherrschen suchen sollte.“ Wie der Kirche erlaubt sein muß, ihre Angelegenheiten ohne staatliche Einmischung zu regeln, so darf sie umgekehrt keine staatlichen oder politischen Machtbefugnisse für sich beanspruchen. Ihre Autorität in ethischen Fragen bleibt jedoch nicht nur davon unberührt, sondern sie erhält sogar ein höheres Maß an Glaubwürdigkeit, weil und soweit sie mit Eigeninteressen der Institution Kirche nicht verknüpft ist. Die Bereitschaft zu kritiklosem Gehorsam gegenüber den Mächtigen hat darum ebenso wenig Platz in einer christlichen Sozialethik wie der Egoismus von einzelnen oder Gruppen, die ihren Vorteil auf Kosten anderer suchen.

In besonderen Situationen kann es Aufgabe der Kirche sein, nicht nur öffentlich zu reden, sondern auch durch eigenes Handeln staatlichem Unrecht zu wehren. Auch dies darf die Kirche nicht unter Anwendung von Gewalt, sondern nur im gewaltfreien Eintreten für die bedrohten oder leidenden Menschen tun; und die Entscheidung darüber haben die verantwortlichen Gremien zu treffen. Das macht oft schwierige Willensbildungsprozesse nötig. Wo aber Gottes Wille als Maßstab des Handelns gesucht wird, und dies im Hören auf das Wort Gottes und im Gebet geschieht, wird die Kirche Klarheit und Mut für die Wahrnehmung ihrer ethischen Verantwortung in Staat und Gesellschaft empfangen.

In jedem Falle gilt: Sie nimmt diesen Auftrag indirekt und regelmäßig durch die Fürbitte für die Verantwortungsträger und durch die öffentliche Verkündigung des Evangeliums wahr; und sie versucht, durch den von der Liebe inspirierten und geprägten Dienst ihrer Glieder für andere Menschen und für die Gesellschaft ihrer ethischen Verkündigung Anschaulichkeit, Glaubwürdigkeit und Wirkung zu verleihen.

„Christliche Einheit ist nicht in unser Belieben gestellt; sie ist ein Geschenk, das empfangen und gelebt werden soll.“

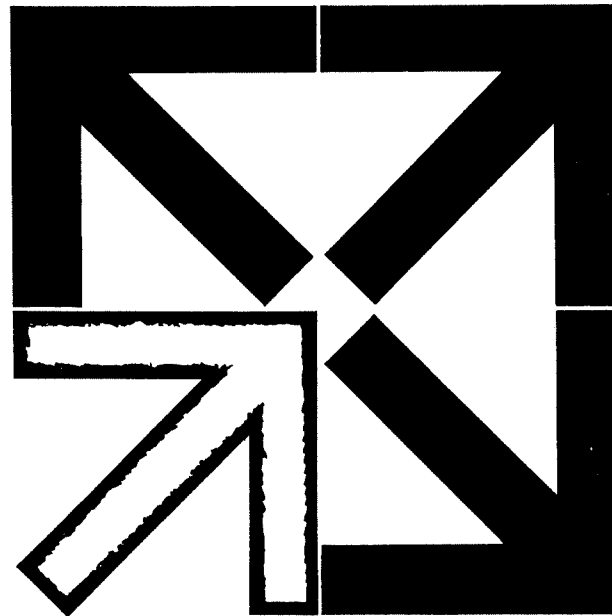
Evangelisch-methodistische Kirche:
Unser theologischer Auftrag (1988)

In aller Freiheit Kirche sein können wir nur, wenn die Liebe Gottes in ihr und in ihren Gliedern immer wieder die Denken und Handeln bestimmende Kraft bleibt. Dann ist auch die Connexio nicht exklusiv, sondern ökumenisch offen und zugewandt, dann werden wir einander als unterschiedliche Geschwister annehmen und voneinander lernen, um miteinander auf dem Weg zu dem einen Ziel zu sein, der vollendeten Gottesherrschaft.

Literatur:

Walter Klaiber/Manfred Marquardt: Gelebte Gnade. Grundriß einer Theologie der Evangelisch-methodistischen Kirche, Stuttgart 1993.

Design: Dieter Groß



Psychologie und Seelsorge

Berührungen im pastoralen Handeln

Aus Anlaß: Zehn Jahre Ökumenische Ausbildungsstelle für beratende Seelsorge/Telefonseelsorge Oberschwaben-Allgäu

28.–29. Oktober
Weingarten
83 TeilnehmerInnen

Tagungsleitung:

Dr. Jürgen Blattner, Ravensburg
Rainer Öhlschläger
Prof. Dr. Alfred Plewa, Weingarten

Referentin/Referenten:

Prof. Dr. Hans Jürgen Göppner, Eichstätt
Prof. Dr. Günter Hole, Ravensburg
Prof. Dr. Helga Lemke, Hannover
Prof. Dr. Bernhard Sieland, Lüneburg
Prof. Dr. Hermann Stenger, Innsbruck, München
PD Dr. Manfred Wolfersdorf

Als Auftakt zu dieser Tagung fand im Schwörsaal der Stadt Ravensburg ein Vortrag statt mit Prof. DDr. Paul Zulehner, Wien, mit dem Titel

Seelsorge in der heutigen Zeit

Vom unverzichtbaren Dienst der Kirchen in modernen Gesellschaften

17. Juni
Ravensburg
283 TeilnehmerInnen

Gesprächsleitung:
Rainer Öhlschläger

Referent:
Prof. DDr. Paul Zulehner, Wien

Aus seinem Vortrag:

Prolog: Eine alte Kirchenvision

Orpheus, der liebende Spielmann, hat durch böses Geschick seine Geliebte, Eurydike, durch raschen Tod verloren. Die Götter gestatten es ihm, in der Kraft seiner Leier, an Cerberus vorbei, den Totenfluß zu überschreiten und Eurydike ins Reich des Lebens zurückzuführen. Allein, Orpheus hält die Auflage der Götter, sich auf dem Weg zurück nicht umzusehen, nicht ein. Er verliert Eurydike endgültig.

Anders der wahre Orpheus: Christus. Er scheitert nicht. Als der liebende Spielmann Gottes vermag er seine geliebte Eurydike, die Menschheit, dem Tod zu entreißen. Auch ihm nützt dabei das Spiel seiner Leier. Es ist die Kirche, so Clemens von Alexandrien in einer einfühlsamen Übernahme des griechischen Mythos zur Deutung des Christusereignisses. Sie läßt für Eurydike erklingen das Lied des Lachens, der Hoffnung und der Auferstehung.¹

Welch eine Vision von Kirche! In der Hand Christi ist sie ein Instrument für jene, die nichts zu lachen haben, welche nichts zu hoffen haben und die inmitten des Lebens von vielgesichtigen Toden bedroht sind. Dazu also gibt es die Kirche: damit die Menschen auf der Seite des Lebens bleiben und aufständig werden gegen die vielfältigen

Tode vor dem Tod. Diese Grundvision hat selbst wiederum mehrere Dimensionen, von denen drei herausgearbeitet werden sollen: eine schöpferorientierte, eine kreuzorientierte und schließlich eine auferstehungsorientierte Dimension.

I. Der nach Leben hungrige Mensch – schöpferorientierte Seelsorge

Seines Herzens Sinnen geht von Geschlecht zu Geschlecht,

ihre Seelen dem Tod zu entreißen

und sie zu nähren in ihrem Hunger nach Leben

(Ps 33)

Wenn die Kirche sein soll wie eine Leier, auf der das Lied des Lachens, der Hoffnung und der Auferstehung erklingen soll, wird sie zu einer Auskunft über den Menschen und das, was ihn ausmacht. Er ist aus auf Lachen und Hoffnung, hungrig nach Leben.

Längst ist ausgekundschaftet, was uns leben läßt. Wir wünschen Ansehen aus Begegnung und möchten wie ein Baum zugleich wurzeln und wachsen. Freiheit und Heimat sind uns so heilig, daß wir darüber nichts kommen lassen.²

Schöpferorientierte Seelsorge

Der Dienst der Kirche an den Menschen hebt hier an. Das, was Menschen leben läßt, was sie dem Leben abwünschen, wonach sie lebenshungrig sind, wird die Kirche – gestützt auf ihre Schöpfungstheologie – schützen und stützen. Gegen andere kulturelle Strömungen, die den Menschen den Mut zu Leben rauben, wird die Kirche seelsorglich die Menschen zum Leben ermutigen.

Auf solchem Hintergrund gewinnen einige Stichworte an Gewicht: Ermutigung zu solidarischer Freiheit, Selbstverwirklichung, Lust (Hedonismus) genießen, Freude an Liebe und Sexualität, an Macht und Einfluß.

Zu wecken ist durch die Seelsorge eine unbändige Lust auf Leben. Darin weckt sie auch eine Lust auf Gott: „beatitudine perfrui“ nennt die alte Schultheologie das, was den Himmel ausmachen wird³ – und Spuren des Himmels, Erinnerungen an ihn gibt es hoffentlich im Leben einer jeden, eines jeden von uns.

Zu dieser Seelsorge der Ermutigung zum Leben gehört auch die Ermutigung zum Fragment. Diese reibt sich an dem verbreiteten zwanghaften Stil eines Alles-oder-

nichts. In Jesu Seelsorgspraxis hatte dieser Stil keinen Platz. Demonstrativ und unter Gefährdung seines Lebens zog er den Menschen und dessen Überleben der Erfüllung des heiligsten aller Gesetze vor, nämlich der Heiligung des Sabbats (vgl. Mk 3,1-6). Ist unserer Seelsorge in der Nachfolge Jesu auch Überleben im Konfliktfall wichtiger als Gesetzeserfüllung? Halten wir es – ermutigend, statt nur duldend – für besser, wenn jemand in irgend einer guten Beziehung lebt als in tödlicher Vereinsamung unterzugehen, raten wir sogar jemandem, notfalls eine zweite Ehe zu schließen statt ständig am Rande des Selbstmordes dahinzuleben? Zu einer solchen Seelsorge wird uns nicht nur eine gründliche Schöpfungstheologie helfen, sondern auch die Überwindung unseres ererbten tiefen Mißtrauens in die Güte der Menschen und in die sittliche Qualität ihrer Absichten.

II. Leidproduktive Ängste – kreuzesorientierte Seelsorge

Der Herr sprach:

*Gesehen, ja gesehen habe ich das Elend meines Volkes in Ägypten,
gehört, ja gehört habe ich ihre laute Klage über ihre Antreiber.*

Ich kenne ihr Leid.

(Ex 3,79)

An dieser Stelle ist ein Einwand erwartbar und berechtigt: Ist ein solcher Seelsorgsstil denn nicht zu optimistisch? Übersieht er nicht ererbte und persönlich überdies vermehrte Schuld? Wo bleibt eine Theologie von Schuld und Vergebung? Haben wir gar Auschwitz schon wieder vergessen und die Greuel des Krieges auf dem Balkan? Bei solchem Fragen kann uns selbst profane Forschung gut weiterhelfen und uns eine leid- und kreuzsensible Dimension der Seelsorge entdecken helfen.

Der Mensch ist ja in der Struktur seiner Lebenswünsche nicht nur wie ein Baum, sondern braucht als solcher auch ein lebensfreundliches Klima, also eine biophile Kultur. Kulturdiagnose ist demnach gefordert.

Auch diese fällt nun wieder nicht nur negativ aus, wie viele Unglückspropheten der modernen Welt glauben machen. Es gibt vielmehr in der jüngeren Geschichte Europas zwei große kulturelle Strömungen, die auch theologisch als gut zu bewerten sind:



– Da ist auf der einen Seite der Wunsch nach mehr realer, und das heißt auch *ökonomisch abgesicherter Freiheit*; – und als Gegenpol dazu auf der anderen Seite das Ringen um *mehr Solidarität und Gerechtigkeit*.

Wo beide Strömungen in eine gute Balance gebracht sind, finden sich Menschen mit einer starken solidarischen Freiheit. Sie leben nach einem Konzept bezogener Selbstverwirklichung⁴. In solchem Rahmen hat die Verwirklichung der großen Lebenswünsche nach Ansehen, Wachsen und Wurzeln für den einzelnen Menschen selbst sowie für die Menschen, mit denen er zusammenlebt, eine gute Chance. Der bedrohlichen Sinnlosigkeit ist festes Lebensland abgerungen. Mag solches Leben auch nicht gerade glücklich erscheinen – aber es glückt. Es erhält tragfähigen Sinn. Und es sind heute gar nicht so wenige, die auf diesem Weg zu einem Leben finden, aus dem sie nicht fliehen müssen.⁵

Doch gibt es auch andere, die auf der Strecke bleiben. Sie werden Opfer kultureller Grundstimmungen, die in sich zunächst als begrüßenswert erscheinen, sich aber zugleich als (gleichsam homöopathisch wirkende) Gegenstimmungen gegen das Leben erweisen und deshalb zu Recht als Momente einer „Zivilisation des Todes“ (Johannes Paul II.) charakterisiert werden können. Drei solche kulturelle Stimmungen erweisen sich heute in der genannten zwiespältigen Weise als lebensprägend:

- eine sich verbreitende Ich-Schwäche,
- ein Streben nach materieller und sozialer Belohnung in der Form von Gütern und Karriere
- sowie eine angestrengte Diesseitigkeit.

Aus diesen drei Phänomenen kann eine Angst entspringen, die tief an der Wurzel der Seele sitzt und Menschen daran hindert, ihren Anspruch auf Selbststeuerung in bezogen-solidarischer und daher sinnbringender Weise zu leben. Es ist damit eine Angst, die leidend wirkt.

(a) Ich-Schwäche

Sowohl familiär⁶ wie kulturell⁷ begünstigte Ich-Schwäche ist folgenschwer. Wer sich seiner selbst nicht sicher ist, entwickelt ein hohes Schutzbedürfnis. Statt in Freiheit Identität auszubilden, leiht er sich eine⁸: bei starken Gruppen oder starken Autoritäten – ein Phänomen, das bei Rechtsradikalen gut beobachtet werden kann. Leben in Beziehung und damit belastbare Solidarität haben es hier schwer. Wie soll auch jemand selbstlos sein, wenn da kein Selbst vorhanden ist, das einer los werden kann?

(b) Belohnungsstreben

Bedenkenswert ist sodann das verbreitete Streben nach Gütern und Karriere, das wiederum in sich keineswegs so negativ ist, wie man in manchen kirchlichen Sonntagsreden vor allem von jenen hören kann, die Güter haben und Karriere machen. Näher besehen geht es auch bei diesem Belohnungsstreben letztlich nicht um Güter oder Karriere, sondern darum, fehlenden Selbstwert, Zweifel an sich selbst, Gefühle der Minderwertigkeit zu ersetzen. Daß es uns nicht um die Güter selbst geht, spüren wir an unserem wachsenden Überdruß am Überfluß. Wir sind längst dabei, postmaterialistisch zu fühlen. Aber es geht uns allen ansatzhaft wie jenen begüterten Frauen, die in Supermärkten stehlen. Was ihnen fehlt, sind eben nicht Güter, sondern das sichere Gefühl, wertvoll, weil geliebt zu sein.

(c) Angestrengte Diesseitigkeit

Von besonders starkem zwiespältigen Einfluß auf unser Leben ist eine verbreitete angestrengte Diesseitigkeit. Nicht daß die Menschen ein Leben nach dem Tod mit Sicherheit ausschließen. Aber sie richten ihre ganze Aufmerksamkeit auf das jetzige Leben. 80-85% der Bevölkerungen in Europa sagen, der Sinn des Lebens besteht darin, zu versuchen, dabei das Beste herauszuholen.⁹ Vertröstung auf das Diesseits findet statt. Und sie hat unbemerkt enorme Folgen. Lassen Sie mich diese in knappen Zügen skizzieren.

[1] Um die Tragik dieser Diesseitsvertröstung zu begreifen, ist es zunächst erforderlich, sich der Tatsache zu entsinnen, daß unser Wünschen maßlos ist, also nicht in Raum und Zeit paßt.

[2] Im Kontext der hohen Aufmerksamkeit auf das Diesseits steht aber den Menschen für ihr Wünschen nur sehr begrenzte Zeit zur Verfügung. Das Maßlose soll sich also im Mäßigen ereignen.

[3] Die Folgen sind längst sichtbar. Es gab wohl kaum noch eine Kultur mit einer derartigen Lebenshast wie unsere. Wir versuchen, durch das rasche Aneinanderreihen vieler mäßiger Erfahrungen den maßlosen Wunsch zu beruhigen. Eben dieses Unterfangen scheitert unentwegt. Kein Mensch, keine Erde kann dafür einstehen. Überforderung wird so zum Merkmal unserer Zeit. Einhellig beobachten Therapeuten, daß wir uns unentwegt maßlos überfordern: in der Arbeit, in der Liebe, im Amüsement. Wir arbeiten uns zu Tode¹⁰, wir amüsieren uns zu Tode¹¹, wir lieben uns zu Tode¹². Unbarmherzig. Daraus erwächst vielfältiges Lebensleid. Die Kluft zwischen dem, was wir wünschen, und dem, was stattfindet, vergrößert sich. Diese angestrengte Diesseitigkeit produziert aber sehr viel Leid.

*Mag sein,
daß der Jüngste Tag morgen anbricht.
Dann wollen wir gern die Arbeit für eine
bessere Zukunft aus der Hand legen,
vorher aber nicht!*

Dietrich Bonhoeffer

Kreuzesorientierte Seelsorge

„Ich kenne ihr Leid“ (Ex 3,7), so die Bibel über Jahwe, den Gott Israels. Seelsorge als solidarischer Dienst der Kirchen im Namen und in der Art dieses Gottes wird vor allem von einer solchen Aufmerksamkeit für solches Lebensleid vieler moderner Menschen geprägt sein. Es sind die Leidensgeschichten, die typisch sind für die an Gütern reichen Länder. Dementsprechend wäre es die unseren Kirchen angemessene Option für solche „Armen“. Das wäre auch konkretisierte Kreuzestheologie. Die Seelsorge würde wie Simon von Cyrene nicht voll Mitleid am Rande derer stehen, die an einem schweren seelischen Leid tragen, sondern sie würde unter das Kreuz der Leidenden treten und mitleiden. Eine solche Kirche würde sich dann ihrer ältesten Moraltradition erinnern. Diese ist nämlich weniger Sünden-, sondern weit mehr Leidensmoral¹³. „Ich kenne ihr Leid.“

III. Entängstigung durch Mystik – auferstehungsorientierte Seelsorge

Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein oder er wird nicht sein.

Mystagogie bedeutet den Menschen einführen in jenes Geheimnis, welches der Mensch im Grund immer schon ist (Karl Rahner).

Seelsorge wird in unseren Zeiten noch eine dritte Dimension besitzen, eine auferstehungsorientierte.

Den Zugang zu dieser dritten Dimension gewinnen wir, wenn wir uns vergegenwärtigen, was für viele Menschen Religion bedeutet und welchen Segen diese für sie bringt.

Religion hat für viele etwas zu tun mit dem Wohnen im Geheimnis. Gemeint ist Gottes Geheimnis selbst, in dem Religiöse daheim sind. Religiöse sind somit Geheimnisbewohner. In einer unheimlichen Welt, in der sie bis in den unentrinnbaren Tod hinein von einer psychischen Obdachlosigkeit bedroht sind, kann Gott für sie ein schützendes Dach sein. Gott wird erhofft als der bergende Schutzmantelgott. Solche Religiosität kann auch als Alltagsmystik aufgefaßt werden. Leitet sich doch Mystik vom Mysterium ab. Sinn der Mysterien, der Geheimnisse ist es ja nicht, daß wir sie begreifen, sondern sie bewohnen. Mystiker sind Geheimnisbewohnerinnen, -bewohner.

Wem geschenkt wird, im Geheimnis daheim sein zu können, dem wandelt sich auch die vielfältige Angst. Ist es nicht der tiefste Segen der Religion, daß wir aus dem Bannkreis der Angst übersiedeln in den Umkreis des Vertrauens? Angst kann gemindert werden, wenn unsere Seele Trost und Festigkeit, Schutz und Kraft findet im Umkreis Gottes selbst. Solcher Trost ist im übrigen keine sentimentale Vertröstung, weil dergestalt Entängstigte nachweislich auch mehr Kraft zu belastbarer, politischer Solidarität besitzen als Angstbedrängte. Aus der Kraft der Mystik erwächst politische Stärke. Die Formel „je mystischer desto politischer“ bewahrheitet sich.

Entängstigung hat mit Auferstehung zu tun. Aus der Enge selbstbezogener Welt wird ein Mensch befreit. Diese Enge ist auch todschwanger. Wer ihr entrinnt, erlebt eine kleine Auferstehung vor dem Tod, die Befreiung zu handfester Liebe: „Wir sind vom Tod zum Leben übergegangen, weil wir die Brüder lieben. Wer nicht liebt, bleibt im Tod.“ (1 Joh 3,14)

Seelsorge, die den Menschen einführt in Gottes Geheimnis, die also die Kennzeichnung mystagogisch verdient, ist auferstehungsorientierte Seelsorge. Der entängstigte Mensch wird aufrechten Gang lernen, Bürgermut, Widerstandskraft. Er wird aufatmen (Apg 3,20), sein Haupt erheben (Lk 21,28). Er wird aber weiters fähig werden zur Gemeinschaft. Man wird ihn solidarisch sehen, eingenesset in eine kirchliche Solidargemeinschaft. Im Umkreis einer solchen auferstehungsorientierten Seelsorge lassen sich zwei alte spirituelle Themen neu verstehen: die Tugend des Erbarmens sowie die tröstliche Botschaft vom Fegfeuer.

Wer einmal erfühlt hat, daß sein maßloses Sehnen Gottes charmante Art ist, sich bei uns Gottvergessenen in Erinnerung zu halten, wer so verstanden hat, daß unser Wünschen stets größer sein muß als das, was stattfindet, der wird umgekehrt eben mit dem, was in der Tat sich in diesem Leben ereignet, leichter sich aussöhnen. Er ist nicht mehr genötigt, dem kurzen Leben das ganze denkbare Glück abzuleben. Er wird sich selbst und den anderen (den geliebten Menschen insbesondere, aber auch den Autoritäten und den Kirchen) Erbarmen entgegenbringen. Der Jesuit Roman Bleistein hat das schon 1972 einmal so in bezug auf die Liebe junge Menschen gelehrt: „In der Liebe erwarten wir Ewigkeit und Unendlichkeit, also Gott. Wer kann dafür einstehen? Also ist die wichtig-

ste Tugend der Liebe das Erbarmen: In ihm vergebe ich dem anderen, daß er mein Gott nicht sein kann.“¹⁴ Solches Erbarmen kann unser Leben vor dem Tod tiefer und menschlicher machen.

Dasselbe wird verstärkt, wenn wir uns der alten Erlösungsbotschaft vom Fegfeuer entsinnen. Gäbe es diese alte Trostbotschaft nicht, müßte man sie gerade heute erfinden. Zu Recht suchen wir das maßlose Glück. Zu Recht denken wir ewiges Leben auch in maßlosen Bildern. Dies alles, weil wir im Grunde auf den Himmel erschaffen sind. Wer das nicht erkennt, kann wohl nicht anders, als den Himmel auf Erden zu suchen. Für manche ist umgedeutete Reinkarnationslehre ein erhoffter Ausweg¹⁵: ein weiteres Leben wird gewünscht, um ausstehende Chancen realisieren zu können. Es ist makaber: Der Asiat will heraus aus dem Kreislauf, wiedergeboren werden zu müssen, um böses Karma abzudienen; der Europäer will hinein.

Die Alternative wäre eben das Fegfeuer als Erlösungsnachricht. Es gäbe uns von Gott her gesehen das Recht, als Fragment in den Tod gehen zu dürfen. Denn wie durch Feuer hindurch wird Gott uns ausheilen zum ganzen, schlechthin sinnvollen Leben.¹⁶

Viele bangen heute um die Zukunft der Kirchen und mit ihnen der Religion. Solchen Ängstlichen sei von Fach wegen die Hypothese anvertraut, daß das, was uns heute fehlt, uns morgen wichtig werden wird. Der Wunsch nach einer Seelsorge, wie ich sie in den drei Dimensionen zu skizzieren versucht habe, ist nicht nur vorhersehbar, sondern längst vorhanden. Es sind beachtliche 53% der Europäer und Europäerinnen, die der Ansicht sind, die Kirche könne eine Antwort geben auf geistige Bedürfnisse und bei Fragen nach dem Sinn des Lebens. In Nordamerika sind sogar 73,5% dieser Ansicht. Es ist kein Ende der Seelsorge in Sicht. Sie wird morgen noch wichtiger sein als heute, vor allem wenn sie ganz nahe am Menschen ist, was sie vermag, wenn sie ganz tief in Gott wurzelt.

Anmerkungen

¹ R.Zerfaß, *Ein Lied vom Leben. Orpheus und das Evangelium, in: Miteinander sprechen und handeln. Festschrift für Hellmut Geissner*, hg.v.E.Slembeck, Frankfurt 1986, 343–350.

² G.Schmidtchen, *Was den Deutschen heilig ist. Religiöse und politische Strömungen in der Bundesrepublik Deutschland*, München 1979. – P.M.Zulehner, H.Denz, M.Beham, C.Friesl, *Vom Untertan zum Freiheitskünstler. Eine Kulturdiagnose an Hand der Studien Religion im Leben der Österreicher 1970–1990 und der Europäischen Wertestudie–Österreichteil 1990*, Wien 1992.

³ *Man denke an die drei Seligen im Heinrichsdom zu Bamberg.*

⁴ J.Willi, *Koevolution. Die Kunst gemeinsamen Wachsens*, Reinbek 1985.

⁵ *In Europa leiden kaum mehr als 4% unter erklärter Sinnlosigkeit: P.M.Zulehner, H.Denz, Wie Europa lebt und glaubt, Düsseldorf 1993, 73.*

⁶ B.und P.L.Berger, *In Verteidigung der bürgerlichen Familie*, Frankfurt 1984.

⁷ P.P.Pasolini, *Freibeuterschriften. Die Zerstörung der Kultur des einzelnen durch die Konsumgesellschaft*, Berlin 1978. – E.Fromm, *Haben oder Sein*, Stuttgart 1976.

⁸ L.Szondi, *Schicksalsanalytische Therapie*, Bern 1963.

⁹ Zulehner u.a., *Wie Europa lebt und glaubt*, 70–73.

¹⁰ D.Fassel, *Wir arbeiten uns noch zu Tode*, München 1989.

¹¹ N.Postman, *Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie*, Frankfurt 1985.

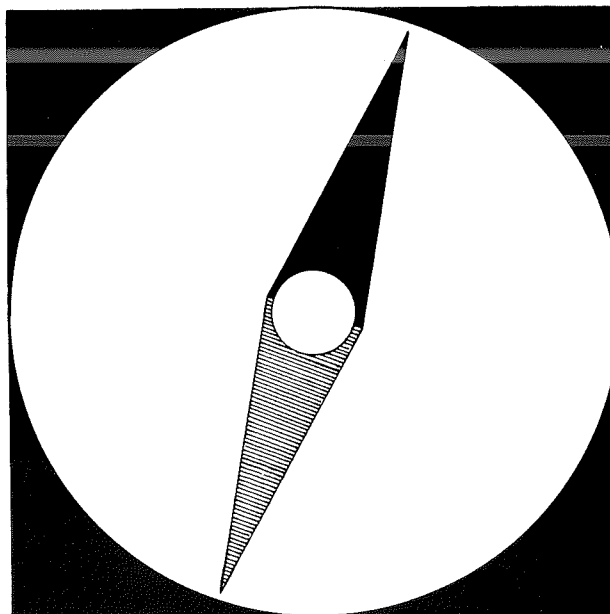
¹² J.Willi, *Koevolution. Die Kunst gemeinsamen Wachsens*, Reinbek 1985.

¹³ E.Schuster u.a., *Trotzdem hoffen. Mit Johann Baptist Metz und Elie Wiesel im Gespräch*, Mainz 1993, 54.

¹⁴ R.Bleistein, *Die jungen Christen und die alte Kirche*, Freiburg 1972 (HB 547).

¹⁵ *21% der Europäer glauben an Reinkarnation: P.M.Zulehner u.a., Wie Europa lebt und glaubt, Düsseldorf 1993, 74.*

¹⁶ P.M.Zulehner, *Ein Obdach der Seele*, Düsseldorf 1994.



Design: Dieter Grob

Kirche und Staat – Vertragliche Partnerschaft mit Zukunft

Entwicklungen und Tendenzen im Kirchenvertrags-Recht

1.–3. Dezember
Weingarten (Oberschwaben)
55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Abraham P. Kustermann
Prof. Dr. Richard Puza, Tübingen

Programm:

Konkordatäre Vereinbarung und staatliches Religionsrecht
Grundfragen – Tendenzen – Katholische Position
Prof. Dr. Richard Puza, Tübingen

Gegenstand und Rechtsqualität von Verträgen zwischen Staat und Kirche
Aus Anlaß der Kirchenverträge in den neuen Bundesländern
Prof. DDr. Dietrich Pirson, München

Ausgangspunkte des deutschen Staatskirchenvertragsrechts
Historische und systematische Aspekte
Prof. Dr. Gerhard Robbers, Trier

Verträge zwischen der katholischen Kirche und den neuen Bundesländern
Stand – Tendenzen – Entwicklungen – Probleme
Prof. Dr. Konrad Hartelt, Erfurt

„Gemeinsame Angelegenheiten“ von Staat und Kirche in den Staatskirchenverträgen der neuen Bundesländer
Mit einem Exkurs zur Diskussion über die Militärseelsorge
Prof. Dr. Ernst-Lüder Solte, Stuttgart

Die Politik und die heiligen Kühe der staatskirchenrechtlichen Verfassungsnormen
Aus Anlaß von Vorschlägen zur Reform der Landesverfassung von Baden-Württemberg
Dr. Alfred Geisel, Erster stv. Präsident des Landtags von Baden-Württemberg, Stuttgart

Stichworte zum Konkordat des Heiligen Stuhls mit Polen
Prof. Dr. Richard Puza, Tübingen

Wie sinnvoll sind heute noch Konkordate und Kirchenverträge?
Grundsätzliche und pragmatische Seiten einer alt-neuen Frage
Prof. Dr. Knut Walf, Nijmegen

Vielerlei und vielschichtige politische und gesellschaftliche Umbrüche haben in Europa eine neue Ära vertraglicher Vereinbarungen zwischen den Kirchen und Staaten eingeläutet. Besonders dicht und plastisch werden entsprechende Vorgänge in Deutschland greifbar. Es dürfte kein Zufall sein, daß 1994, im fünften Jahr nach der Vereinigung von BRD und DDR, die zweite Auflage des *Handbuchs des Staatskirchenrechts der Bundesrepublik Deutschland* (hg. von Joseph Listl u. Dietrich Pirson) zu erscheinen beginnt. Theorie und Praxis des Staatskirchenvertragsrechts stehen gegenwärtig auf seiten beider Vertragspartner – Kirche und Staat – vor neuen Herausforderungen.

Vor neuen Herausforderungen: das gilt hier wörtlich. Denn das oftmals als „hinkende Trennung“ charakterisierte Verhältnis von Kirche und Staat speziell in Deutschland hat heute aus vielfältigen Gründen keine sozusagen fraglose Akzeptanz mehr für sich wie vor dem. Nur wenn es gelingt, die anstehenden Fragen sach-, zeit- und situationsgerecht zu beantworten und auf faire Weise einen gesellschaftlichen Konsens darüber herbeizuführen, wird sich die vertragliche Koordination von Staat und Kirche weiter und weiterhin legitimieren lassen – im deutschen wie im europäischen Rahmen. Denn immer deutlicher zeichnet sich das Staatskirchenvertragsrecht auch als das führende Modell für staatliches Religionsrecht im Europa der Zukunft ab.

Anlässe genug, die sechste Tagung der Akademie in Folge zu Themen des Kirchen- und Staatskirchenrechts der Theorie sowie aktuellen Ergebnissen des Staatskirchenvertragsrechts zu widmen.

Im Blick auf die jüngsten Verträge bzw. Vertragsverhandlungen zwischen katholischer Kirche und Staat in Deutschland gab der Tübinger Kirchenrechtler Prof. Dr. Richard Puza von einer kritisch reflektierten Konkordats-theorie her zu bedenken:

Das deutsche Staatskirchenvertragsrecht ist ein feines Geflecht wechselseitiger Beziehungen. Änderungen können also nur sehr behutsam erfolgen. Wenn ein Baustein herausgebrochen würde, könnte das ganze Gebäude einstürzen. Ich glaube, daß die Vertragspartner der Bistumsverträge dies richtig erkannt haben. Die Konkordats-theorie muß dieses Verflochtensein von Codex und Vertragsrecht zusammen mit der spezifischen Si-

tuation in Deutschland berücksichtigen.

Trotzdem sei hier die Anregung erlaubt, daß man im Zuge der Konkordatsverhandlungen mit den neuen Bundesländern behutsam nach heutigem Rechtsempfinden zu enge Verbindungen von Kirche und Staat aufhebt. Dies müßte in der Folge, wenn in den Ländern akzeptiert, zu einer Revision des Reichskonkordates führen. [...]

Ein spezifisch innerkatholischer Aspekt betrifft den Vertragspartner auf kirchlicher Seite: die Rolle der Diözesanbischöfe beim Vertragsabschluß. Im Konkordatsrecht ist zur Zeit eine weitere Form von Konzentration festzustellen. Indem in den Verträgen des Hl. Stuhles mit den Ländern wesentliche Strukturfragen der Ortskirche behandelt werden, wird auch weit in deren Kompetenzen eingegriffen. Die Diözese ist schließlich der Teil des Gottesvolkes, in dem sich auch nach CIC/1983 Kirche voll verwirklicht. Dadurch entsteht unter modernen Vorzeichen ein „Josephinismus kirchlicher Provenienz“. Die alten Abhängigkeiten im Dreiecksverhältnis Papst – Bischöfe – Landesfürsten werden wieder deutlich und bleiben erhalten. Darüber hinaus ist eine Verlagerung der Kompetenzen von den Diözesanbischöfen auf die Bischofskonferenzen feststellbar. Welche Rolle spielen eigentlich die Ortsbischöfe in diesem Konzert, die Vorsteher der Ortskirchen, deren Amt nach alter kirchenrechtlicher Doktrin kraft göttlichen Rechtes besteht? Neue Formen der Mitverantwortung der Bischöfe – ich möchte nicht von Kollegialität sprechen – entstehen. Die Organisation der Diözesanstruktur ist, nach dem erklärten Willen des Hl. Stuhles, zunächst Sache der Bischofskonferenz, allerdings nicht in einem rechtlichen Sinn. So hat der Heilige Stuhl der deutschen Bischofskonferenz zugestanden, daß der Anstoß und der Entwurf für die Diözesan-neuregulierung von ihr ausgehen solle.

Nur dort kann der einzelne Diözesanbischof seine Vorstellungen einbringen. Den Reden des Nuntius in Deutschland anläßlich der Vertragsunterzeichnungen könnte man wohl entnehmen, daß die Bischöfe, deren Diözesen durch die Neuregulierung verändert – insbesondere verkleinert – wurden, zumindest gefragt wurden. Über die Mitwirkungsrechte der Diözesanbischöfe bei der Diözesanzirkumskription sagt das Kirchenrecht allerdings recht wenig aus.

Der jetzt auch in Deutschland geübten Praxis scheint ebenfalls das Schema römischer Konkordatspolitik zu-

grunde zu liegen, wie es in den Verträgen mit Spanien, Italien und Polen zum Ausdruck kommt, wenn auch mit etwas anderem Vorzeichen: Der Hl. Stuhl verhandelt und schließt durch seinen bevollmächtigten Nuntius im Lande die Konkordate ab. Für Detailfragen sind die Bischofskonferenzen, nach gesondertem Mandat des Hl. Stuhles, zuständig. Das Schema läßt sich m.E. allerdings nicht so einfach auf Deutschland übertragen. In den meisten Fragen kann die Bundesregierung auf Grund der innerstaatlichen Kompetenzverteilung nicht Partner von Verhandlungen sein. Für das Land ist die Bischofskonferenz aber wie der Hl. Stuhl ein auswärtiger Partner. Hier wäre also Platz für mehr Spielraum der Bischöfe. Praktisch scheint das System der Bischofskonkordate aber wieder einmal an einem Ende angelangt zu sein. Wie erfrischend ist in dem Zusammenhang doch der Vorstoß des Apostolischen Administrators von Görlitz gewesen, der selbst beim Hl. Stuhl die Erhebung der Apostolischen Administration zum Bistum beantragt hat. Es ist notwendig, die Konkordatstheorie in der Ekklesiologie, insbesondere der des 2. Vaticanums, zu fundieren, um sowohl die Aufgaben der Bischofskonferenz zu klären als auch die Mitwirkungsrechte der Diözesanbischöfe als der Vorsteher der Ortskirchen zu festigen.

In die laufende Debatte über die Weiterentwicklung und Erneuerung der Landesverfassung von Baden-Württemberg brachte der Erste stellvertretende Präsident des Landtags von Baden-Württemberg, Dr. Alfred Geisel (SPD), im Frühjahr 1994 einen gebündelten Vorschlag ein. In den Vorbemerkungen dazu heißt es unter anderem: „Folgende denkbare Ergänzungen der Landesverfassung sind in dem Vorschlag nicht enthalten: [...] Eine Änderung der Verfassungsbestimmungen im Abschnitt ‚Religion und Religionsgemeinschaften‘.“ Dies war der Anlaß, Dr. Geisel zu bitten, unter einer leicht provokativen Überschrift zu der allenthalben zu beobachtenden auffälligen Zurückhaltung „der Politik“ in diesem Punkt Stellung zu nehmen: sie zu begründen oder zu erklären. Nach Gründen, die Dr. Geisel dabei konkret für sich selbst geltend machte, wandte er sich Motiven zu, die sozusagen zur Grundausstattung der parlamentarisch-politischen Verantwortungsträger gehören dürften: Ein zweiter Grund scheint mir freilich auch darin zu

liegen, daß beide Teile, der staatliche wie der kirchliche, mit dem Ist-Zustand erkennbar relativ gut leben können. Die Politik zumindest der großen demokratischen Parteien läßt, wenn ich dies recht sehe, nirgendwo die Tendenz erkennen, die individuelle und korporative Religionsfreiheit und den Öffentlichkeitsauftrag der Kirchen ernstlich in Frage zu stellen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang – um nur ein aktuelles Beispiel eines „Wohlverhaltens“ des Staates gegenüber den Kirchen zu nennen – die Aufnahme der Formel „im Bewußtsein der Verantwortung vor Gott“ als eines tragenden Verfassungsprinzips in die neue Landesverfassung von Niedersachsen zu vermerken. Auch bei Anlegung eines kritischen Maßstabes läßt sich in bezug auf das Verhältnis zwischen dem Staat und den Kirchen in Baden-Württemberg feststellen, daß es in den zurückliegenden 40 Jahren wenig Reibungspunkte gegeben hat, die dieses Verhältnis ernstlich berührten oder gar in Frage stellten. Allenthalben herrscht ein Klima vertrauensvoller und fairer Zusammenarbeit und gegenseitiger Achtung. Dieser zweifellos begrüßenswerte Zustand versteht sich naturgemäß auch aus der Tatsache, daß es bei der Erfüllung öffentlicher Aufgaben vielerlei Beziehungen, ja Vernetzungen zwischen dem Staat und den Kirchen gibt. [...] Zusammenfassend läßt sich deshalb aus meiner Sicht feststellen, daß diese vielfältigen und weitgehend gut funktionierenden Beziehungen, von denen beide Seiten profitieren und die beide Seiten auch wollen, die Diskussion über eine Weiterentwicklung des verfassungsrechtlichen Verhältnisses zwischen dem Staat und den Kirchen zumindest in der praktischen Politik erschweren bzw. in den Hintergrund treten lassen. Gibt es solche Gründe für eine Neubesinnung, zumindest für eine vorurteilsfreie Besinnung in der Gegenwart? Ich persönlich möchte diese Frage bejahen. Gestatten Sie insoweit einige mehr grundsätzliche Vorbemerkungen: Nach wie vor gehen wir davon aus, daß die beiden großen Kirchen ihrem Namen und ihrem Anspruch nach Volkskirchen sind. Andererseits ist die Tatsache – auch wenn man dies bedauern mag – nicht zu leugnen, daß vor allem im privaten Leben eine fortschreitende Säkularisierung vor sich geht. Die Zahl der Kircheng Austritte aus beiden Kirchen nimmt ständig zu. Hinzu kommt, daß durch den Zuzug vieler ausländischer Mitbürger nichtchristlicher

Religionszugehörigkeit unsere Gesellschaft auch inso- weit verändert worden ist. Diese beiden angedeuteten Prozesse bedeuten, daß die Christen in der Gefahr ste- hen, mehr und mehr zu einer Minderheit in einer zumin- dest indifferenten Umwelt zu werden. Diese denkbare Diasporasituation wirft die Frage nach einer Neubesi- nung des Verhältnisses von Staat und Kirche auf, und mit Konrad Hesse ist zu fragen, ob das Verharren auf über- kommenen Privilegien und Anspruchspositionen nicht die Gefahr in sich birgt, die in dieser neuen Situation gegebene geistliche Chance der Kirchen zu verfehlen. Und eine weitere Überlegung, die ich nur in Frageform andeuten will: Ist nicht insoweit auch eine Änderung im Verhältnis vom Staat zu den Kirchen eingetreten, daß den Kirchen nicht mehr ein obrigkeitsstaatlich geprägtes Gemeinwesen, sondern eine auf Pluralismus und Demo- kratie gegründete Gesellschaft gegenübersteht, in der die unterschiedlichsten Gruppierungen, Parteien, Ver- bände, veröffentlichte Meinung usw. mitzuwirken beru- fen sind?

Diese nur aphorismenhaft dargestellten Überlegungen drängen sich m.E. auch deshalb auf, weil nach 1945 weder der Bund noch die einzelnen Bundesländer den ernsthaften Versuch unternommen haben, eine neue kirchenpolitische Grundsatzentscheidung zu treffen. Dies zeigt sich speziell darin, daß – soweit ich sehe – alle Länder und der Bund sich damit begnügt haben, den Kirchenkompromiß der Weimarer Verfassung zu über- nehmen. Ob unter den damaligen Verhältnissen, die ja vorrangig von der Notwendigkeit neuer demokratischer Strukturen geprägt waren, eine andere Entscheidung möglich oder geboten war, ist sicherlich ernsthaft zu bezweifeln. Die zuvor gemachten Äußerungen beweisen auch, daß Staat und Kirchen mit diesen Regeln durchaus ordentlich, ja gut, zu leben vermögen. Tatsache bleibt jedoch, daß die Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland vom toleranten Glaubensstaat der 50er Jah- re zum pluralistischen Staat der Gegenwart – um ein Wort Alexander Hollerbachs aufzugreifen – bisher verfas- sungsrechtlich nicht nachvollzogen worden ist.

Bisherige Tagungsdokumentationen der Akademie zum Thema:

Die Kirchen und die deutsche Einheit. Rechts- und Ver- fassungsfragen zwischen Kirche und Staat im geeinten Deutschland. Hrsg. von Richard Puza u. Abraham Peter Kustermann (Hohenheimer Protokolle, Bd. 37). Stutt- gart: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart 1991 (ISBN 3-926297-34-4);

Staatliches Religionsrecht im europäischen Vergleich. Hrsg. von Richard Puza u. Abraham Peter Kustermann (Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat, Bd. 40). Freiburg/Schweiz: Univer- sitätsverlag 1993 (ISBN 3-7278-0922-1).

Eine Tagungsdokumentation ist in Vorbereitung.

Am Wendepunkt: Der Vatikan und Israel

17. November
Stuttgart-Hohenheim
61 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Abraham P. Kustermann
Dagmar Mensink

Mit dem *Grundlagenvertrag zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Staat Israel* vom 30. Dezember 1993 / 16. Tevet 5754 ist weit mehr als ein völkerrechtlicher Vertrag zwischen dem Vatikan und Israel endlich zum Abschluß gekommen: 45 Jahre nach seiner Gründung anerkennt die katholische Kirche Israel als Staat. Damit ist ein Wendepunkt auch im Verhältnis von katholischer Kirche und Judentum erreicht und ein neues Kapitel ihrer Beziehungen eröffnet.

Der Abschluß des Vertrags stellt für die katholische Kirche einen ähnlichen Akt der Selbstkorrektur dar wie das Konzilsdokument *Nostra aetate* (1965) oder die *Hinweise für eine richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und in der Katechese der katholischen Kirche* (1985). Er ist auch in der christlichen Ökumene nicht ohne Wiederhall geblieben.

Am 15. Juni 1994 erfolgte die Aufnahme voller diplomatischer Beziehungen zwischen dem Hl. Stuhl und Israel. Genügt es, diese Vorgänge beiläufig zur Kenntnis zu nehmen? Ihre tatsächliche Bedeutung reicht weit über das diplomatische Parkett hinaus. Ihrer beifälligen wie kritischen Würdigung galt unsere Abendveranstaltung.

Die Position des Vatikans bzw. der katholischen Kirche erläuterte:

*Msgr. DDr. Richard Mathes,
Chargé d’Affaires Culturelles des Heiligen Stuhl in Jerusalem,
Leiter des Päpstlichen Instituts „Notre Dame de Jerusalem“*

Aus jüdischer Sicht nahm Stellung:
*Prof. Dr. Ernst Ludwig Ehrlich,
Zentralsekretär der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz,
Europadirektor von B’nai B’rith*

Beide Referenten waren für ihre jeweilige Kommunität am langen Weg der Vertragsverhandlungen verantwortlich mitbeteiligt. So konnten sie kompetent und aus erster Hand Stellung nehmen zu den Fragen des Abends:

- *Warum anerkennt der Vatikan den Staat Israel erst jetzt?*
- *Worin liegt der politisch-diplomatische Nutzen für beide Seiten und für die Nah-Ost-Region?*
- *Welche theologischen, religiösen und geistlichen Verbindlichkeiten legt der Vertrag für das Verhältnis von katholischer Kirche und Judentum fest?*
- *Was ist von seiner weiteren Ausgestaltung „nach Buchstaben und Geist“ zu erhoffen?*

Aus dem *Grundlagenvertrag* sei an wichtigen Aussagen zitiert (nichtautorisierte Übersetzung aus dem englischen Text):

Präambel

Der Heilige Stuhl und der Staat Israel eingedenk des einzigartigen Charakters und der universalen Bedeutung des Heiligen Landes, im Bewußtsein der einzigartigen Natur der Beziehungen zwischen der katholischen Kirche und dem jüdischen Volk und des historischen Prozesses der Versöhnung sowie des wachsenden gegenseitigen Verständnisses und der Freundschaft zwischen Katholiken und Juden, nach dem Beschluß vom 29. Juli 1992, einen „ständigen bilateralen Arbeitsausschuß“ zur gemeinsamen Untersuchung und Bestimmung von Fragen gemeinsamen Interesses und im Hinblick auf die Normalisierung ihrer Beziehungen zu errichten, in der Erkenntnis, daß die Arbeit des vorstehend genannten Ausschusses hinreichendes Material für einen ersten Grundlagenvertrag hervorgebracht hat, in der Erkenntnis, daß ein solcher Vertrag eine gesunde und dauerhafte Grundlage für die weitere Entwicklung ihrer gegenwärtigen und künftigen Beziehungen bilden wird, und zur Unterstützung der Aufgaben des Ausschusses kommen wie folgt überein:



Artikel 1

1. Der Staat Israel bekräftigt, gestützt auf seine Unabhängigkeitserklärung, seine fortdauernde Verpflichtung zur Wahrung und Einhaltung des Menschenrechts auf Religions- und Gewissensfreiheit, wie in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und in anderen internationalen Übereinkünften, die Israel unterzeichnet hat, dargelegt.

2. Der Heilige Stuhl bekräftigt, gestützt auf die Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils zur religiösen Freiheit, „Dignitatis Humanae“, die Verpflichtung der katholischen Kirche zur Einhaltung des Menschenrechts auf Religions- und Gewissensfreiheit wie in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und in anderen internationalen Übereinkünften, die der Heilige Stuhl unterzeichnet hat, dargelegt. Der Heilige Stuhl wünscht außerdem, den Respekt der katholischen Kirche gegenüber Religionen und ihren Gläubigen zu bestätigen, wie durch das Zweite Vatikanische Konzil in seiner Erklärung über die Beziehungen der Kirchen zu nichtchristlichen Religionen, „Nostra Aetate“, feierlich dargelegt.

Artikel 2

1. Der Heilige Stuhl und der Staat Israel verpflichten sich zu geeigneter Zusammenarbeit im Kampf gegen alle Formen des Antisemitismus und jede Art von Rassismus und religiöser Intoleranz und zur Förderung gegenseitigen Verständnisses unter den Nationen, Toleranz in den Gemeinwesen und Respekt vor Leben und Würde des Menschen.

2. Der Heilige Stuhl bekräftigt bei dieser Gelegenheit seine Verurteilung von Haß, Verfolgung und jeder anderen Erscheinungsform des Antisemitismus, gerichtet gegen das jüdische Volk oder einzelne Juden überall, zu jeder Zeit und durch jede Person. Insbesondere verurteilt der Heilige Stuhl Angriffe gegen Juden und die Schändung von Synagogen und jüdischer Friedhöfe, Akte der Verunglimpfung der Opfer des Holocaust, besonders wenn sie an Orten geschehen, die Zeuge dieser Taten waren.

[...]

Das „Goldene Tor“ in Jerusalem



Jüdischer Gemeinderat in Frankfurt (Kupferstich, 18. Jh.)

Jüdische Gemeinden und Organisationsformen von der Antike bis zur Gegenwart

Wissenschaftliche Studientagung in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte der Juden e.V. (GEGJ)

28.–30. Oktober
Stuttgart-Hohenheim
128 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Prof. Dr. Robert Jütte, Stuttgart
Dr. Abraham P. Kustermann

Programm:

Organisationsformen und Ämter in den jüdischen Gemeinden im antiken Griechenland und Italien
Prof. Dr. Hermann Lichtenberger, Tübingen

Die jüdischen Gemeinden im antiken Kleinasien
Priv.-Doz. Dr. Walter Ameling, Würzburg

Die jüdische Gemeinde im spätantiken Antiochia (Syrien)
Priv.-Doz. Dr. Johannes Hahn, Heidelberg

Christliche und jüdische Gemeinden: Grundformen, Zusammenhänge und Konflikte vornehmlich in deutschen Städten während des hohen und späten Mittelalters

Dr. Israel Yuval, Jerusalem/Philadelphia (USA)
Prof. Dr. Alfred Haverkamp, Trier, Vorsitzender der GEGJ

Organisationsformen der süddeutschen Juden in der Frühen Neuzeit
Dr. Stefan Rohrbacher, Hamburg

Jüdische Organisationsformen in einem geistlichen Territorialstaat Nordwestdeutschlands (17./18. Jahrhundert)
Jörg Deventer, Hamburg

Jüdische Gemeinden und ihre religiös-rituellen Einrichtungen: die „Mikweh“ im Hygienenediskurs (1730-1830)
Dr. Thomas Schlich, Stuttgart

Jüdische Gemeindepolitik in Preußen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts
Dr. Jörg Fehrs, Berlin

Organisationsform der jüdischen Großgemeinde im Kaiserreich und in der Weimarer Republik: das Beispiel Hamburg
Priv.-Doz. Dr. Ina Lorenz, Hamburg

Der Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden nach 1945
Prof. Dr. Julius Carlebach, Heidelberg

Die vielschichtigen Bemühungen der Akademie um das jüdisch-christliche Verhältnis (siehe CHRONIK '93, 46-57, 101-104) schaffen immer wieder neue Verbindungen und haben mit dieser Wissenschaftlichen Studententagung einen bemerkenswerten Akzent erhalten. Die Kooperationspartnerin GEGJ, 1987 zur Erforschung der Geschichte der Juden in interdisziplinärer Zusammenarbeit gegründet, knüpft einerseits an die Tradition der bis in die dreißiger Jahre bestehenden „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums“ an, betritt andererseits insofern freilich Neuland, als ihr sowohl jüdische wie nichtjüdische Mitglieder angehören. Neben der engen Zusammenarbeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedener Fachrichtungen in internationaler Besetzung besteht ihr wesentliches Anliegen darin, die jüdische Geschichte auch als integralen Bestandteil der Gesamtgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart zu betrachten. Der Erfolg ihrer Zielsetzung (internationale und fächerübergreifende Kooperation im Interesse einer intensivierten Erforschung der jüdischen Geschichte) läßt sich auch an der steigenden Mitgliederzahl wie an deren Zusammensetzung ablesen: Annähernd 150 in- und ausländische Mitglieder der GEGJ repräsentieren ein von der Geschichtswissenschaft über Judaistik, Musikwissenschaft und Mathematik reichendes Fächerspektrum. Entsprechend vielseitig sind die Aktivitäten der noch jungen Gesellschaft, die von der Koordination und Vorbereitung internationaler wissenschaftlicher Großveranstaltungen zur jüdischen Geschichte bis zur eigenständigen Organisation und Durchführung von Fachtagungen reichen. Der enge Kontakt mit dem Verband der Historiker Deutschlands kam durch gut besuchte Sektionen der GEGJ auf vier Historikertagen in Folge seit 1988 zum Ausdruck. Mit den von ihr herausgegebenen „Forschungen zur Geschichte der Juden“ steht der GEGJ demnächst eine eigene Publikationsreihe zur Verfügung.

Die von den beiden Tagungsleitern in Absprache mit dem wissenschaftlichen Beirat der GEGJ geplante und von Akademie und GEGJ gemeinsam veranstaltete Wissenschaftliche Studententagung brachte 48 Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftler im engeren Sinn, 40 Promotionsstudentinnen und -studenten sowie 40 weitere speziell interessierte Teilnehmerinnen und

Teilnehmer des In- und Auslandes zu angeregten und anregenden Diskussionen über den im Thema genannten spezifischen Aspekt der jüdischen Geschichte zusammen. Die Bandbreite der alle historischen Epochen, wenngleich in unterschiedlicher Dichte, berührenden Referate spiegelte auch den Forschungsstand in seiner unterschiedlichen Intensität wider. Schwerpunkt war die Struktur und Funktion jüdischer Gemeinden und deren Rolle als integrierendes und Identifikation schaffendes Element. Dabei war ein sehr weiter Blickwinkel vorausgesetzt:

Das Leben der jüdischen Gemeinden, die Formen und Strukturen jüdischer Organisationen regelten sich während der längsten Phasen der Geschichte selten autonom, sondern vorwiegend innerhalb komplexer Bedingungs-muster. Die Chance der jüdischen Minderheit zur Realisierung ihrer eigenen Normen und zur Etablierung einer Selbstverwaltung war von der sie umgebenden Mehrheit her zumeist beschränkt, und dies unter kulturell, politisch und regional gesehen höchst unterschiedlichen Kriterien. Jüdische Identität mußte sich fast immer unter äußerlich (oft rigoros) eingeschränkten Gegebenheiten sozial zum Ausdruck bringen. Ihre Entwicklung und mit ihr die Entwicklung der jüdischen Institutionen ist ohne Rücksicht darauf und folglich ohne Berücksichtigung von deren jeweiliger Umwelt nicht zu verstehen. Dieser rote Faden läuft durch die jüdische Geschichte hindurch von der Antike bis zur historisch teils ge-lückten, teils mißglückten „Juden-Emanzipation“ der neueren Zeit bzw. bis zur Staatsgründung Israels (1948) mit ihren Effekten auch in der „Diaspora“.

Die dauernde Spannung zwischen Eigen- und Fremdbestimmung verleiht der jüdischen Sozialgeschichte im großen wie auf der Ebene der Alltagsgeschichte spezifische Konturen, die als solche Teil der allgemeinen Geschichte sind – beispielsweise der deutschen Geschichte, nicht nur der des deutschen Judentums.

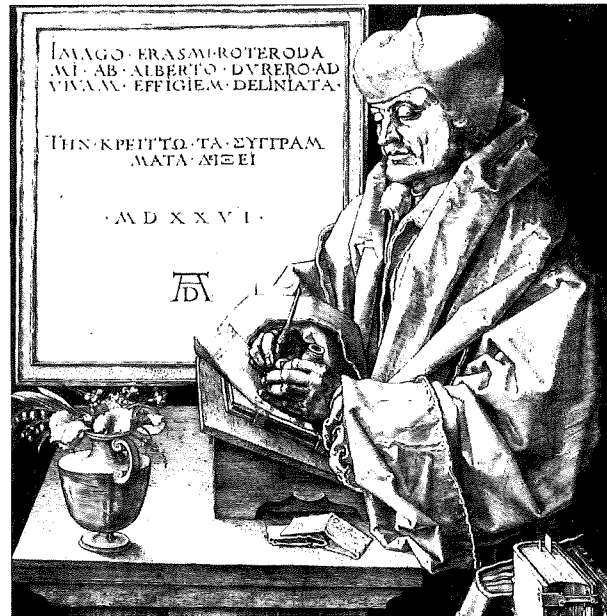
Besondere Beachtung fand in diesem Zusammenhang das abschließende Referat von Prof. Dr. Julius Carlebach, Rektor der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg, über Stationen der Nachkriegsgeschichte und der aktuellen Gegenwart. Der Referent wußte sehr lebendig aus eigenen Erfahrungen in Hamburg nach 1945 zu berichten. Er beschrieb die Displaced-Persons-Lager als bedeutende Ausgangspunkte für ein neues jüdisches

Leben in Deutschland. Als größte Leistung der Juden bis zur unmittelbaren Gegenwart charakterisierte er die Übernahme jüdischer Kernideen in säkulare Gestalten, so die Idee des Lernens oder die der Gemeinde. (Eine jüdische Gemeinde ist heute nicht nur als religiöser Zusammenschluß zu verstehen.) Der Wiederaufbau nach der Shoa entsprach somit alten Organisationsprinzipien und indigenen jüdischen Bedürfnissen.

Redaktion und Beirat von *Aschkenas* (*Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden*) nahmen die Tagung gleichzeitig zum Anlaß für eine Redaktionssitzung im Tagungshaus Hohenheim, die GEGJ für eine satzungsmäßige Mitgliederversammlung.

Die Publikation der wissenschaftlichen Beiträge zur Studientagung (als Beiheft zu *Aschkenas*) durch die beiden Tagungsleiter ist für Ende 1995 geplant.

Dürer, 1526: Erasmus (Ausschnitt)



Rhetorik und Theologie bei Erasmus von Rotterdam

Wissenschaftliche Fachtagung

3.–5. Juni
Weingarten
29 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr
Prof. Dr.h.c. Otto Hermann Pesch, Hamburg

Referenten:
Prof. Dr. Cornelis Augustijn, Amsterdam
Prof. Dr. Günter Bader, Zürich
Prof. Dr. Manfred Hoffmann, Atlanta/USA
Prof. Dr. Bernhard Lohse, Hamburg
Prof. Dr.Dr.h.c. Otto Hermann Pesch, Hamburg

Die Tagung begab sich ins Spannungsfeld Rhetorik – Schriftauslegung – Kirchenreform und thematisierte insbesondere das Sprach- und Toleranzverständnis des Erasmus von Rotterdam. Sie begegnete dabei nicht nur erasmianischer Theologie und Spiritualität; sie konnte auch in der Zusammenschau der Vergangenheit des Erasmus mit unserer Gegenwart heutige Fragen erhellend.

Hervorragende Wortführer der internationalen Erasmus-Forschung rekonstruierten den äußeren Rahmen der Geschehnisse des 16. Jahrhunderts, die Bemühungen um die Kirchenreform und den Hergang der Religionsgespräche. Auf der Suche nach den inneren Antriebskräften dieser Ereignisse stießen sie immer wieder auf Erasmus, der – Impulse gebend, Rückwirkungen empfangend – auf den Gang der Dinge einwirkte. Von da fiel auch neues Licht auf seine Kontroverse mit Luther, auf den heutigen ökumenischen Dialog und das heutige Zusammenleben in Europa.

Die Denkanstöße des in diesem Jahr in Deutschland weilenden Erasmus-Kenners Manfred Hoffmann von der Emory University in Atlanta/USA und das Gespräch mit seinen europäischen Kollegen boten für die gestellte Aufgabe beste Voraussetzungen. Über die Ergebnisse der Tagung berichtete die Schwäbische Post in ihrer Ausgabe vom 11. Juni 1994:

Das Plädoyer für Weite und Offenheit, die im Diskussionsbetrieb oft vermißt und angemahnt werden, hat eine lange Geschichte.

Als Beispiel heftigster geistiger Auseinandersetzung in Europa ist das Zeitalter der Reformation bekannt. Daß dabei auch mäßigende Kräfte im Spiel waren, wird leicht übersehen. Der Name Erasmus von Rotterdam ist – zumeist klischee-behängt – ins Abseits gerückt.

Dabei kann heute aus der geschichtlichen Distanz gesagt werden, daß ein Gutteil der ökumenischen Gespräche latent auf der Linie seines Denkens läuft, auch wenn er selbst im Eifer des Gefechts des öfteren dem eigenen Anspruch nicht zu genügen vermochte: Vergleichend statt trennend zu argumentieren, damit Ausgleich entstehen kann.

Während die Wirkungsgeschichte Luthers im Protestantismus konkreter abzulesen ist als die des Erasmus im katholischen Bereich, ist der große Humanist und Theologe des 16. Jahrhunderts gleichwohl immer präsent in Europa (gewesen).

Ihn einmal eigenständig zu betrachten, war Thema eines Fachgesprächs, zu dem sich ein international zusammengesetzter Kreis von Wissenschaftlern und Interessenten im Tagungshaus Weingarten der Diözesan-Akademie mit der Akzentsetzung auf „Rhetorik und Theologie bei Erasmus von Rotterdam“ getroffen hat. Man kam zwar nicht umhin, den äußeren Rahmen der Geschehnisse, die Bemühungen um die Kirchenreform und die Religionsgespräche jener Zeit aufzuzeigen, wandte sich aber verstärkt den inneren Antriebskräften für das erasmische Sprach- und Toleranzverständnis zu.

Seine Rhetorik ist christlich begründet, das heißt, sie dient der Theologie, die wiederum bei Erasmus durch das Wort der Bibel entsteht und nicht auf der Folie kirchlich-hierarchischer Vorgaben.

Christus, in der Schrift das Schluß-Wort Gottes, in dem sich dieser in höchster Weise angeglichen hat an den Menschen, ist für Erasmus Maß, Vorbild und Inspiration

in seiner Art der Rede, die gleichnishaft zu vermitteln sucht. Er schreibt literarisch, elitär, in Latein als kosmopolitischer Sprache, mit einem enormen, allerdings mehr indirekten Einfluß in Europa. Oft um Rat gefragt, vermied er es, ihn entschieden zu geben – und gab ihn doch durch eher geistig-innerliche Impulse. Gerade, daß er sich unter kluger Abwägung der Verschiedenartigkeit von Personen, Dingen, Zeiten und Umständen nicht einseitig vereinnahmen ließ, brachte ihn in den Verdacht der Parteinahme. Ist seine soziologische Einstellung (zum Volk) noch recht mittelalterlich, so überrascht andererseits sein modernes, prozessuales Denken in der Ambivalenz zwischen Festlegung und Offenheit.

Darunter litt und erlosch auch die lange, grundsätzliche Übereinstimmung mit Luther. Einig im Reformansatz für einen innerkirchlichen, aber strukturerhaltenden Umbau der Kirche, die zurückgeführt werden soll auf ihre ursprüngliche Reinheit, Einfachheit und pastorale Aufgabe unter Übernahme evangelischer Errungenschaften, konnte es jedoch später in Sachen Rechtfertigung und freier/unfreier Wille zu keinem Konsens mehr kommen zwischen dem dogmatisierend-entschiedenen Luther und Erasmus, der in ständiger Sorge vor drohendem Krieg seine Aufgabe in der Wahrung des (auch politischen) Friedens und der Einheit (nicht Uniformität) der Kirche sah und deshalb eine Abneigung gegen definitive und damit ausgrenzende Festlegungen hatte.

Die ihm oft vorgehaltene Unbestimmtheit gründet in seiner Haltung, auch dem Gegner religiösen Ernst zuzuerkennen, und der Einsicht, daß göttliche Wahrheit für den Menschen letztlich unfaßbar und durch diese Unvollkommenheit Vielfalt geradezu vorgegeben ist. Wobei Uneinigkeit nicht unbedingt zur Spaltung führen muß. „Der Bruch ist nicht unheilbar“, konnte Erasmus 1532 noch sagen. Sein Ziel und Hoffen gelten heute nicht weniger. Offen-Bleiben im Dialog, damit Wahrheit aufscheinen, wahr-scheinlich werden kann, und im Vertrauen mit der Vorläufigkeit (ungelöster Fragen) leben lernen, weil jede „felsenfeste Erklärung“ einmal dem unzugänglichen Licht Gottes ausgesetzt sein wird und Sprache dort irgendwann aufhören muß, wo es ums Unsagbare geht. Um das, was wir uns nicht selber geben können.

Rosemarie Zieschank



Bismarckturm (von Theodor Fischer am Starnberger See)

Kulturkampf oder Kulturkämpfe?

Staat, Gesellschaft, Kirche im 19. Jahrhundert

Studientagung in Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart, dem Kirchengeschichtlichen Verein des Erzbistums Freiburg und der Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

21.–25. September
Weingarten
78 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Prof. Dr. Karl Suso Frank, Freiburg i.Br.
Prof. Dr. Rudolf Reinhardt, Tübingen
Dr. Lukas Schenker OSB, Mariastein (Schweiz)

„Kulturkampf“ – eine Begriffsprägung von Rudolf Virchow, gegen Kirche und politischen Katholizismus gerichtet – meinte zunächst die nach der Reichsgründung 1870/71 beginnende Auseinandersetzung zwischen Staat, Parteien und katholischer Kirche speziell in Preußen, aber auch in anderen deutschen Ländern. Ähnliche Auseinandersetzungen um Kulturhoheit und „Papalismus“ vor dem Hintergrund einschneidender Säkularisierungs- und Modernisierungsprozesse mit gravierenden sozioökonomischen Begleiterscheinungen gab es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den meisten europäischen Staaten, insbesondere auch in der Schweiz. Mit angestoßen und verschärft wurde die Entwicklung durch den ‚Syllabus errorum‘ Pius‘ IX. (1864) und die Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit (1870). In Südwestdeutschland gingen in Baden und Hessen-Darmstadt die Wogen hoch, während Württemberg als „Oase des Friedens“ angesprochen wurde, wie wohl auch hier vielerorts Kulturkampfstimmung herrschte.

Mit Blick auf Preußen und das übrige Deutschland, auf die Schweiz und Italien, aber auch auf Frankreich und die Länder der Donaumonarchie unternahm Peter Stadler einleitend den Versuch einer vergleichenden Orientierung. Mit Bezug auf die politische Gegenwart (und Zukunft) interessierte ihn dabei auch die Frage, wieweit es sich um vermeidbare oder aber vielleicht notwendige Konflikte und Abgrenzungen zwischen Staat und Kirche handelte. Zunächst aber umriß er die Ausgangslage:

Der Titel unserer Tagung (und meines einleitenden Referats) geht von der Voraussetzung aus, daß es nicht nur „den“ Kulturkampf gibt, sondern eine Pluralität – also nicht einen klar umgrenzten Vorgang wie etwa die Einigung Italiens oder Deutschlands, sondern diverse Ansätze und Abläufe, in der Regel aber doch mit einem als zentral empfundenen Austrag oder Entscheidungskampf. Wie kam es dazu, und warum diese Diversitäten oder Phasenverschiebungen? Ich habe einmal den Kulturkampf als „Investiturstreit des 19. Jahrhunderts“ bezeichnet und damit – auch abgesehen vom rechtssymbolischen Gewicht eines Einkleidungs- oder Übertragungsaktes – markieren wollen, daß die Kirche in vielen europäischen Staaten des 19. Jahrhunderts noch eine starke und mitgebetende Stellung innehatte, welcher sie in der zweiten Jahrhunderthälfte sukzessive verlustig

ging, nicht ohne zähe Widerstände und Gegenangriffe ihrerseits. Nun ist der Träger des Wortes Kulturkampf bekanntlich der bedeutende Anatom Rudolf Virchow gewesen – er schuf damit, wohl ohne dies vorauszusehen, ein Schlagwort, das über die Tagespolemik hinaus zu einem bis heute nicht ersetzten Geschichtsbegriff geworden ist. In einem Votum vor dem Abgeordnetenhaus des Preußischen Landtages am 17. Januar 1873 entfaltete er seine Sicht der Vergangenheit, die im wesentlichen darin bestand, daß die Kirche, die im Früh- und Hochmittelalter Trägerin der ganzen humanen Entwicklung war, durch die von ihr herangebildeten Laien allmählich ihr eigenes Monopol zerstörte, so daß diese „als gleichberechtigte Träger der Kultur sich erheben konnten“; und weiter: „von dem Augenblicke an beginnt nicht bloß die Ketzerei, sondern eben auch die einseitige dogmatische Entwicklung der Kirche und des Papstthums“. Ein dialektischer Geschichtsprozeß, wobei nach hegelschem Modell die These ihre Antithese hervorbringt, allerdings eine krönende Synthese einstweilen noch nicht erkennbar wird, da der Kampf noch anhält, ja sogar – anfangs 1873 – erst richtig entbrannt ist. Für Virchow bezeichnend der Umstand, daß nunmehr nicht einfach zwei Kulturen – eine kirchliche und eine laizistische – sich bekämpfen; vielmehr hat sich im Zuge der Dogmatisierung und Hierarchisierung eine geistige Entleerung der Kirche ergeben, so daß – fast könnte man von einer „translatio imperii“ sprechen – die Kultur ganz zur weltlich-ketzlerischen Seite hinübergewechselt hat. Natürlich läßt sich dieser Interpretation sehr vieles entgegenhalten, was die Zwangsläufigkeit des Ablaufs beeinträchtigt: die Kultur des kirchlich-katholischen Barockzeitalters etwa, die kirchliche Musik von Palestrina bis zur Wiener Klassik, die katholische Romantik und anderes mehr. Für Virchow fiel das aber insofern nicht entscheidend ins Gewicht, als die Wissenschaft – die er in seinem Raisonement weitgehend mit moderner Kultur identifiziert – ihre eigene Autonomie entfaltete. Da allerdings ließ sich nicht verkennen, daß die im Zeitalter Pius' IX. kirchlich verordnete Neuscholastik wenig fruchtbare Impulse bot – dies alles eben eine Folge der triumphierenden Hierarchie; „sie nahm“ – um wieder den Anatomen zu zitieren – „mehr und mehr den absonderlichen Charakter des Ultramontanismus an, indem sie allmählich immer ausschließlicher das Kardinalskollegium aus

Italienern zusammensetzte, die Päpste immer mehr ausschließlich aus italienischen Bischöfen hervorgingen und das Papstthum als solches sich mehr und mehr als eigentlich italienische Kirchengewalt darstellte“. Man sieht: absonderlich (im Sinne der Absonderung) ist hier eine Italianisierung von Papsttum und Hierarchie – und dieser Befund ist sicher nicht falsch, wenn man die systematische Zurückdrängung deutscher Wissenschaft innerhalb des Katholizismus von Wessenberg und Möhler bis Günther und Döllinger bedenkt. Italianisierung ist gleichbedeutend mit Isolierung und Abschirmung, wobei selbstverständlich nicht an italienische Kultur und Politik von Dante bis zu den großen Komponisten bis zu Mazzini oder Cavour gedacht ist, sondern an den ultramontanen Klerikalismus, wie er in Abwehr aller geistigen Impulse der Moderne in der Negation verharrte. Bekanntlich war Pionono nach seiner Wahl 1846 als Hoffnungsträger begrüßt worden; von ihm schien – so dachten nicht nur die Liberalen – nach den erstarrten Restaurationspontifikaten eine Erneuerung auszugehen. Man weiß, wie rasch der Revolutionsverlauf von 1848/49 diese Hoffnungen ins Gegenteil umkehrte und wie der Verlauf der 1850er Jahre Papsttum und Kirchenstaat immer mehr in Bedrängnis brachte und zu entsprechenden Reaktionen veranlaßte. Das große Schockerlebnis für die Gebildeten fast aller Länder war der Syllabus von 1864, dieser der Enzyklika ‚Quanta cura‘ angefügte Katalog der verdammenswerten Irrtümer, dessen undifferenziert plakativer Ton allen noch möglichen Verständigungen ein schroffes Nein entgegengesetzte. Gewiß war vieles dieser Kriegserklärungen an Liberalismus, Indifferentismus, Glaubensfreiheit, an entfesselte und ruchlose Wissenschaft bereits in der Enzyklika ‚Mirari vos‘ von 1832 ausformuliert worden. Aber seither war fast ein Dritteljahrhundert vergangen, der politische Liberalismus in vielen Ländern an die Macht gekommen oder doch zu einer respektierten Realität geworden; daß angesichts dieser Entwicklung der Papst sich wieder auf die überwunden geglaubte Ära seines reaktionären Vorgängers und ihrer Verkündigungen zurückbesann, bedeutete Frustration für die einen, stillen Triumph für die anderen – nicht nur für die kirchlichen und weltlichen Parteigänger der äußersten Rechten, sondern gerade auch für jene liberal- und nationalgesinnten Zeitgenossen, welche von der katholischen Kirche im Grunde

nichts anderes und Besseres erwartet hatten und sich nunmehr bestätigt fanden. So harrte die öffentliche und die veröffentlichte Meinung gespannt des weiteren Ablaufs. Die Niederlage Österreichs von 1866 schien wieder einmal die Rückständigkeit einer katholischen Macht vor Augen zu führen – denn die Habsburgermonarchie hatte im Konkordat von 1855 der Kirche eine so präponderierende Stellung eingeräumt, daß dies fast einer Erneuerung von Idealen des 17. Jahrhunderts gleichkam. Die Vorbereitungen zum 1. Vatikanischen Konzil und dieses selbst erfreuten sich einer gespannten Aufmerksamkeit, die auch durch die Ereignisflaute der letzten Jahre vor dem deutsch-französischen Krieg bedingt war; es fehlte an konkurrenzierender Ablenkung, und so konnten sich Zeitungsleser uneingeschränkt der finalen Eskalation in Form der Infallibilitätserklärung zuwenden, welche wieder einmal allen Kritikern der jüngsten Entwicklung recht gab.

Dies der zeitgeschichtliche Hintergrund jener Stellungnahmen Virchows, deren geschichtlicher Erlebnisgehalt aber auch eine persönliche Färbung aufwies. Der berühmte Mediziner hatte in jüngeren Jahren im streng katholischen Oberschlesien gewirkt und die Erfahrung gemacht, daß Kranke in der letzten Phase ihres Leidens medizinische Hilfe, die sich lebensrettend hätte auswirken können, verschmähten und sich ganz der Kirche anvertrauten. Damit ist ein mögliches Konfliktfeld berührt, das in der Folge noch ab und zu – vor allem auch literarisch, bis hin zu Schnitzlers ‚Professor Bernhardt‘ – den Staub der Diskussionen aufwirbelte. Zugleich enthält Virchows Votum ein Bekenntnis zur Wissenschaft als einer überpolitisch-unanfechtbaren Instanz von internationaler Gültigkeit, von der man sich längerfristig die Überwindung von Vorurteilen versprach.

Formal begann der Kulturkampf in Preußen denn auch als Hochschulkonflikt. Als der Kölner Erzbischof (Melchers) Bonner Professoren der katholischen Theologie, die als Gegner der Infallibilität ihre Unterwerfung verweigerten, die „missio canonica“ und damit das Lehramt entzog, schützte sie das preußische Ministerium, da diese Beamten ja nicht gegen die preußischen Staatsgesetze verstoßen hätten; es befand, eine kirchliche Zu-rechtweisung sei nur mit Vorwissen des Staates zulässig. Ähnliche Konfrontationen ergaben sich in Breslau und im ostpreußischen Braunsberg. Die praktische Schwierig-

keit bestand dann freilich darin, daß der Staat wohl die Professoren in ihrem Amt schützen konnte, nicht aber gegen den kirchlich verordneten Boykott ihrer Lehrveranstaltungen durch die Theologiestudenten. Das hört sich leicht an, losgelöst von allen Einzelheiten. Wie sich das aber in der Realität ausnahm, zeigen Bonner Reminiszenzen in den ‚Lebenserinnerungen‘ des österreichischen Historikers Hermann Hüffer: „Wieviel Zerwürfnisse, Klatsch und Zwischenträgereien, wieviel brave tüchtige Menschen in ihren religiösen Überzeugungen beunruhigt, in ihren wissenschaftlichen Arbeiten gestört! Ohne Not, ohne Zweck war dem staatlichen wie dem kirchlichen Leben ein Nachteil zugefügt, der in mancher Hinsicht noch bis heute nicht wieder ausgeglichen ist.“ Er exemplifiziert diese Krise an den Beispielen der Historiker Kampschulte, dessen Lebenskraft durch den Konflikt regelrecht gebrochen wurde, und Franz Xaver Kraus, der ihr mehr Vitalität entgegenzusetzen hatte. Abschließend heißt es: „Ich gehe nicht weiter auf diese Gegensätze ein, weil ich nicht unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen wurde und noch in der Erinnerung mir nichts widerwärtiger ist.“

Referate:

Kulturkampf und Kulturkämpfe im mittleren Europa des 19. Jahrhunderts

*Versuch einer vergleichenden Orientierung
(Öffentlicher Vortrag)*

Prof. Dr. Peter Stadler, Zürich

Deutschunterricht und Lesebuch im Badischen Kulturkampf

Prof. Dr. Kurt Abels, Freiburg i.Br.

*Ultramontanismus und Öffentlichkeit
Zur Biographie Heinrich von Andlaws*

Dr. Clemens Rehm, Karlsruhe

Der Kulturkampf in der Schweiz – Sonderfall oder Paradigma?

Prof. Dr. Victor Conzemius, Luzern

Priesterbildung und kirchliches Schulwesen im Bistum Basel während des Kulturkampfes
Prof. Dr. Markus Ries, Luzern

Kulturkampf und Orden: Redemptoristen
Dr. Otto Weiß, Rom

Lehrschwestern und Schulbrüder im Ablauf des Kulturkampfes in der Schweiz (1866–1884)
Dr. Patrick Braun, Basel

Reaktionen der rheinischen Franziskaner auf die Kulturkampfgesetzgebung
Dr. Gisela Fleckenstein, Düsseldorf/Marburg

Kulturkampf in Württemberg (Arbeitsbericht)
Dominik Burkard, Tübingen

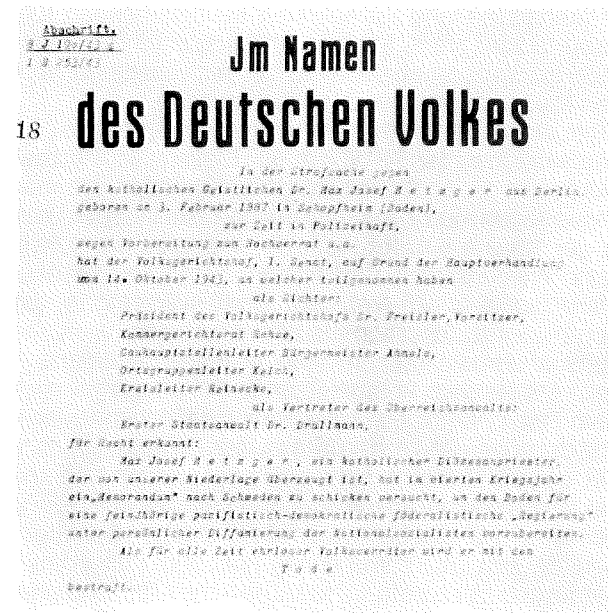
Württemberg als Modell für die Beilegung des Kulturkampfes in Preußen?
Prof. Dr. Hubert Wolf, Frankfurt a.M.

War das Zentrum eine christliche Partei der Mitte?
Prof. Dr. Christoph Weber, Düsseldorf

Die bayerischen Universitäten und Hochschulen als Ausbildungsstätten der preußischen Geistlichkeit im Kulturkampf
Prof. Dr. Konstantin Maier, Eichstätt

Religion und Nation
Der Kulturkampf im Reichsland Elsaß-Lothringen
Priv.-Doz. Dr. Hermann Hiery, London

Ein Großteil der Beiträge wird im übernächsten Band des Rottenburger Jahrbuchs für Kirchengeschichte (15/1996) erscheinen.



Politischer Katholizismus in der Weimarer Zeit

Studientagung zum 50. Todestag von
Max Josef Metzger (1887–1944)

16. April
Weingarten
22 TeilnehmerInnen

Tagungsleitung:
Prof. Dr. Rupert Feneberg, Weingarten
Rainer Öhlschläger

Referenten:
Prof. Dr. Michael Ebertz, Freiburg
Prof. Dr. Rupert Feneberg, Weingarten
Prof. Dr. Klaus Kienzler, Augsburg
Prof. Dr. Joachim Köhler, Tübingen

In Weingarten fand aus Anlaß des bevorstehenden 100. Geburtstages am 3. Februar 1987 schon im Dezember 1985 ein Symposium statt, das sich mit Leben und Werk von Max Josef Metzger auseinandersetzte.

Jetzt, am 16. April 1994, veranstaltete die Akademie eine Studientagung aus Anlaß des 50. Todestages. Metzger wurde am 17. April 1944 „hingerichtet“ oder, wie man besser sagen muß, nach einem Unrechtsurteil ermordet. In der Tagung ging es nicht um Metzgers Hauptziele, seine Friedensarbeit und sein Eintreten für die Ökumene, sondern um Metzgers *Kirchenverständnis*, das sich im Lauf seines Lebens deutlich veränderte. Wie stand Metzger zum Politischen Katholizismus in der Weimarer Zeit? Mit welchen Voraussetzungen kam Metzger nach dem Ersten Weltkrieg in die gesellschaftlichen Umbrüche der ersten deutschen Demokratie? Was trug er dazu bei, daß die Kirche demokratiefähiger wurde? Während die Kirche damals überwiegend in Kulturkampfstellung verharrte und darüber hinaus alle kirchlichen Bewegungen, die sich im Zusammenhang mit dem Kulturkampf herausgebildet hatten, in die Katholische Aktion integrieren wollte, trug Metzger dazu bei, daß die Kirche ihr Selbstverständnis überprüfen und in ersten Spuren auch neu beschreiben konnte. Diese Ansätze kamen im Zweiten Vatikanischen Konzil zum Tragen, als es gelang, die Pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute zu verabschieden.

In der Zeit zwischen den Weltkriegen war Metzger mit seinem Weg in der Minderheit, ja sogar ziemlich allein. Auch heute tut sich die Kirche noch schwer mit einer Rezeption Metzgers. Dazu Auszüge aus dem Referat von Professor Dr. Feneberg:

Warum tut sich die katholische Kirche mit Metzger so schwer? Der Hauptgrund ist sicher, daß die Kirche in ihrer überwiegenden Mehrheit in der Friedensfrage im 20. Jahrhundert versagt hat. In der Zeit des Nationalsozialismus von 1933 bis 1945 eskalierte dieses Versagen. Es führte zum fast völligen Verstummen der Kirche bei Hitlers Kriegen und, als schlimmste Konsequenz, bei seinem millionenfachen Judenmord. Diese Einsicht ist schmerzlich, auch heute noch, und sie macht eine Umkehr notwendig. Sie wird leichter gelingen, wenn wir die andere, positive Geschichte der Kirche in dieser Zeit, die es auch gibt, neu entdecken. Zu ihr gehört an herausragender Stelle Max Josef Metzger.

Vorerst ist die Haltung der Kirche eher ambivalent. Sie geht einen Schritt vorwärts, aber gleich darauf wieder einen halben zurück. So hat der Papst bei seinem letzten Deutschlandbesuch 1987 in Augsburg zwar Max Josef Metzger als katholischen Märtyrer bezeichnet, seliggesprochen wurden aber Rupert Mayer und Edith Stein. Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart veranstaltete Ende 1985 in Weingarten ein Symposium über Max Josef Metzger mit dem Titel „Auf dem Weg zu einem Friedenskonzil“. Aber aus der Erzdiözese Freiburg kam heftige Kritik, weil in einem Beitrag auch das Verhalten von Erzbischof Gröber, Metzgers Heimatbischof, behandelt wurde. Die Freiburger Katholische Akademie hielt 1987 zum 100. Geburtstag von Max Josef Metzger eine Festtagung in Schopfheim, Metzgers Geburtsort, um aus diesem Anlaß neu sein Lebenswerk vorzustellen. Auch ein Weihbischof aus Freiburg nahm daran teil. Schopfheim brachte zusätzlich eine hervorragende Ausstellung über Metzger zustande, die seitdem in vielen Städten, vor allem im Südwesten Deutschlands gezeigt wurde, zum Beispiel auch in Konstanz, in Augsburg, in Biberach und in Freiburg selbst. Trotzdem erwähnte der Erzbischof von Freiburg in seinem Grußwort zur europäischen ökumenischen Versammlung der Kirchen in Basel 1989 Metzger nicht, und das, obwohl er ausdrücklich zuvor an diese Chance erinnert wurde.

Klaus Kienzler brachte 1991 dankenswerterweise neu die seit Jahren vergriffenen „Briefe aus der Gefangenschaft“ heraus. Der Herderverlag übernahm die Neuausgabe, nachdem sie der Kyrios-Verlag in Meitingen nicht leisten konnte. Aber eine richtige Biographie, eine dem heutigen Stand der Forschung entsprechende Kommentierung dieser Briefe oder gar eine Gesamtausgabe der Schriften von Max Josef Metzger steht noch in weiter Ferne.

Die Kirche tut sich mit Metzger schwer, weil jede Rezeption eine Kritik an ihrem Verhalten damals impliziert und weil sie darüberhinaus eine Umkehr und eine Neueinstellung der Kirche heute in den Fragen bedeutet, in denen Metzger, wie er es vornehm, selbstsicher und bescheiden zugleich, formulierte, seiner Zeit voraus war und die ihn letztlich aufs Schafott brachten.

Metzger setzte sich sofort nach dem Ersten Weltkrieg mit vollem Herzen für die Demokratie ein. Das Memorandum, das er im Juni 1943 verfaßte, war eine Denk-

schrift für die Wiederherstellung der Demokratie und der Menschenrechte in Deutschland. Obwohl seine Abfassung durch eine Spitzelin der Gestapo angestiftet und buchstäblich über Nacht erfolgt ist, war es lebensgeschichtlich kein Zufall, daß Metzger dafür verhaftet, verurteilt und getötet wurde. Metzger schrieb es, weil er darin die Aufgabe der Kirche in Deutschland und ihrer Verkündigung in diesen Monaten nach Stalingrad sah.

Metzger war der erste Deutsche, der nach dem Krieg in Paris öffentlich sprechen durfte, beim christlich-demokratischen Kongreß, den Marc Sangnier organisiert hatte, im Dezember 1921. Metzger sprach von dem „anderen Deutschland“, das es auch gebe, das aber die Franzosen noch nicht kennengelernt hätten. Damit kontrastierten die republikkritischen und republikfeindlichen Äußerungen Faulhabers, der inzwischen Erzbischof von München und Freising und Kardinal geworden war. Fast zeitgleich mit Metzgers Auftritt in Paris sagt Faulhaber anläßlich der Beerdigung des bayerischen Königspaares am 5. November 1921: „Könige von Volkes Gnaden sind keine Gnade für das Volk, und wo das Volk sein eigener König ist, wird es über kurz oder lang auch sein eigener Totengräber“. Ein knappes Jahr später in seiner Rede auf dem Katholikentag in München sagte der Kardinal: „Die Revolution war Meineid und Hochverrat und bleibt in der Geschichte erblich belastet und mit dem Kainsmal gezeichnet.“

Metzger war mit seiner Einstellung ziemlich einsam in der Kirche. Das änderte sich auch in den folgenden Jahren der Weimarer Republik nicht. Ein besonderes Beispiel dafür ist noch Metzgers Wahlvortrag anläßlich der Papenwahl im Jahr 1932 in seiner Gemeinschaft. Metzger wurde innerkirchlich angezeigt und mußte sich gegenüber dem Freiburger Ordinariat rechtfertigen. 1932 war Papen für kurze Zeit Kanzler geworden. Eine seiner ersten Taten war die Auflösung der preußischen Regierung gewesen, ein eindeutiger Verfassungsbruch und ein Staatsstreich. Die katholische Partei in Bayern, die Bayerische Volkspartei, hatte den Verfassungsbruch nicht eindeutig genug abgelehnt. Daraufhin führte Metzger aus, daß er als Katholik zwar nicht die sozialdemokratische Weltanschauung bejahen könne, „daß in der fraglichen Wahl es sich fast ausschließlich um die Entscheidung der ‚autoritären Staatsführung‘ (Verfassungsbruch) oder ‚Demokratie‘ (Verfassungstreue) handle und daß ich persönlich mich in dieser Wahl

nicht entschließen könne, meine Stimme einer Partei zu geben, die gerade in der entscheidenden Frage versage, so daß ich mir überlege, faute des mieux in diesem Fall der Sozialdemokratie als dem kleineren Übel die Stimme zu geben“.

Dafür konnte Metzger in seiner Kirche kein Verständnis finden. Besonders kraß wird das wieder am Verhalten Kardinal Faulhabers deutlich, der am 1. März 1933, also fünf Tage vor der letzten einigermaßen freien Wahl, Papen über eine Stunde lang empfing. In dem Gespräch, das Faulhaber selbst aufgezeichnet hat, lobte er Papen für sein Durchgreifen, weil der preußische Reichskommissar sofort eine Verordnung gegen die Badeunsitten erlassen habe, was doch sicher auf ihn, Papen, zurückgehe. Der sogenannte „Zwickelerlaß“ war dem Kardinal wichtiger als die Einhaltung der Verfassung.

Metzger setzte sich nicht nur für die Demokratisierung der Gesellschaft ein, sondern auch für eine Demokratisierung in der Kirche selbst. Das zeigen seine kirchenreformerischen Impulse; die Gründung seiner Missionsgesellschaft vom Weißen Kreuz 1919, in der Männer und Frauen, Priester und Laien ein „gottgeweihtes Leben in mitten der Welt“ führen sollten; seine Beteiligung in der Liturgischen Bewegung, die er in ihrer größten Krise 1940 durch ein ausführliches Gutachten verteidigen konnte; sein Einsatz für die Ökumene, die er durch die Gründung der Una Sancta voranbrachte und die er mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs in einer besonderen, qualitativ neuen Herausforderung sah. Im Advent 1939 schrieb er seinen berühmten Konzilsbrief an Papst Pius XII., in dem es ihm angesichts des begonnenen Krieges um die Einheit der Kirchen ging.

Der Konzilsbrief an den Papst entstand während Metzgers zweiter Haft Ende November, Anfang Dezember 1939. Die Haft dauerte knapp einen Monat und stand in Zusammenhang mit dem Attentat auf Hitler am 9. November in München. In einem tieferen Sinn hing diese Haft zusammen mit dem Überfall auf Polen und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs. Wegen dieses Kriegs hatte ja Georg Elser das Attentat versucht.

Metzger, der den Grund seiner Haft nur vermuten konnte und diese Vermutung zugleich als dumm empfand, war mit seinen Gedanken wirklich ganz bei diesem Krieg. In Sorge um den Weltfrieden schrieb er den Brief an den Papst. Er sah die Zeit seiner Isolierung im Gefängnis

geradezu als Ruf Gottes an, diesen Brief zu schreiben. Für ihn war der Krieg, ähnlich wie der erste Weltkrieg, ein Prüfstein und eine Herausforderung für die Christenheit. „Aber wo ist diese Christenheit? Sie kann nie ihre Stimme wirksam erheben, sie kann keinen bestimmenden Einfluß auf das Weltgeschehen ausüben zur Durchsetzung der ewigen Grundsätze unseres Herrn, weil – sie nicht eins ist.“

Metzger begründete seine Forderung nach dem Konzil der christlichen Kirchen in seinem Brief an Pius XII. 1939 mit dem begonnenen Krieg. Die Kirchen machen sich seiner Ansicht nach schuldig, wenn sie dagegen nichts tun. Und sie können nur dann mit Aussicht auf Erfolg etwas tun, wenn sie mit einer Stimme sprechen, wenn sie eins sind. Die ökumenische Frage ist also der Aufgabe der Kirche zugeordnet. Angesichts der Grundfrage des Friedens müßten die Konflikte zwischen den Kirchen an Bedeutung verlieren und lösbar sein. Metzger beginnt mit einem Schuldbekenntnis und sieht als Hindernisse der Einheit fehlende Demut und Liebe, Selbstgerechtigkeit und falsche Herrschaftsansprüche, Rechthaberei und Geistesenge, Überheblichkeit und unbarmherzige Härte auf katholischer Seite. Die Kirchen haben damals dieses Wort nicht hören können.

Buchveröffentlichung der Akademie:

Max Josef Metzger. Auf dem Weg zu einem Friedenskonzil. Hrsg. v. Rupert Feneberg/Rainer Öhlschläger. Stuttgart 1987 (Hohenheimer Protokolle, Bd. 22), DM 10,00

Zur Grundlegung einer integrativen Ethik

Symposium zu Ehren von Hans Krämer

1.–2. September
Stuttgart-Hohenheim
25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Martin Endreß, Kusterdingen/Erlangen-Nürnberg
Prof. Dr. Michael Wörz, Stuttgart/Karlsruhe

Referenten:

Prof. Dr. Günther Bien, Stuttgart
Dr. Martin Endreß
Prof. Dr. Hans Krämer, Tübingen
Prof. Dr. Hans-Ludwig Ollig, Frankfurt/M.
Dr. Wilhelm Schmid, Berlin/Erfurt
Prof. Dr. Werner Stegmaier, Greifswald
Prof. Dr. Reiner Wimmer, Tübingen
Dr. Christoph von Wolzogen, Frankfurt/M.

Seit Kants Zuspitzung der praktischen Philosophie auf den unbedingten Sollensanspruch des kategorischen Imperativs behauptet die normativ ausgerichtete Moralphilosophie einen Monopolanspruch über die bis dahin dominierende Strebsethik. Diese Vereinseitigung ist auch durch das Projekt einer Rehabilitierung der praktischen Philosophie nicht nachhaltig korrigiert worden. Die meist unter dem Begriffspaar „Moralität und Sittlichkeit“ geführten Kontroversen dürfen inzwischen

„Der neuerdings unüberhörbare Ruf nach Angewandter Ethik (Applied Ethics) verdankt sich der Erschließung neuer Felder der Normativen Ethik, die erst einer eigenen Regelung bedürfen. Die Forderung nach einer speziellen Ethik ist heute in der Tat ganz allgemein berechtigt, weil das traditionelle Konzept von generellen Prinzipien und Supernormen, die von der Urteilskraft im Einzelfall appliziert werden, für die Vielfalt und Komplexheit der modernen Welt nicht mehr genügt. . . Gewiß behalten prinzipielle Sätze eine kritische Normenkontrollfunktion, aber sie stehen der Lebenspraxis nicht nur pragmatisch ferner als die spezielleren Regulative, sondern haben auch mit dem Sturz des teleologischen Naturrechts die Dignität ihres metaphysischen Stauts verloren.“

Hans Krämer, Integrative Ethik

als philologisch festgefahren gelten. Es fehlt an innovativer systematischer Theoriebildung auch im Bereich der praktischen Philosophie.

Den Schritt in Richtung einer konzeptionellen Reorganisation ethischer Theorie hat Krämer mit seinem 1992 unter dem programmatischen Titel *Integrative Ethik* vorgelegten Versuch getan. Sein Vorschlag zielt auf eine Zusammenführung strebens- und sollensethischer Argumente, die die festgefahrte Diskussionslage durch einen dritten, mehrdimensional angelegten Weg ethischer Theoriebildung zu überwinden und das komplexe Argumentationspotential der praktischen Philosophie an alltägliche Lebensführung anzubinden sucht.

Die doppelte Frontstellung der *Integrativen Ethik* gegenüber aktueller moralphilosophischer Dominanz und strebensethischer Klassik zieht kategoriale Innovation nach sich, die zu einer grundsätzlichen Revision der Kompositionsartikulation ethischer Theoriebildung einladen. Zu diesen Grundbegriffen gehören: Vorzugswahl, Beratung, Könnensoptimierung, Selbstaffirmation, Erfahrungsbezogenheit, Lebenstechnik, Temporalität und Lebensbilanz sowie in metatheoretischer Perspektive: Hypothesizität, Situativität, Typizität, Historizität, Pluralität und Funktionalität.

Aus Anlaß des 65. Geburtstags von Hans Krämer konzipierte und leitete unser früherer Mitarbeiter Dr. Martin Endreß, inzwischen am Institut für Soziologie der Universität Erlangen-Nürnberg tätig, ein Symposium. Es gab Gelegenheit, den oben beschriebenen Problembereich auszuleuchten und die sich darin bewegenden theoretischen Alternativen in historischer und systematischer Perspektive kritisch zu würdigen.

Christoph von Wolzogen berichtete darüber in der Neuen Zürcher Zeitung (Ausgabe vom 16.9.1994):

Seit Kants Zuspitzung der praktischen Philosophie auf den unbedingten Sollensanspruch des kategorischen Imperativs ist die Kritik an dem damit verbundenen Monopolanspruch einer normativ ausgerichteten Moralphilosophie nicht zur Ruhe gekommen. Die verdrängte Strebensethik und die damit verbundene Frage nach dem gelingenden alltäglichen Leben („Lebenskunst“) kehrten sozusagen in Form einer „Lebensweltexplosion“ zurück. Es scheint aber, als sei die Philosophie dem stetig wachsenden Bedarf an „Anwendung“ und „Beratung“ kaum gewachsen: Der hektischen Konjunk-

tur „angewandter“ Ethiken und philosophischer Praxen entspricht keine innovative systematische Theoriebildung. Der Streit um „Moralität“ und „Üblichkeit“ darf jedenfalls als festgefahren gelten.

Mit seiner „integrativen Ethik“ geht der Tübinger Philosoph Hans Krämer hier einen neuen Weg, der auf eine Zusammenführung strebens- und sollensethischer Argumente zielt, die den festgefahrenen Ethikdiskurs durch eine „dritte“, mehrdimensional angelegte Ethik zu überwinden und das komplexe Argumentationspotential der praktischen Philosophie an alltägliche Lebensführung anzubinden versuchen. Mit einem Symposium aus Anlaß des 65. Geburtstags von Krämer gab die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart Gelegenheit zur kritischen Würdigung dieses Neuansatzes ethischer Theoriebildung, der nicht zuletzt geeignet scheint, Bewegung in die Fronten zwischen Rortyschem Pragmatismus, Diskursethik und Levinas' Philosophie des Anderen zu bringen.

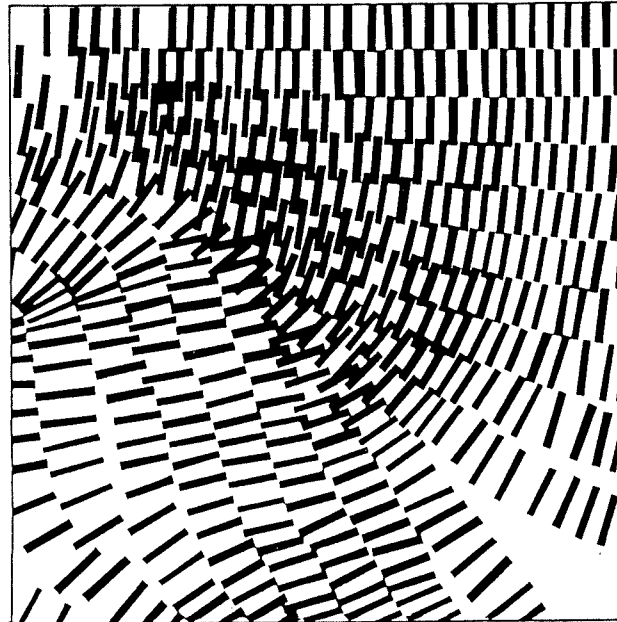
Denn es handelt sich bei der „integrativen Ethik“, wie Martin Endreß einleitend erläuterte, um eine Philosophie der „Mittellage“: „weder strenge Autonomie, noch prinzipielle Heteronomie, sondern Sozionomie des moralischen Selbstverhältnisses“, das Sollen sei also „ein Wollen, das vom anderen ausgeht“. Gegen die Formalisierung der Diskursethik und ihre Beschränkung auf ein verfahrensethisches Minimum zeige Krämers Entwurf, „daß es gerade der aufmerksame Blick auf die Komplexität moderner Sozialwelten ist, der umgekehrt zu einer Komplexitätssteigerung auch des ethischen Argumentationsdesigns zu führen hat“. In diesem Sinne ist Ethik – so Werner Stegmaier – beides: „Hemmung und Befreiung“. Der Hemmung im Interesse des Allgemeinen müsse die Befreiung als Freiheit des Einzelnen gegenüber dem Allgemeinen zur Seite gestellt werden. Denn „wir haben erfahren müssen, daß Ethik, einseitig als Hemmung gefaßt, keinen Widerstand gegen Totalitarismen“ biete.

Nicht zufällig sieht Krämer den „Rationalitätsgehalt der Strebensethik größer als denjenigen der Moralphilosophie“. Dem Einwand Reiner Wimmers, daß Überkomplexität im alltäglichen Leben vernünftiges Argumentieren nicht sinnlos mache, entgegnete er mit dem Hinweis auf eine Überlegung Kants: Nicht einmal der moralische Akteur selber durchschaut völlig, ob er wirklich aus Mo-

ralität handelt und nicht aus anderen Motiven. Auch die Moralphilosophie – so Krämer – nehme meist „eine Mittellage ein: sie expliziert und weist zugleich indirekt neue Ziele an“.

Den spannendsten Beitrag lieferte Wilhelm Schmid mit seiner Geschichte des für die „integrative Ethik“ zentralen Begriffes „Selbstsorge“. „Von Geburt an“, so betonte Schmid mit Blick auf die Platonische epimeleia heautou, „ist die Selbstsorge nicht eine Sorge nur um sich“, sondern „zugleich die Sorge um den Bestand der Polis“. Freilich sind diese goldenen Tage der Selbstsorge spätestens vorüber mit dem Übergang der Philosophie als einer beratenden zur Philosophie als Begründung. Und in diesem Sinne trifft Levinas' bekannte Kritik der „Sorge um sich“ eben nicht Platon, sondern das Sich-im-Sein-Behaupten (conatus essendi) Spinozas. Denn das, was bei Platon grundsätzlich mit der Selbstsorge verbunden ist: sich und den anderen Rechenschaft geben (logon didonai), ist für Krämer der bleibende und höchst aktuelle Sinn des Ethischen.

Design: Dieter Groß



Welcher Bildungsbegriff entspricht der heutigen Gesellschaft?

Tagung für Eltern, Lehrerinnen und Lehrer in Zusammenarbeit mit dem Elternverein Baden-Württemberg e.V.

4.–5. Februar
Weingarten
39 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Renate Heinisch, Boxberg
Franz Josef Klehr

Referentin/Referenten:
Prof. Dr. Arnold Grömminger, Freiburg i.Br.
Seminarschulrätin Sibylle Hirth-Schaudt, Meckenbeuren
Prof. Dr. Jürgen Oelkers, Bern
Prof. Dr. Karlheinz Rebel, Tübingen

Eine Schul- und Lehrerbildungskrise, wie sie viele Eltern, Lehrerinnen und Lehrer sowie in der Lehrerbildung Tätige beschreiben, hat gewiß mit krisenhaften Verläufen der Gesamtgesellschaft zu tun, so etwa mit der Verunsicherung hinsichtlich der anzustrebenden Erziehungs- und Bildungsziele. Zwischen Schule und Elternhaus besteht darüber häufig Dissens. Die erhebliche Konkurrenz der auf Kinder und Jugendliche einwirkenden gesellschaftlichen Gruppen und Institutionen, die fehlende Abstimmung zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem und tiefreichende Gegensätze zwischen den Generationen verschärfen die Probleme:

- Können Elternhaus und Schule, unterstützt von den Hochschulen, den vertrauensvollen Dialog über einen zeitgemäßen Bildungsbegriff führen?
- Wie kann in Verbindung mit dem Kindergarten der Übergang vom Elternhaus zur Grundschule gestaltet

werden, um Kindern optimale Lern- und Bildungsumwelten zu bieten?

– Wie sollen sich unsere Schulen weiterentwickeln, wenn ringsum mächtige schulfremde Umwelten den Handlungsspielraum einengen?

– Hat öffentliche Bildung mit Hilfe unseres Schulsystems überhaupt eine Zukunft?

– Wie müßten Lehrerbildung und -fortbildung aussehen, die zu einer fächerübergreifenden Unterrichtsplanung, -vorbereitung und -durchführung anleiten?

Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und der Elternverein Baden-Württemberg e.V. luden zu einem vorurteilsfreien Gespräch zwischen Eltern und Lehrern, Professoren und Studenten ein. Den Tagungsbericht von Dr. Karlheinz Rebel, Tübingen, geben wir in leicht gekürzter Fassung wieder:

Das höchst komplexe Thema wurde unter einer Reihe von Einzelaspekten angegangen. „Die Zukunft der Schulen und die Frage der Lehrerbildung“, vorgestellt von Prof. Jürgen Oelkers, Universität Bern; „Schulentwicklung in schulfremden Umwelten“ (Mediales Lernen versus schulische Bildung), ebenfalls von Prof. Oelkers; „Konzepte des Anfangsunterrichts in der Gundschule“, eingeführt von Prof. Arnold Grömminger, Päd. Hochschule Freiburg; „Musisch-ästhetische Bildung in den Grundschulen. Fächerverbindendes Lernen – vernetztes Denken“, von Frau Seminarlehrerin Sibylle Hirth-Schaudt, Meckenbeuren; und „Umsetzung des fächerübergreifenden Arbeitens in der Lehrerfortbildung“ von Prof. Karlheinz Rebel, Universität Tübingen.

Die ca. 40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer hatten ausreichend Zeit für Diskussion und Gespräch in und außerhalb des Programms und machten davon auch reichlichen Gebrauch.

Neben vielen gut funktionierenden Schulen innerhalb und noch mehr außerhalb der Ballungsgebiete, hoch motivierten und engagierten Lehrerinnen/Lehrern sowie interessierten Schülerinnen und Schülern gibt es auch ein ganz anderes Bild von der heutigen Schule: Es frißt sich die von vielen Fachleuten identifizierte und von noch mehr Eltern, Lehrern und Schülern wahrgenommene und erlittene bzw. auch mitherbeigeführte Schulkrise in Stadt und Land immer weiter und scheinbar unaufhaltsam in die Schullandschaft hinein. Schullei-

stungen sinken und entsprechen weder den Erwartungen von Industrie und Wirtschaft noch denjenigen der Hochschulen und Universitäten. Schüler in ihrem Frust reagieren mit Interesselosigkeit, Aggressivität und zunehmender Gewalt im Schulbereich und außerhalb. Lehrer verzweifeln oft, resignieren, nutzen sich ab und leiden unter „burn-out“-Effekten. Die Öffentlichkeit ist alarmiert und sucht nach Sündenböcken, Bildungspolitiker und allzu viele andere Politiker, die sich dazu berufen fühlen, machen überraschend schnell Sündenböcke fest, vor allem das Fernsehen, und präsentieren Abhilfe-Strategien in rascher Abfolge: Reformen der schulischen Organisationsstrukturen (in der heutigen Situation kostenneutral), neue Lehr- und Stundenpläne, Veränderungen in der Lehrerausbildung, eine Feuerwehr spielende Lehrerfortbildung, die alle schulischen Defizite rasch und kostengünstig heilt.

Und hinter diesem Schauergemälde mit vielen in der Tat sehr ernst stimmenden Symptomen und Phänomenen steht als die alle verbindende Frage, ob das alles wohl am falschen Bildungsverständnis liege, ob vielleicht eine ganz andere Bildung, und welche dann, dem Übel begegnen könne.

Prof. Oelkers ging im ersten seiner beiden weit gespannten Vorträge vom entscheidenden Sozialisator in heutigen Gesellschaften aus – dem Beruf: Beruf als Erfahrung mit Ernstcharakter, als Korrektur von idealen Erwartungen, als kontinuierliche Aufgabe. Die Wirkungen dieser Sozialisation auf die Lehrer ist die eines pragmatischen Konservatismus im „Innenraum des Lehrerbewußtseins“, in den das in der Ausbildung Vermittelte gar nicht hinabreicht, von ihm neutralisiert und in eine das Lehrerhandeln nicht erreichende Oberflächenschicht abgedrängt wird, wo Neues aus den Lehrerausbildungsstätten elegant abgewehrt werden kann – jedenfalls bei vielen Lehrerinnen und Lehrern. Oder anders formuliert: Die praktische Einführung und Umsetzung von Schulreformen durch Lehrerausbildung in ihrer jetzigen Gestalt stellt eine begrenzte Strategie mit höchst ungewissem Ausgang dar, der gegenüber sich die traditionelle Schulreform, die öffentlichen Erwartungen an einen „richtigen Unterricht“ und die dominierende „culture of teaching“ (der vorherrschende Unterrichtsstil und vieles mehr) geradezu mit Leichtigkeit durchsetzen können. Der traditionelle Unterricht ist gekennzeichnet durch

seinen überwiegend lehrerzentrierten, fachzentrierten und kognitionszentrierten Charakter. Gemessen an einer solchen schulischen Praxis und Lehrermentalität und den dadurch geschaffenen Bedingungen stoßen die Innovationsabsichten z.B. der Lehrerausbilder allzuoft ins Leere.

Prof. Oelkers plädiert als seine Utopia dafür, auf die Einphasigkeit der Lehrergrundausbildung, ihre massive Verlagerung in die Fort- und Weiterbildung und ein anderes Verständnis der Rolle von Erziehungswissenschaft in der Lehrerbildung zu setzen, nämlich forschendes Lernen zu einem wichtigen Element zu machen.

Was dabei herauskommt, ist eine rekurrente Berufsausbildung, bei der die Lehrerausbildung die erste Phase darstellt. Fort- und Weiterbildung übernehmen die dabei fehlenden notwendigen und obligatorischen Qualifizierungen. Keinesfalls darf Lehrerbildung wie jetzt enzyklopädisch angelegt sein, sondern sie sorgt für fachliche Initiationen. Dadurch kann sie aber zugleich beträchtlich verkürzt werden und dem Ernstfall der Praxis so früh wie möglich Raum geben. Praktisch neu ist Prof. Oelkers Forderung nach dauernder, selbstverständlicher Auswertung der Lehrerbildung. In ihr wird nicht mehr das Fertige, Abgeschlossene honoriert, sondern das Lernen. Und schließlich die fast bittere Einsicht aus dem Munde eines Erziehungswissenschaftlers: Man kann nicht durch Erziehung auf Erziehungsberufe vorbereiten, sonst verdoppelt man das zu lösende Problem. Dies bedeutet auch Abstand nehmen von einer sich kanonisch verstehenden Bildung, von Vorstellungen einer „Einübung“ in die Praxis, von der Hoffnung auf den Nutzen didaktischer Schemata, bestimmten pädagogischen Gesinnungen. Statt dessen geht es um das Ernstnehmen des Ernstfalls als entscheidendem Sozialisationsfaktor, um Professionalität, Kompetenz, Qualitätsstandards, aber auch um das Ernstnehmen der Grenzen aller Bemühungen um gute Lehrer für einen guten Unterricht.

Im zweiten Vortrag von Prof. Oelkers ging es um das Verhältnis von Schulbildung und „television literacy“ = also um Fernseh- bzw. ganz allgemein um Medienbildung. Nach dem traditionellen Bildungsverständnis muß Bildung öffentlich und allgemein sein, um Verstehens- und Könnensniveaus für alle Schüler auf möglichst hohem Niveau in organisierter Form, also am Ort

der Schule, mit autorisierter Auswahl, auf einem Wissenskanon fußend, zu festgelegten Zeiten zu erreichen. Aber kann dieses Modell noch funktionieren angesichts der immer dichteren Medienerfahrung auch der Schüler oder handelt es sich bei der Schule nicht doch um ein in der Zukunft auslaufendes Modell? Kann eine Bildungskultur, die ans Lesen und nicht nur ans Sehen gebunden ist, überhaupt überleben? Die These von Prof. Oelkers: Ja, sie kann, aber nur wenn Schule auf ein immer schulferneres Erfahrungsmilieu eingestellt werden kann. Dies läßt sich allerdings nicht mit der Schulform des 19. Jahrhunderts erreichen, denn dieses ist zu langsam, zu wenig effektiv, zu wenig offen für Äquivalente, die die Basisprozesse des Lernens mit Hilfe modernster Bildungstechnologien besser erfüllen können.

Die vom Vortragenden in diesem Zusammenhang zitierten Ergebnisse der im Auftrag des Bundesministeriums für Forschung und Technologie erhobenen DELPHI-Befragung 1993 muteten wenigstens z.T. wie eine Utopie mit Science-Fiction-Charakter an, obgleich die früheren DELPHI-Prognosen eine hohe Trefferquote erzielten (übrigens alle, auch die letzte Befragung ohne Beteiligung der Pädagogen!). Statt von einem durchschnittlichen Schüler als anonymer Größe auszugehen, an die sich Lernaufforderungen nicht richten lassen, können intelligente Systeme künstlicher Intelligenz schon in naher Zukunft die zwei Hauptfunktionen jetziger Schule übernehmen: die Beurteilung ihrer Schüler auf der Grundlage eines sozialen Leistungsvergleichs und die Erzeugung von Wissen durch Unterrichten. Während schon die Schulreformer des 19. Jahrhunderts der Institution Schule eine Nivellierung ihrer Schüler vorwarfen, können die Bildungstechnologien einen hohen Grad an Individualisierung erreichen, ohne Schule, verstanden als fester Ort, sondern „Schule“ als Programm, das ein Lernen absolviert. Dazu braucht man keine mühsam aufrechterhaltene Schulkultur traditioneller Art.

Aber können mediale Lernprozesse *allein* Bildungserfahrungen vermitteln? Bildung braucht immer noch mimetische (schauspielerisch nachahmende) Verstehensprozesse, braucht das Buch, braucht mit ihm individuelle Zugänge, Eigengestaltung der durch das Lesen vermittelten Welt, was die Bilderflut des Fernsehens nicht oder nur höchst eingegrenzt vermag. Insofern brauchen wir auch in Zukunft Schulen, in denen Lesen und damit der

Zugang zum Buch vermittelt werden und eine Widerstandsbewegung gegen das „Pädokratische Regime“ des Fernsehens ins Leben gerufen wird. Denn es macht einen Unterschied, ob Bildungsfolgen konsumiert oder Texte erschlossen werden. Bei den Bildfolgen kommt sehr rasch der Punkt, ab dem man durch das Medium Bild nichts mehr hinzulernen kann. Jeder weitere Konsum beschränkt den Bildungsprozeß. Es gibt nichts, was ihn anreizt, außer daß die Wiederholung des Gleichen für eine Beruhigung des Lernens sorgt. Neues Wissen ist zur Bewältigung dieses Lernalltags nicht erforderlich. Dagegen steuert der Buchleser seine eigene Konstruktion, ist mit einem begrenzten Umfang konfrontiert, der nicht beliebig erweitert werden kann, und er stellt individuelle Verbindungen her, die sich nicht nur auf die Wahl von Fernsehprogrammen beschränken. Letztlich kommuniziert der Leser mit dem Autor, einem andern Geist, von dem er lernt. Daher verlangt die Lektüre des Neuen sehr oft die Umarbeitung des Alten, während „television literacy“, vor allem wenn sie als einzige „literacy“ übrig bleibt, sehr stark von der einmaligen Gewöhnung abhängt. Sie erlaubt nur schwache Variationen, die nie Reisen des Geistes sein können. „Mit Büchern gibt es keine Liebenswürdigkeiten“, schreibt M. Proust, sondern nur eine sozial unberührte Freundschaft. Sie lärmt nicht, ist nicht aufdringlich und fordert doch aufs äußerste heraus. „Die Atmosphäre dieser reinen Freundschaft ist das Schweigen, das reicher ist als das Wort“. Mehr müsse man nicht dazu sagen, schloß Prof. Oelkers.

In der Fortsetzung der Tagung kamen eher konkret auf Einzelprobleme heutiger Schule und Lehrerbildung bezogene Vorträge:

Prof. Arnold Grömminger stellte durch die Betonung von Humanisierung und Pädagogisierung der Grundschule seit den 80er Jahren mit der in ihrem Gefolge einhergehenden Kindorientierung veränderte Konzepte des Anfangsunterrichts vor. Ihr Ziel ist, Schule als Lebensraum für die Kinder erfahrbar und erlebbar zu machen, Eigeninitiativen zu erleichtern. Wichtig ist dabei allerdings ein ausgewogenes Verhältnis von Lehrer-gesteuertem und Kind-gesteuertem Lernen. Dies wird heute durch die große Breite der Eingangsvoraussetzungen der Schulanfänger erheblich erschwert. Die sogenannte innere Differenzierung reicht dabei nicht aus, um sie

ganz auszugleichen. Sie muß daher ergänzt werden durch neue Unterrichtsformen.

Im Vortrag von Frau Wirth-Schaudt ging es um die musisch-ästhetische Bildung in der heutigen Grundschule, und wie die Lehramtsanwärter in den Seminaren (2. Phase) darauf vorbereitet werden können. Eine zentrale Rolle spielt dabei der sogenannte „Musisch-ästhetische Gegenstandsbereich“ (MÄG) als das fächerverbindende Prinzip. Die Erfahrungen in den Pädagogischen Hochschulen sind dagegen eher additiv, fächerverbindendes Arbeiten und vernetztes Denken eher erschwerend. Wie sich MÄG im konkreten Unterricht in Grundschulklassen bewähren kann, zeigte die Vortragende an vielen, außerordentlich überzeugenden Beispielen.

Schließlich befaßte sich Prof. Rebel mit den Möglichkeiten der Lehrerfortbildung, fächerverbindendes Unterrichten in allen Schularten und -stufen einzusetzen und die neuen Lehrpläne, die dieser Tage fertiggestellt wurden, im Unterricht umzusetzen.

Nach einer begrifflichen Klärung von Lehrerfortbildung, Lehrerweiterbildung und „fächerübergreifend“ bzw. „fächerverbindend“ arbeitete er das Selbstverständnis heutiger Lehrerfortbildung heraus:

Lehrerfortbildungsinstitutionen (davon gibt es in Deutschland über 150) sind nicht autonom, sondern nachgeordnete Dienststellen der Kultusverwaltungen oder kommunaler bzw. konfessioneller Träger. Ihre Hauptfunktion ist, die Entwicklung hin zu einer guten Schule in Gang zu halten, neue relevante Wissensinhalte in die Schulen zu bringen (z.B. Informatik), Lehrer auf neue Lehrpläne vorzubereiten, neue Unterrichts- und Lernformen in den Schulen heimisch zu machen oder Lehrern Hilfen zu geben, um mit neuen gesellschaftlichen Problemen in der Schule (Drogen, Gewalt, Fremdenhaß usw.) eher fertig zu werden. Lehrerfortbildung kreist um zwei Dreh- und Angelpunkte: die Vermittlung von Fachwissen, Fertigkeiten, Techniken einerseits und die intensive Befassung mit Problemfeldern andererseits. Beides ist notwendig, der letztere aber ist angesichts seiner Bedeutung für die Schüler jetzt und als künftige Bürger noch nicht ausreichend präsent. Er kann verstärkt werden, indem dem fächerverbindenden Unterricht mehr Raum gegeben wird. Dies muß sich auch und gerade in der täglichen Unter-

richtsplanung und -durchführung durch den Lehrer niederschlagen, muß also auch Gegenstand der Lehrerfortbildung sein. Dies sagt sich leichter, als es in Wirklichkeit zu realisieren ist. Daher kommen neben dem fächerverbindenden Unterricht auch neuen Unterrichtsformen eine große Bedeutung zu. Außerdem muß nach Integrationsmöglichkeiten zwischen einem eher fachorientierten und einem fächerverbindenden Unterricht noch gerungen werden, da erst ihre sinnvolle Vernetzung zu einem Unterricht führt, der heutige Schüler erreicht, für sie relevantes Lernen möglich macht.

Lehrerfortbildung strebt ferner an, die Lehrer zu einer reflektierten Praxis zu befähigen, durch die sie Distanz zu ihrem eigenen Unterrichtsstil bekommen, für Innovationen aufgeschlossener werden, ihr eigenes Tun auch mit Hilfe instrumentalisierter wissenschaftlicher Aussagen überprüfen können. Nach heutigem Verständnis ist Wissenschaftswissen nicht mehr automatisch dem Anwendungswissen des Praktikers im Alltag überlegen. Vielmehr stehen beide Wissensformen in einem sich gegenseitig befruchtenden Bezug. Lehrerfortbildung will dabei den Lehrern die Transformation des Wissenschaftswissens in relevantes Anwendungswissen, wie es im Unterricht gebraucht wird, erleichtern helfen.

Schließlich berichtete Prof. Rebel aus der Neukonzeption der Lehrerfortbildung in Baden-Württemberg mit ihren Schwerpunkten Lehrplanfortschreibung, fächerverbindendem Unterricht und neuen Unterrichtsformen, für deren Realisation im Schulalltag beträchtliche Mittel in den nächsten Jahren eingesetzt werden.

„Eine Reihe unsäglicher Irrtümer hat die Schule zum Gegenteil werden lassen: immer mehr ist Leben und Wirklichkeit aus ihr hinausgedrängt worden. Die Schule wollte nur Schule sein, und das Leben war etwas ganz anderes. Es sollte später kommen hinter der Schule und sollte etwas für Erwachsene sein. Als ob die Kinder nicht lebten, nicht mitten im Leben wären.“

Rainer Maria Rilke



Christian Rohlf: Der Gefangene

Erziehung aus Erinnerung

Pädagogische Perspektiven nach Auschwitz

Hohenheimer Symposion zur Christlichen Pädagogik 1994

28. Februar – 2. März
Stuttgart-Hohenheim
50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Reinhold Boschert-Kimmig, Tübingen
Franz Josef Klehr
Dr. Franz-Michael Konrad, Tübingen

Referenten:

Dr. Reinhold Boschert-Kimmig
Dr. Ansgar Koschel, Bad Nauheim
Dr. Hanno Loewy, Frankfurt/M.
Dr. Jürgen Manemann, Münster
Prof. Dr. Dr. h.c. Franz Pöggeler, Aachen
PD Dr. Rainer Treptow, Jena

Das „Hohenheimer Symposion zur Christlichen Pädagogik 1994“ stellte sich der NS-Geschichte und der Ermordung der Juden. Während sich die Reihe der Symposien sonst eher Fragen der allgemeinen Pädagogik widmet und von da aus ihren Praxisbezug sucht, bedachte die Tagung vom Februar/März 1994 unser Verhältnis zum Holocaust und Konsequenzen, die daraus für erzieherisches Handeln in der Gegenwart zu ziehen sind. Dabei ging es nicht darum, zeitgeschichtliches Wissen aufzuhäufen, es mußte tätige Erinnerung geweckt werden. Wie das Konzept der Gedenkstätte „Yad Vashem“ („Denkmal und Name“) bei Jerusalem nicht „objektiv“ rekonstruiert, sondern Gesichter und Namen dem Vergessen zu entreißen trachtet, ist historisch-politische Erziehung der Sicht der Opfer verpflichtet, insbesondere wenn sie mit religiöser Erziehung Hand in Hand geht. Dieser praktisch-erzieherische Akzent verlangte, daß sich die Tagung den Bemühungen um historisch-politisches Leben in den Bereichen Schule und Jugendarbeit zuwandte – besonders kritisch dort, wo inzwischen Mechanismen der Ritualisierung die Erinnerung unhörbar zu machen drohen.

Im Katholischen Sonntagsblatt (Nr. 13. vom 27. März 1994) berichtete Wiltrud Rösch-Metzler über dieses Bemühen, das „Lernen nach Auschwitz“ zu lernen:
Er gehe mit seinen Schülern inzwischen lieber in eine Synagoge, erzählt ein Lehrer. Vor einigen Jahren sei er mit Schulklassen eher nach Dachau gefahren. Eine andere Lehrerin berichtet, daß sie lieber die KZ-Gedenkstätte in Ulm besucht, als eines der großen Vernichtungslager. Über Pädagogik im Umgang mit der NS-Vernichtungspolitik sind Lehrer zunehmend irritiert. Besuche in Gedenkstätten berühren nicht mehr alle Schüler. Und die Betrachtung der Geschichte der näheren Umgebung verschließt zum Teil den Blick auf das ganze Ausmaß der Vernichtung.

Im Tagungshaus der Akademie in Stuttgart-Hohenheim sind Lehrer und Erziehungswissenschaftler dieser Frage nachgegangen. „Erziehung aus Erinnerung: Pädagogische Perspektiven nach Auschwitz“ lautete das Thema des Hohenheimer Symposions zur Christlichen Pädagogik, gleichzeitig eine Veranstaltung zur Lehrerfortbildung.

Der Rückgriff auf die vergessene Geschichte muß von der Erinnerung der Opfer ausgehen, wurde auf der Tagung noch einmal bekräftigt. Insbesondere durch den Historikerstreit und die damit verbundene Gefahr der Einführung in die Täter war diese Position in Frage gestellt worden. Daß dabei die Aufarbeitung der Geschichte in Deutschland anders ist als in den USA oder Israel, machte Hanno Loewy vom Frankfurter Dokumentationszentrum des Holocaust deutlich: „Es kann in der deutschen Gesellschaft eine Selbsterinnerung an den Holocaust nicht geben.“ Das Frankfurter Dokumentationszentrum soll die verschiedenen Erinnerungsperspektiven konfrontieren, nämlich die wirkliche Erfahrung der Überlebenden mit der Geschichte der Täter, in welcher der Holocaust nur als Fragment auftaucht.

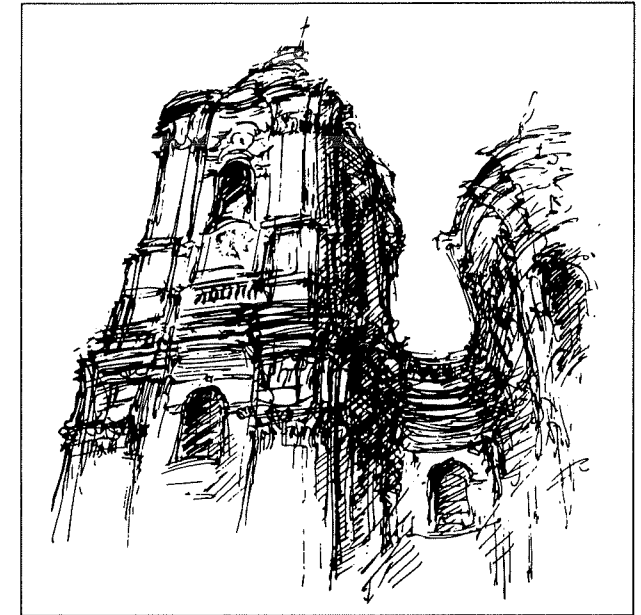
Auch der Besuch von Gedenkstätten sei in dieser Ambivalenz zu sehen. Die dort gezeigten Mordwerkzeuge könnten eine „Verstörung“ beim Besucher auslösen. Loewy forderte Gespräche über Auschwitz an anderen Orten der außerschulischen Bildungsarbeit. Einen Ansatzpunkt bietet eine neue Auschwitz-Ausstellung des Frankfurter Dokumentationszentrums mit Fotos aus der Gegenwart von Auschwitz.

„Jugendliche interessieren sich für Auschwitz“, beobachtete Loewy. Das Wort sei in ihrem Sprachgebrauch als Symbol oder als Metapher. Sie würden sich jedoch nur dafür interessieren, wenn nicht schon gleich das Deutungsmuster mitgeliefert werde, betonte Loewy.

Trotzdem wandten sich Referenten gegen eine einseitige Pädagogisierung, wie auch Teilnehmerinnen und Teilnehmer daran zweifelten, daß man aus dem Holocaust etwas für sein eigenes Verhalten „lernen“ könne. Der Judenmord braucht einen zweckfreien Raum der Erinnerung. Nur in ihm gelingt den Heutigen der Blick der Erinnerung an das Leiden der Opfer und der Blick der Selbsterfahrung auf das eigene Ich.

Der an der Akademie gepflegte Dialog zwischen Juden und Christen erhielt durch die Tagung einen neuen Anstoß. Er ist um so wichtiger, als gegenwärtig nicht nur alte Fremdheitsgefühle die Begegnung von Christen mit Juden trüben, sondern auch neue Fundamentalismen die Ökumene der monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam behindern. Die Herren Dr. Franz-Michael Konrad und Dr. Reinhold Boschert-Kimmig vom Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Tübingen haben die Tagungsarbeit fachkundig begleitet. Angefangen von den inspirierenden Impulsen zur Konzeption der Tagung über den Einsatz bei ihrer Durchführung bis hin zur Dokumentation gestaltete sich diese Zusammenarbeit der Universität Tübingen mit der Akademie überaus erfreulich.

Die Dokumentation erscheint 1995 in der Reihe „Hohenheimer Protokolle“.



Weingarten (Zeichnung: Elfriede Roth)

Kunst und Kultur im Bodenseeraum

Herrschaft – Häuser – Residenzen

Sommerakademie

4.–8. Juli
Weingarten
67 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Dr. Abraham P. Kustermann

Oberschwaben, ungefähr das Land zwischen Donau, Iller und Bodensee, wurde im 12. Jahrhundert ein Kernland des Herzogtums Schwaben, als Teil staufischer Herr-

schaft fest eingeschlossen in das Reich; in neuerer Zeit, nach der napoleonischen Neuordnung, wurde dann die eine Hälfte, unter „Oberland“ als Einheit begriffen, ins Königreich Württemberg integriert – die andere fiel an Bayern. Dazwischen, seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert, entwickelte sich eine politische Landschaft, die auf der Karte des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation an dessen Ende zu den buntesten Flecken gehörte. Hochstifte und Klöster, Fürstentümer und Ritterherrschaften, Reichsstädte und Landstädte, freie Bauernschaften und ländliche Gemeinden standen nebeneinander und in gegenseitigen Abhängigkeiten. Als prägend erwies sich die Kleinräumigkeit des Politischen – die geistlichen, adeligen und städtischen Herrschaften umfaßten oft nur wenige Dörfer –, aber auch das „Experimentieren mit neuen Formen des Politischen: hier sind die Bauernkorporationen in Form der ‚Landschaften‘ entstanden, hier suchte sich die Reformation gesellschaftlich revolutionär zu entfalten, hier hat die barocke Kultur des Absolutismus eine eigenartig paternalistisch geprägte und landschaftlich kontrollierte Ausprägung gefunden“ (Peter Blickle). Einen besonderen, oft übermächtigen Einfluß übte Habsburg-Österreich aus: größter Territorialherr und wichtigster Machtfaktor in diesem Raum. Die Landvogtei Oberschwaben mit dem Mittelpunkt in Altdorf (seit 1865 Stadt Weingarten) blieb von 1486 bis 1805 in habsburgischer Hand.

Von hier aus, von unserem Tagungshaus in Weingarten, wollten wir Oberschwaben in seiner historisch-politischen Prägung ein wenig erschließen; die Stichworte „Herrschaft – Häuser – Residenzen“ galten dabei als Orientierungsmarken. Sommerakademie: das steht bei uns für den Versuch, ein anspruchsvolles Bildungs- und Kulturprogramm mit Freizeit und Muße zu verbinden.

Programm:

*Politische Landschaft Oberschwaben
Zwischen Staufern und Württembergern*
Prof. Dr. Peter Blickle, Bern

Städtewesen und Bürgertum in der Geschichte Oberschwabens
Dr. Peter Eitel, Ravensburg

Exkursion

Schloß Wolfegg: Residenz der Herrschaft Waldburg-Wolfegg

Ein Gang mit dem Hausherrn: Max Willibald Fürst zu Waldburg-Wolfegg und Waldsee

und

Lindau: Reichsstadt und Herrschaft im Bodensee

Eine Stadtbegehung mit Heide Achmann

*Das Kloster als Zentrum geistlicher Ausstrahlung:
Weingarten und die Heilig-Blut-Verehrung*

Ein Überblick über 900 Jahre mit Gang durch die Ausstellung

Prof. Dr. Hans Ulrich Rudolf, Weingarten

Krummstab und Schwert

Ein Prälat in den Auseinandersetzungen der frühen Neuzeit: der Abt von Weingarten

Thomas Hölz, Tübingen

Klosterherrschaft in Oberschwaben

Strukturen und Konflikte am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit

Dr. André Holenstein, Bern

*„Ein um das Hl. Röm. Reich und Erzhaus wohlverdientes
Geschlecht und uraltes treues Reichsglied“*

Die Grafen von Montfort und ihre Herrschaften

Elmar L. Kuhn, Markdorf

Exkursion

Tettwang: Residenz der Grafen von Montfort

und

Die bischöfliche Residenz Meersburg

Die Gabler-Orgel in der Weingartener Basilika

Erläuterungen und kleines Konzert

Kirchenmusikdirektor Heinrich Hamm, Weingarten

Die Gegenwart der Vergangenheit

Zur Genese der politischen Kultur Oberschwabens

Prof. Dr. Hans-Georg Wehling, Stuttgart/Tübingen

Einige grundlegende Überlegungen zu Herrschaft und speziell Klosterherrschaft in Oberschwaben aus dem Beitrag von André Hohenstein seien hier zitiert: *Der Titel des Vortrags verbindet im Ausdruck „Klosterherrschaft“ – in unserem Fall bezogen auf die historische Landschaft Oberschwaben – zwei historische bzw. historiographische Begriffe. Für Historiker bildet „Herrschaft“ geradezu einen Schlüsselbegriff zur Kennzeichnung der feudalen Gesellschaftsordnung, dessen Vielschichtigkeit zunächst kurz erörtert werden muß, bevor die Besonderheit der Verbindung mit den Klöstern zur Sprache gebracht werden kann. „Herrschaft“ verweist zuerst und zuvorderst auf jene Personen, in der Regel Männer, die aufgrund ihrer Herrschaftstätigkeit das Standesvorrecht für sich beanspruchten, als Herren angesprochen und tituliert zu werden. Diese distinguierende und sozialen Abstand zum gemeinen Mann markierende Ehrenbezeichnung gebührte den Herren aufgrund ihrer in der Regel durch Erbe und Geburt, seltener durch Wahl und Verdienst, erworbenen gesellschaftlichen und politischen Führungsposition. Diese Position manifestierte und konkretisierte sich im Herrschaftsalltag auf sehr unterschiedliche Art und Weise, so etwa – um nur wenige Beispiele zu nennen – in der Eintreibung von Abgaben, Diensten und Steuern, im Erlaß von gesetzlichen Vorschriften bezüglich Kleidung, Wirtshausbesuchen oder Glaubensinhalten an die Untertanen oder auch in der symbolträchtigen, die besondere gesellschaftliche Stellung augenfällig zur Geltung bringenden Herrschaftsloge in der Kirche. Herrschaft umfaßte somit zweitens ein von Fall zu Fall sehr unterschiedlich zusammengesetztes, heterogenes Konglomerat konkreter Rechte, Prärogativen und Privilegien, deren Vielfältigkeit die Historiker mit den vier Typen der Grundherrschaft, Gerichtsherrschaft, Leibherrschaft und Landesherrschaft behelfsmäßig umschreiben. Mit diesen Herrschaftsrechten waren Ansprüche verbunden, die abhängigen Personen gegenüber als Pflichten und Befehle zum Ausdruck kamen. Herrschaft verweist somit drittens immer auch auf einen bestimmten Kreis von Adressaten solcher Befehle und Anweisungen, auf einzelne Personen oder Personenverbände, die aufgrund gemeinsamer Abhängigkeit von einem Herrn eine Gemeinschaft von Beherrschten bildeten, deren Grundhaltung gegenüber dem Herrn die feudale Herrschaftsideologie in das*

Begriffspaar „Treue und Gehorsam“ faßte – eine Grundhaltung, der die Bauern und Bürger im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit häufiger in Widerstandskaktionen und Revolten ihr eigenes Verständnis einer am alten Herkommen, an Recht und Billigkeit orientierten Herrschaftsbeziehung entgegenstellten.

Von der Herrschaft der Klöster zu sprechen – ich komme damit zur zweiten Komponente des Ausdrucks „Klosterherrschaft –, heißt aber auch, die Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken, daß in der Verfassung der mittelalterlichen Feudalgesellschaft auch geistliche Einrichtungen – die Kirchen, Klöster, Stifte – als Grundherren, Gerichtsherren, Leibherren und mitunter auch als Landesherrn Träger der feudal-weltlichen Strukturen waren. Dieses für das Alte Reich und darüber hinaus für das mittelalterliche Europa insgesamt kennzeichnende Phänomen findet in ganz besonderem Maße eine Entsprechung in der Klosterlandschaft Oberschwabens. Niederlassungen der Benediktiner, Zisterzienser, Prämonstratenser und Augustiner-Chorherren hat es zwar ebenso zahlreich auch anderswo gegeben. Vor anderen Landschaften des Alten Reiches zeichnet Oberschwaben aber das historische Faktum aus, daß es den Klöstern hier unter der Gunst bestimmter historischer Voraussetzungen gelang, ihre ursprünglich nicht über das übliche Maß hinausragenden Herrschaftsrechte in einer Weise auszubauen, flächendeckend zu gestalten und zu intensivieren, daß im Ergebnis eines längeren Prozesses die streuende, zersplitterte Klosterherrschaft des Mittelalters sich zu kleinstaatlichen Klosterterritorien im Besitz der meisten Attribute frühmoderner Staatlichkeit zu wandeln vermochte. In der Tat haben nirgends sonst so viele Bauern und Hintersassen reichsunmittelbare Prieoren, Äbte oder Äbtissinnen und deren Konvente als ihre Obrigkeit und gnädige Herrschaft angesprochen wie hierzulande. Die Reichsunmittelbarkeit dieser Klöster und deren im schwäbischen Prälatenkollegium institutionell verankerte kollektive Vertretung auf den Reichstagen waren in der frühen Neuzeit nach außen hin die prominentesten Attribute dieser landesherrlich gefestigten Stellung der Klosterstaaten, deren entscheidende Entstehungsphase in das Spätmittelalter und die beginnende Neuzeit zu datieren ist.

Deshalb soll im folgenden gefragt werden, welche Strukturen und Konflikte die Klosterherrschaft in Ober-

schwaben an der Wende zum 16. Jahrhundert prägten. Dabei wird sich diese Frage nicht einseitig am Erfolg und an der Effizienz prälatischer Regierung und Verwaltung bemessen lassen; sie hat auch den Prozeßcharakter der allmählichen Verdichtung klösterlicher Herrschaft zu berücksichtigen und dabei die diesem Regiment unterworfenen Bauern als Akteure dieses Vorgangs nicht aus dem Blick zu verlieren. Damit sind zwei Interessenlagen angesprochen, jene der Äbte und jene der Bauern, die im Verlauf der dynamischen Herrschaftsverdichtung im 15. und 16. Jahrhundert wiederholt miteinander in Konflikt geraten sind.

Am Ende seiner Ausführungen stellt Holenstein die Frage, worin denn das Besondere der Herrschaft ober-schwäbischer Klöster im Vergleich zu anderen Herrschaftsträgern dieses Raumes gesehen werden könne, und meint dazu abschließend:

Wenn weiter oben die Anziehungskraft der Städte, die Agrarkrise sowie die Bemühungen um Territorialisierung von Herrschaft als die entscheidenden Triebkräfte des spätmittelalterlichen Strukturwandels angesprochen wurden, so handelt es sich dabei keineswegs um Phänomene, die allein für die Entwicklung der Klöster im Spätmittelalter verbucht werden können. Was aber eine Eigentümlichkeit der Klöster gewesen sein dürfte, waren die Methoden der inneren Territorialbildung. Das weitgehende Fehlen gräflicher, hochgerichtlicher Rechte zwang die Klöster, ihre Herrschaft durch Konzentration der Grund- und Leibherrschaft zu territorialisieren und zu intensivieren.

Hans-Martin Maurer hat an diesem Herrschaftsaufbau „von unten“ die „umfassende, langfristig konzipierende, konsequente Anwendung“ der nötigen Mittel hervorgehoben und diesen Vorgang insgesamt als erfolgreich bewertet. Gleichzeitig hat er aber auch darauf hingewiesen, daß derselbe Umstand für die spezifischen Schwie-



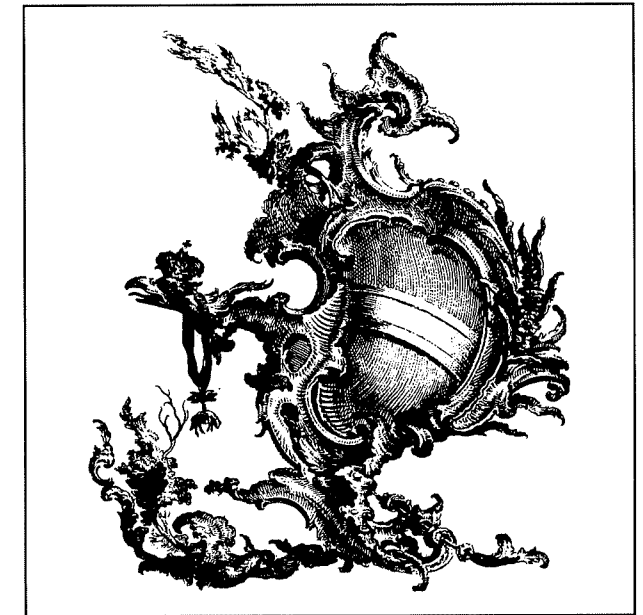
*Impressionen von der ersten Exkursion:
auf Schloß Wolfegg (rechts der Hausherr,
Mitte links Professor Wehling)
und in Lindau*

rigkeiten der Klöster bei der Umsetzung dieser Politik verantwortlich war. Peter Blickle hat festgehalten, daß wir die von ihm als Agrarverfassungsverträge bezeichneten Vereinbarungen zwischen Herren und Bauern bisher nur aus geistlichen Herrschaften kennen. Damit ist aber auch gesagt, daß Unruhen und Widerstand ein besonderes Kennzeichen der inneren Herrschaftsgeschichte der Klöster darstellen. In der Verteilung der Kosten der spätmittelalterlichen Agrardepression und der Herrschaftsintensivierung mußten Ausgleiche gefunden werden. In der Konflikthanfälligkeit der Klosterherrschaften und in der Tatsache, daß sie im Bauernkrieg auch eine besondere Zielscheibe des bäuerlichen Unmuts geworden waren, hat man mitunter eine besonders labile und brüchige Legitimation der geistlichen Herrschaften sehen wollen. Dem könnte man entgegenhalten, daß im Bauernkrieg durchaus auch Schlösser in Flammen aufgegangen sind. Fragt man aber nach Verträgen, die in Adelherrschaften zwischen Herren und Bauern im Bereich der Agrar- und Herrschaftsverfassung abgeschlossen worden sind, oder nach der Konstituierung von bäuerlichen Landschaften in den Adelherrschaften des schwäbischen Raums, so scheint – gemessen an diesen strukturellen Kriterien – das Konfliktpotential und der entsprechende Regelungsbedarf zwischen Herren und Bauern dort in der Tat weniger weitreichend und gravierend gewesen zu sein als in den geistlichen Herrschaften. 1502 ließen die Ochsenhauser Bauern vor einem Schiedsgericht verlauten, daß sie „Inn dem, so wir dem Gotzhus uß guloitler gewonhait loblichem herkomen und von Recht schuldig sind“, bis anhin dem Kloster und dem Prälaten gehorsam und guten Willens gewesen seien, als unerträglich aber und mit Gefahren für Seele, Hab und Gut verbunden kritisierten sie die Politik des Klosters, sie „mitt taglichen nüwerungen mißbruch und gewonhaiten“ zu beladen. Seit 1498 standen die Bauern Ochsenhausens in Konflikt mit ihrem Abt, 1502 mündete dieser in einen Vertrag. Wenn es denn berechtigt ist, die politischen Kategorien Konflikt und Vertrag als zwei zentrale Kennzeichen des spätmittelalterlichen Strukturwandels in den oberschwäbischen Klosterherrschaften zu identifizieren, so enthält das Argument der Ochsenhauser Bauern wichtige Elemente einer Antwort auf die Ausgangsfrage nach der Klosterherrschaft in Oberschwaben. Ein gutes Regiment sah die politische Theorie der

ständischen Gesellschaft dort vorwalten, wo eine Herrschaft dem Gemeinwohl und dem Recht verpflichtet war. Der Beitrag der Gotteshausleute Oberschwabens zu diesem Kernsatz politischer Theorie dürfte dann in deren praktischer Erfahrung und in deren Umsetzung in die politische Einsicht gelegen haben, daß Gemeinwohl und Recht sich nur im Verfahren der Partizipation und auf der Grundlage des Konsenses von seiten der Betroffenen für alle verbindlich definieren lassen.

Kloster als herrschaftliches wie geistig-geistliches Zentrum, Klosterherrschaft und – im damit gegebenen Rahmen – speziell der Blick auf Weingarten selbst: daß wir diesem Teilaspekt unserer Gesamthematik relativ viel Zeit widmeten, lag an dem besonderen Anlaß des Jubiläums „900 Jahre Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten“ bzw. der Ausstellung unter diesem Titel. Eine weitere Akademietagung, über die in einem der folgenden Beiträge berichtet wird, war ausschließlich darauf bezogen.

Österreichisches Wappen (Kupferstich, Entwurf J. A. Feuchtmayer)



„Die Schwanzfeder des Kaiseradlers“

Schwäbisch-Österreich in der frühen Neuzeit

Studientagung im Rahmen des Bodensee-Festivals

18.–20. Mai
Weingarten
83 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer
Elmar L. Kuhn, Markdorf
Prof. Dr. Franz Quarthal, Stuttgart

Der Protest der „besten, getreuesten und anhänglichsten Untertanen“ gegen die Trennung von Österreich und die napoleonische Neuordnung nützte nichts; doch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein klagten die württembergischen Beamten darüber, daß die Oberschwaben noch immer „zu dem Großstaat Österreich hinneigen“. Bis 1806 war Habsburg in diesem Raum über Jahrhunderte die bestimmende Macht gewesen. Dies hat das Land in vielfältiger Weise geprägt – mit Auswirkungen, die noch heute spürbar sind. Den Schweizer Besitz hatten die Habsburger, mächtigste Anlieger am Bodensee, zwar bereits im Spätmittelalter verloren, dafür fielen ihnen aber in Oberschwaben Reste alten Reichsguts zu, brachten sie in Vorarlberg und später um Tettngang die Herrschaften der Grafen von Montfort an sich, erwarben sie im Hegau die Landgrafschaft, behielten sie nach der Reformation die eroberte Stadt Konstanz. Der habsburgische Besitz in Oberschwaben, an der oberen Donau und am oberen Neckar war in „Schwäbisch Österreich“ zusammengefaßt und in vier Oberämtern organisiert (Landvogtei Schwaben mit Sitz in Altdorf, Landgrafschaft Nellenburg in Stockach, Markgrafschaft Burgau in Günzburg und Grafschaft Hohenberg in Rottenburg). Zusammen mit Vorarlberg und dem Breisgau bildete dieses „Vorderösterreich“, das bis 1752 von Innsbruck aus regiert wurde: kein geschlossenes Gebiet,

sondern ein verstreutes Konglomerat im insgesamt zersplitterten deutschen Südwesten. Doch war Österreich hier der größte Territorialherr und vor dem Hintergrund der Stammlande und der Kaiserwürde unbestreitbar der wichtigste Machtfaktor.

Referenten:

Johannes Dillinger, Tübingen
Karlheinz Geppert, Rottenburg
Elmar L. Kuhn, Markdorf
Univ.-Doz. Dr. Alois Niederstätter, Bregenz
Ludwig Ohngemach, Ehingen
Prof. Dr. Franz Quarthal, Stuttgart
Dr. Wolfgang Wüst, Augsburg
Martin Zürn, Konstanz

Einleitend stellte Franz Quarthal in einem großangelegten Überblick Schwäbisch-Österreich in seiner historischen Entwicklung vor Augen; in einem weiteren Beitrag ging er später speziell den Auseinandersetzungen zwischen Habsburg und Württemberg im mittelalterlichen Schwaben nach. Alois Niederstätter, der einzige österreichische Referent, beschäftigte sich mit der Entstehung der vorarlbergischen Landstände und ihren Wirkungsmöglichkeiten. Das Verhältnis von Zentralgewalt und lokaler Autonomie untersuchte Johannes Dillinger am Beispiel der Hohenberger Hexenprozesse, das zwischen schwäbisch-österreichischen Landstädten und landesherrlicher Regierung im 17. und 18. Jahrhundert beschrieb Ludwig Ohngemach am Beispiel Ehingen. Mit dem Konfliktfeld Reichsverfassung versus habsburgisches Territorialinteresse im Hinblick auf die markgräfllich-burgauischen Landstände (Insassen) beschäftigte sich Wolfgang Wüst. Über die Erbtruchsessens von Waldburg-Trauchburg und ihre „gut österreichischen Untertanen“ an der oberen Donau referierte Martin Zürn; den Grafen von Montfort in ihrem Niedergang, speziell dem Übergang der Grafschaft Tettngang an Österreich, galten die Ausführungen von Elmar L. Kuhn. Dem Wandel im städtischen Sozialwesen in Rottenburg beim Übergang von Österreich an Württemberg ging Karlheinz Geppert nach – und markierte damit das Ende Schwäbisch-Österreichs.

Die Zeugnisse der Herrschaft Österreichs im schwäbischen Raum springen heute weniger ins Auge als etwa

die mächtigen Anlagen der Reichsklöster; um so wichtiger erschien die eintägige Exkursion: Sie führte vom Ausgangspunkt Weingarten/Altdorf, dem Sitz der Landvogtei Schwaben, nach Königseggwald, dem Schloß der Grafen von Königsegg, langjährigen Landvögten in Schwaben, wo der Hausherr Johannes Graf Königsegg selbst führte. Besuche in Waldsee (Führung: Michael Barczyk) und Ehingen (Führung: Ludwig Ohngemach) galten zwei bedeutenderen schwäbisch-österreichischen Landstädten; letztere auch Sitz der schwäbisch-österreichischen Landstände. Mediatherrschaft in Schwäbisch-Österreich kam mit den Schlössern Warthausen und Erbach in Blick – beide vorgestellt vom Hausherrn Franz Freiherr von Ulm-Erbach.

Aus einem Bericht der Internationalen Bodensee-Nachrichtenagentur (IBA-Nr. 61 vom 25. Mai 1994):

Oberschwaben – was blieb von rot-weiß-roter Vergangenheit?

Historische Tagung der Diözese Rottenburg-Stuttgart im Rahmen des Bodensee-Festivals

Weingarten – Eine Studientagung im Rahmen des Bodensee-Festivals? Ja, das ist durchaus möglich. Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und das Kreisarchiv Bodenseekreis nahmen das Generalmotto des diesjährigen Bodenseefestivals „Kultur aus Österreich“ auf und organisierten in Weingarten unter dem Titel „Die Schwanzfeder des Kaiseradlers. Schwäbisch-Österreich in der frühen Neuzeit“ eine Studientagung über die zahlreichen Hinweise rot-weiß-roter Vergangenheit in Oberschwaben.

Das Wappen des südwestdeutschen Bundeslandes Baden-Württemberg sollte man sich wirklich einmal genauer anschauen. Zwischen den Wappen von Württemberg, Baden, Hohenzollern, Hohenlohe und der Kurpfalz verbirgt sich nämlich das österreichische Bindenschild. Ein Relikt aus jener Zeit, in der Teile Südwestdeutschlands zu Schwäbisch-Österreich gehörten. Und ist ein Beweis, daß die Zeit der habsburgischen Herrschaft in Schwaben zwar vergangen, nicht aber vergessen ist.

Über 500 Jahre lang war das Gebiet von Rottenburg im Norden bis zum Bodensee im Süden und vom Schwarzwald bis Augsburg im Besitz der Habsburger. Es wurde „Schwäbisch-Österreich“ genannt und umfaßte ungefähr 360 Ortschaften. Im Jahre 1805 allerdings, nachdem Österreich die Dreikaiserschlacht gegen Napoleon verloren hatte, „verzichteten“ die Habsburger im Frieden von Preßburg auf all ihre Besitztümer nördlich des Alpenrheins. Die deutschen Nachfolgestaaten waren Bayern, Württemberg und Baden.

Skepsis beim Adel gegenüber dem protestantischen Altwürttemberg

Nicht nur Fragen zur Geschichte, sondern auch zur aktuellen gesellschaftlichen Situation der ehemals österreichischen Gebiete wurden im Rahmen der Studientagung in Weingarten aufgegriffen. Was ist vom Habsburgerreich in Südwestdeutschland übriggeblieben? Welche Spuren haben die Österreicher in der sogenannten „Schwanzfeder des Kaiserreichs“ hinterlassen? Franz Quarthal, Professor für Landesgeschichte an der Universität Stuttgart, arbeitete bereits in seiner Studienzeit intensiv an diesem Thema und verfaßte darüber eine Doktorarbeit. Die zahlreichen Detailfragen haben ihn bis heute nicht ruhen lassen. „Im 19. Jahrhundert ging die Erinnerung an die Zeit der österreichischen Herrschaft ziemlich schnell verloren, da wenig Schlösser und kaum Denkmäler im Oberschwäbischen Raum hinterlassen wurden.“ Gehalten habe sich die Erinnerung an den Kaiseradler lediglich beim Adel. Jener Bevölkerungsanteil habe seine Kinder nicht nach Stuttgart, sondern nach Wien zum Militär- und Staatsdienst geschickt. Einzig die Häufigkeit des weiblichen Vornamens Maria-Theresia und die zahlreichen österreichischen Wappendarstellungen in vielen Städten hätten im vergangenen Jahrhundert an die Verbindung zum Habsburgerreich erinnert.

Renaissance des Oberlandbewußtseins

Im 20. Jahrhundert nahm das Österreichbewußtsein der Schwaben nach der Überzeugung Prof. Quarthals merklich zu. „Es gab eine Art Renaissance des Oberlandbewußtseins“. Historiker nennen diesen Effekt eine Rückkoppelung: klischeehafte Eigenschaften eines Österreichers, wie Reichstreue, kaiserliche und katholische Gesinnung sowie die typische Gemütlichkeit (nach dem Motto: Leben und leben lassen) wurden mit der rot-weiß-roten Vergangenheit der Schwaben in Zusammenhang gebracht. [...]

Katrin Pokahr, Weingarten



Foto: E. Fessler

„Hilff bey Jesu Blut“

Zugänge zur Heilig-Blut-Verehrung in Geschichte und Gegenwart

28.–29. Mai
Weingarten
51 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer
Dr. Abraham P. Kustermann

Die Heilig-Blut-Verehrung gehört zu den Frömmigkeitsformen, die das hohe und späte Mittelalter geschaffen haben. Ihrer raschen Verbreitung im Raum der lateinischen Kirche waren der Reliquienkult sowie später die Kreuzes- bzw. Leidensmystik förderlich. Ihre konkreten Anlässe (Reliquien des am Kreuz vergossenen Blutes

Christi, Blut aus Hostien- und Bildwundern), ihre liturgischen wie außerliturgischen Formen und ihr spiritueller Gehalt unterlagen im Lauf und nach dem Geist der Zeiten vielfältigem Wandel; ebenso ihre theologische Deutung, die sich schon früh gegen bedeutende Kritik zu behaupten hatte.

Gilt sie in ihrer betont barocken Darstellung schließlich als typisch katholisches „Sondergut“, ist darüber weithin das Wissen um ihr Weiterleben im (nach-)reformatorischen Raum, wenn auch in spezifischen Formen, geschwunden. Unserer Zeit nicht mehr gleich unmittelbar wie früheren zugänglich, lebt ihre Tradition und Kraft heute vornehmlich in der Ausstrahlung regional bedeutender Kultorte fort.

Unter ihnen nimmt in Deutschland Weingarten unbestritten den ersten Rang ein. Für 1094 ist die Schenkung der dort bis heute verehrten Heilig-Blut-Reliquie durch die flandrische Grafentochter Judith, Gemahlin Herzog Welfs IV., an das Kloster bezeugt. So feierten Kloster und Stadt im vergangenen Jahr das Jubiläum „900 Jahre Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten“ mit einem großen Programm, dem sich unsere Tagung mit ihren Beiträgen und Fragen bewußt einfügte.

Programm:

Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten
Ein Überblick über 900 Jahre mit Gang durch die Ausstellung

Prof. Dr. Hans Ulrich Rudolf, Weingarten

Weingarten, Brügge, Orvieto, Walldürn
Zur Entwicklungsgeschichte der Eucharistie- und Heilig-Blut-Verehrung im europäischen Kontext

Priv.-Doz. Dr. Werner Mezger, Rottweil

Die Heilig-Blut-Verehrung zwischen Kritik und Polemik: der Verteidigungstraktat des Gerhard von Köln aus dem Jahr 1280

Prof. Dr. Klaus Berg, Weingarten

Der Bericht von den ersten Wundern des Heiligen Blutes im Jahre 1200 und die Anfänge der Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten

Prof. Dr. Norbert Kruse, Weingarten

*Christi Blut als Lösegeld und Gnadenmittel
Ein Thema lutherischer und Herrnhuter Frömmigkeit*
Dr. Dietrich Meyer, Düsseldorf

*Heilig-Blut-Verehrung heute
Überlegungen aus gegenwärtiger theologischer Sicht*
Prof. Dr. Anton Thaler, Fulda

Zur Jubiläumsausstellung, offiziell veranstaltet von der Großen Kreisstadt Weingarten und dem Kuratorium „Heilig-Blut-Jubiläum 1994“ in Zusammenarbeit mit der Pädagogischen Hochschule Weingarten, entstanden unter der Federführung von Norbert Kruse und Hans Ulrich Rudolf ein Katalog sowie eine zweibändige Festschrift.



Himmel – Hölle – Fegefeuer

Das Jenseits im Mittelalter

Studientagung in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Landesmuseum Zürich

17.–20. März
Weingarten
111 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Peter Jezler, Zürich

Die Frage nach dem Tod und nach einem möglichen Danach gehört wohl zu den Unausweichlichkeiten menschlicher Existenz; sie zu stellen, Antwort zu suchen und – wie auch immer – zu finden, erweist den Menschen als *homo religiosus*. Im Nachdenken über die „letzten Dinge“, bereits Vorgefundenes zum Teil aufnehmend, entwickelten sich im Christentum Vorstellungen vom Jenseits, die dann im Mittelalter zu einem großen Ganzen ausgeformt wurden. Jetzt wurde ein großartig-schrecklicher Jenseitshorizont aufgespannt, von dem her und auf den hin das Leben eines jeden Christen mit seinen Ängsten und Sehnsüchten bestimmt war, letztlich in vielfältiger und umfassender Weise die ganze irdische Diesseitigkeit überhaupt. Aus Furcht, vor dem Gericht Gottes nicht bestehen zu können und der ewigen Verdammnis zu verfallen, aber auch in der Hoffnung auf ein gnädiges Ende mit dem letzten Ziel, vielleicht nach einer Zeit der Läuterung, in die ewige Seligkeit eingehen zu können, wurden Arme gespeist, Spitäler errichtet, Kirchen gestiftet, verschrieben sich Klöster, Schwesternhäuser und Bruderschaften der Fürbitte für die Armen Seelen im Fegefeuer, lagen ganze Landstriche als „Seelgeräte“ in „Toter Hand“. Wirtschaft und Sozialwesen waren eng mit der Jenseitsvorsorge verwoben; mit Blick auf das irdische Ende und das erwartete Gericht entstanden literarische Werke, wurden Kunstschätze von unermeßlichem Wert geschaffen.



Schedelsche Weltchronik 1493: „Von dem jüngsten gericht...“
(Bildausschnitt)

Die Ausstellung in Zürich, mit der wir uns „vor Ort“ ausführlich beschäftigten, stellte diese Wirklichkeit in ihren überkommenen Zeugnissen eindrucksvoll vor Augen – eine Wirklichkeit, die in vielem noch gegenwärtig ist: selbstverständlich, wenn auch nicht ungebrochen, im Glaubensleben heutiger Christen, aber darüber hinaus als einer der wirkmächtigsten Faktoren unserer westlich-abendländischen Kultur.

Programm:

*Mönche, Magister, Minnesänger, Mystikerinnen:
mittelalterliche Menschen und ihre Sehnsucht nach dem
Himmel*

Prof. Dr. Bernhard Lang, Paderborn

*Der Aufstieg der Seele zum Himmel in mittelalterlicher
Literatur und Kunst*

Prof. Dr. Peter Dinzelbacher, Stuttgart/Salzburg

Das Jüngste Gericht

Angst und Hoffnung im ‚Dies irae‘

Prof. Dr. Kees Vellekoop, Utrecht

Kosmosymbolik im mittelalterlichen Kirchenbau

*Zu religionsgeschichtlichen Aspekten von Grundstein-
legung und Orientation*

Prof. Dr. Friedrich Möbius, Jena/Karlsruhe

Spuren des keltischen Jenseits in der höfischen Literatur

Priv.-Doz. Dr. Franz-Josef Schweitzer, Eichstätt

Weltalter – Weihnacht – Weltgericht

*Eschatologisches Denken in der deutschen Literatur des
Spätmittelalters*

Prof. Dr. Winfried Frey, Frankfurt a.M.

„Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge“

*Bilder jenseitiger Stationen von der Spätgotik bis zum 18.
Jahrhundert*

Prof. Dr. Bernhard Rupprecht, Erlangen/München

Arme Seelen im Barock

*Jesuitische Druckgrafik, die Wachsfiguren Kardinal Bor-
romeos und Rubens' Epitaph für Felipa Mendes*

Dr. Christine Göttler, Berlin

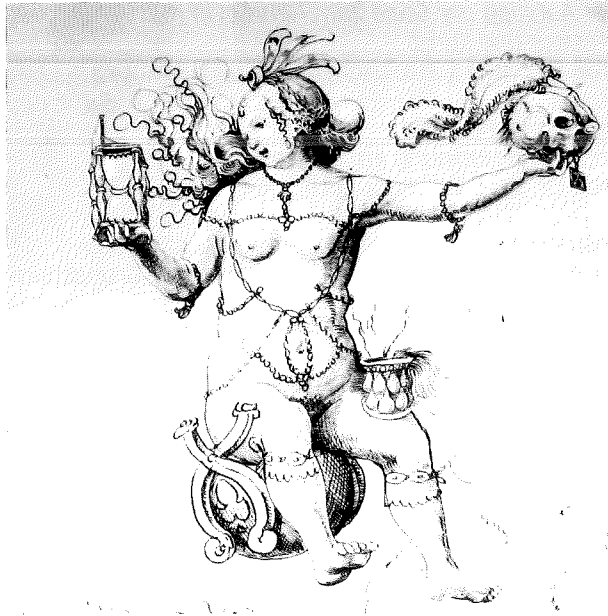
HIMMEL – HÖLLE – FEGEFUEER

Besuch der Ausstellung im Schweizerischen Landes-
museum

Leitung: Peter Jezler

*Wie spricht die heutige Theologie über Himmel, Hölle,
Fegefeuer?*

Prof. Dr. Franz-Josef Nocke, Duisburg



Niklaus Manuel, gen. Deutsch:
Hexe (Federzeichnung von 1513, Ausschnitt)

Hexenforschung

Zur Rezeption eines historischen Phänomens

Wissenschaftliche Studientagung in Zusammenarbeit
mit dem Badischen Landesmuseum Karlsruhe

1.–3. Oktober
Karlsruhe
98 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Dr. Wolfgang Behringer, Bonn/München
Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

*Über kaum ein Thema in der europäischen Geschichte ist
so anhaltend und kontrovers diskutiert worden wie über*

das Thema „Hexen“. Nach der Entstehung der kumulativen Hexenvorstellung im späten 14. Jahrhundert ging es bei solchen Diskussionen, an denen alle größeren Strömungen der europäischen Geistesgeschichte beteiligt waren, zunächst nicht selten um Leben und Tod. Doch auch nachdem im 18. Jahrhundert eine solch unmittelbare Gefahr nicht mehr bestand, diente die Thematik in hohem Maße der ideologischen Selbstvergewisserung. Diese Funktion hat sich nicht nur nicht abgenutzt, sondern läßt sich bis in die jüngste Zeit hinein beobachten. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß niemals so viele Veröffentlichungen zur Hexenthematik in Zeitschriften und auf dem Buchmarkt zu finden waren wie in den letzten 25 Jahren. Wenn man so will, kann man dieses Phänomen – wie den Hexenglauben selbst – in Bezug setzen zu einer Phase besonders intensiven gesellschaftlichen Wandels. Aufgrund des besonders regen Interesses hat sich die „Hexenforschung“ jedenfalls in diesem Zeitraum zu einem eigenen Forschungszweig entwickelt.

Wegen ihrer emotionalen und ideologischen Befrachtung erscheint die Historiographie zum Hexenthema für „Außenstehende“ als besonders undurchdringlich. Da Soziologie und Ethnologie, Theologie und Politikwissenschaft, Sozial- und Rechtsgeschichte, Medizin- und Religionsgeschichte, Frauen- und Kulturgeschichte, selbst Psychiatrie- und Kunstgeschichte, nicht zuletzt auch eine breitere Öffentlichkeit, immer wieder auf Ergebnisse der historischen Hexenforschung rekurrieren, erscheint es angebracht, die Geschichte der Hexenforschung selbst zum Thema zu machen. Eine „Problemgeschichte“ dieses verhexten Teils der allgemeinen Historiographie erfüllt eine doppelte Funktion: Zum einen kann sie als Wegweiser durch das Zauberland der Spezialforschung dienen, zum anderen beleuchtet sie von einer sehr eigenwilligen Warte die jeweiligen inhaltlichen und methodischen Prämissen und Positionen der Zeit. Vielleicht ist es auch von Reiz, zu beobachten, wie ein von der Geschichtswissenschaft zeitweise vernachlässigtes Thema „zu einem Schlüsselgenre“ aufgerückt ist.

So beginnt Wolfgang Behringer seinen großangelegten Überblick „Zur Geschichte der Hexenforschung“ – von historischen Reflexionen am Anfang der Verfolgungszeit bis in die Gegenwart fünf Jahrhunderte wissenschaft-

lichen Arbeitens abschreitend – im Aufsatzband (Bd. 2) des Katalogs zur Ausstellung „Hexen und Hexenverfolgung im deutschen Südwesten“ des Badischen Landesmuseums in Karlsruhe: Anlaß und Rahmen für ein wissenschaftliches Kolloquium, auf dem maßgebliche Vertreter der neueren historischen Hexenforschung Rechenschaft abzulegen versuchten über Grundlagen, Entwicklungen und Themenbereiche dieses Forschungszweiges; auch die weit darüber hinausreichende Rezeption des Themas vor allem seit dem 19. Jahrhundert sollte dabei in Blick genommen werden. – Zum Abschluß seinen Beitrags charakterisiert Behringer zusammenfassend die gegenwärtige Situation:

Ironisch könnte man mit Alfred Soman sagen, was die neuere von der älteren Hexenforschung unterscheidet ist, daß man erstens über das gedruckte Quellenmaterial hinaus endlich die Akten liest, und zweitens ernst nimmt, was man dort geschrieben findet. Drittens, natürlich, daß man das sich erweiternde Theorieangebot kennt und reflektiert, viertens jedoch auch, daß die Quellenbefunde nicht mit vorhandenen Theorien zugedeckt werden. Die Korrektur am sozialwissenschaftlichen Theorieoptimismus, die der israelische Soziologe Nachman Ben-Yehuda 1981 anmeldete, war im Grunde bereits durch die erwähnten Regionalstudien geleistet: In jeder einzelnen wurden die Theorien, sowie sie in den Diskurs eingespeist worden waren, auf den Prüfstand gestellt. Mikrostudien scheinen flexibler und – negativ gewendet – theorieanfälliger zu sein als Regionalstudien, und es ist kein Zufall, daß gerade Midelfort und Monter für Pluralismus und Wiedereinbeziehung auch der älteren Hexenforschung in den Diskurs plädiert haben. Die Vielzahl konkurrierender Ansätze mit je eigenen Methoden und Erkenntniszielen macht die neuere historische Hexenforschung interessant: Geschichte „von außen“ und „von oben“ wird nicht ersetzt, sondern ergänzt durch die Geschichte „von unten“ und „von innen“. Was die neuere Hexenforschung in ihren besten Beispielen auszeichnet, ist das Gespür für eine größere Komplexität der historischen Wirklichkeit, das Stellen neuer Fragen, die Bereitschaft zur Diskussion, zu Methodenbewußtsein und zu methodischer Offenheit.

Ob freilich die Ergebnisse der neueren Hexenforschung, insbesondere der Mikrostudien, überhaupt vermittelbar sind, ist eine andere Frage. Denn große Teile des Publi-

kums möchten zweifellos immer noch lieber die alten einfachen Antworten hören: Das Verlangen nach „sex & crime“ und holzschnittähnlichen Comics von weisen Frauen und bösen Richtern war nicht nur eine Obsession des 19. Jahrhunderts. Wer hört schon gerne etwas von bösen Nachbarn, zänkischen Weibern, unzuweisbarer Schuld und ratlosen Obrigkeiten? Könnte sich doch herausstellen, daß uns solche Geschichten viel zu nahe gehen, zumal die Tendenz, die Schuld zu personalisieren nicht in ferner Vergangenheit entschwunden, sondern sehr präsent ist. Und wenn wir auch noch so sorgfältig und methodenbewußt wissenschaftlich arbeiten: Zur Debatte steht nicht nur die „primitive society“ der Anthropologen, sondern immer auch unsere eigene Gesellschaft.

Programm:

Kleiner Empfang

Begrüßung durch den Direktor des Badischen Landesmuseums, Prof. Dr. Harald Siebenmorgen

Hexen und Hexenverfolgung im deutschen Südwesten
Führungen durch die Ausstellung des Badischen Landesmuseums

Die Märchenhexe

Motive und Elemente einer pädagogischen Konstruktion
(Öffentlicher Vortrag)

Prof. Dr. Gottfried Korff, Tübingen

Zur Geschichte der Hexenforschung

Eine Einführung

Dr. Wolfgang Behringer, Bonn/München

Frauen und Hexen

Hexen und Hexenjagden in der feministischen Forschung

Uschi Bender-Wittmann, Bielefeld

Hexenforschung, NS-Ideologie und Kulturpolitik

Regionalgeschichtliche Aspekte der Rezeption des Hexenthemas in der NS-Zeit

Jürgen Scheffler, Lemgo

Hexenprozesse und nationales Selbstbewußtsein in der amerikanischen Geschichtsschreibung
Prof. Dr. H. C. Erik Midelfort, Charlottesville (Virginia)

Von Hexenprozessen zur Zauberei
Die Geschichte der Hexenforschung in den Niederlanden
Dr. Willem J. C. de Blécourt, Den Haag

Zwei Exempla von Hexenrezeption im 19. Jahrhundert:
Wagners Kunstmythos der „Kundry“ und Hegels Geschichtsphilosophie
Prof. Dr. Wolfgang Schild, Bielefeld

Walpurgisnacht
von Gabriele Michel und Franco Rosa
aufgeführt von der Theatergruppe des „Theaters in der Orgelfabrik“

Zwischen Schuldzuweisung und Einsicht – die konfessionelle Geschichtsschreibung vor 1914 und die Hexenverfolgungen
Dr. Jörg Haustein, Bensheim

Hexenforschung – Resümee eines Zeitphänomens
Prof. Dr. Editha Hörandner, Graz

Schlußdiskussion

Für die Akademie bedeutete der Tagungsort Karlsruhe eine Grenzüberschreitung ins kirchliche „Ausland“ (die Erzdiözese Freiburg) – begründet durch den langjährigen Arbeitsschwerpunkt „Hexenforschung“ des Referats Geschichte. Initiiert und organisiert vom Direktor des Badischen Landesmuseums, Prof. Dr. Harald Siebenmorgen, und zur Freude aller Beteiligten, kam es hinsichtlich der Tagung wie des ganzen Ausstellungsprojekts zu einer engen Zusammenarbeit des Landesmuseums mit der Akademie, dem Arbeitskreis Interdisziplinäre Hexenforschung (AKIH), der an der Akademie seinen zentralen Ort hat, sowie dem Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen. In seinem Vorwort zum Katalog stellt Harald Siebenmorgen denn auch dankend fest: „Daß die Idee einer solchen Ausstellung einmal Gestalt anzunehmen

vermochte, ist der Zusammenarbeit des Badischen Landesmuseums mit dem Institut für Geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen zu verdanken. Dieser Kontakt entstand über den aktiven [...] Arbeitskreis für Interdisziplinäre Hexenforschung, der im Rahmen der Tagungen der Katholischen Akademie der Diözese Rotenburg-Stuttgart durch die Initiative seiner Sprecher, Prof. Dr. Sönke Lorenz und Dieter R. Bauer, und zahlreicher Mitwirkender außerordentlich viel zu einer seriösen, interdisziplinär und international ausgerichteten Erforschung der historischen Hexenverfolgung geleistet hat.“

Der fliegende Pater Kaspar Mohr aus Schussenried
(Ausschnitt aus Deckenfresko)



Fliegen und Schweben

Interdisziplinäre Annäherung an eine menschliche Sensation

Wissenschaftliche Studientagung

1.–4. September
Weingarten
38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Dr. Wolfgang Behringer, Bonn/Stuttgart

Fliegen und Schweben sind als Erfahrungen und Empfindungen keiner akademischen Disziplin zuordenbar; sie schweben angemessenermaßen zwischen oder über den Fächern. Ihre Geschichte reicht über die technische Verwirklichung des Fliegens (Aeronautik 1783, Aviatik 1903, Mondlandung 1969) zurück bis in die alten Hochkulturen: Der mythische Flug des sumerischen Königs Etana steht als Prototyp für archaische Himmelfahrtsvorstellungen. In Visionen und Utopien verschiedener menschlicher Kulturen spielen Flugvorstellungen eine Rolle, ebenso in den meditativen Techniken oder Ritualen ihrer religiösen Spezialisten. Von der antiken Literatur bis zu rezenten Romantiteln vermochte die Mischung aus technischem Wagnis, beruflicher Selbstverwirklichung, erotischer Befreiung, Machtphantasien und metaphysischer Grenzerfahrung immer wieder zu faszinieren.

In Nachbarschaft der Basilika des Klosters Weingarten mit ihrem bevölkerten Barockhimmel wurde den interkulturellen Gemeinsamkeiten des Traums vom Fliegen ebenso nachgespürt wie der spezifisch europäischen Ausprägung der Flugvorstellung als einerseits sakraler, andererseits verbotener Handlung. Das „Verbot“ magischer Flüge, exemplifiziert im Gegensatz zwischen Jesus Christus und Simon Magus, scheint in Europa das Denken in technischen Kategorien begünstigt zu haben, doch

blieb stets ein utopischer Überschuß mit der Flugvorstellung verbunden, der dazu führte, daß die Flugmetaphorik in viele Lebensbereiche Einzug gehalten hat. Im Gespräch zwischen Mediävisten und Hobbypiloten, Theologen und Drachenfliegern, Ethnologen und Ballonfahrern (und einigen anderen mehr) wurde zu einem ungewöhnlichen geistigen Höhenflug angesetzt: es galt, Tradition und Faszination des Traums vom Fliegen zu ergründen.

Programm:

Ars Volandi
Gedankenspiele im Umfeld einer europäischen Diskussion der Neuzeit
Dr. Wolfgang Behringer, Bonn/München

Schamanen- und Hexenflug im präkolumbischen und kolonialen Peru
Dr. Iris Gareis, Freiburg i.Br.

Flugangst und Möglichkeiten zur Bewältigung
Gabriele Winkelmann (Dipl.-Psych.), Freiburg i.Br.

Zeppelin-Museum Friedrichshafen
Führung: Dr. Wolfgang Meighörner-Schardt

„Als Reiher ist der König zum Himmel gestürzt“
Über die „Demotisierung“ der Himmelfahrtsvorstellung in Ägypten am Ende des Alten Reiches
Dr. Hannes Buchberger, Tübingen

Empor zum Himmel
Einige Gedanken zur barocken Klosterkirche in Weingarten
Dieter R. Bauer, Stuttgart

Flugmotive in der mittelalterlichen Visionsliteratur
Prof. Dr. Peter Dinzelsbacher, Stuttgart/Salzburg

Feenflug und Hexenflug in Südosteuropa – Erlebnis und Narration
Dr. Eva Pócs, Budapest

Nächtliche Flüge afrikanischer Hexer – und ihre Bewertung bei den Azande
Prof. Dr. Manfred Kremser, Wien

The Witches' Flying and the Spanish Inquisitors, or: How to Explain (Away) the Impossible
Prof. Dr. Gustav Henningsen, Kopenhagen

Erotic Implications of Flight Imagery from the High Renaissance to the Rokoko
Prof. Dr. Clive Hart, Colchester

Traditionelle und moderne Bedeutungen der Flugmetapher in der Kultur Japans
Richmod Bollinger, Berlin

Flugträume im Zeitalter der technischen Realisierung des Fliegens
Priv.-Doz. Dr. Helmuth Trischler, München

*Das Ende des Traums vom Fliegen:
Der Weg zum Luftbus*
Dr. Hans-Liudger Dienel, München

Wolfgang Behringers Auftakt zu seinem Beitrag führte mitten in die Gesamtthematik hinein:
Gut erfunden oder wahr ist folgende Geschichte, die sich in Kanada ereignet haben soll: Als 1969 die Mondlandung der amerikanischen Raumfähre „Adler“ live im Fernsehen übertragen wurde, berichtete ein junger Mann davon seinem Großvater. Doch weit entfernt von jeder Überraschung, meinte der Alte, natürlich seien auch seine Vorfahren früher oft zum Mond geflogen. Die vordergründige Komik dieser Anekdote beruht darauf, daß nach Auffassung des modernen Rezipienten die Vorfahren des Eskimos natürlich nicht geflogen sein konnten. Dahinter verbirgt sich jedoch das sehr viel ernstere Thema eines Kulturkonflikts, der Kollision einer naturwissenschaftlich-technischen mit einer religiös-metaphysischen Sichtweise des Fliegens. Die Vielzahl der Flugerzählungen der Eskimos haben bereits zu Beginn der Eskimo-Mission Aufmerksamkeit erregt, und seit dem 18. Jahrhundert gibt es Berichte über Séancen, bei denen „Angakut“ – Eskimo-Schamanen – Luft- und

Himmelsreisen unternahmen. Teilnehmer der Rituale meinten, Fluggeräusche wie von Vogelschwingen zu hören. Nach ihrer Rückkehr von den „Flügen“, die es nach westlicher Auffassung gar nicht gibt, erzählten die Zauberer von ihren Erlebnissen. Fragen europäischer Ethnologen, ob diese Ausfahrten körperlich oder seelisch geschehen, standen die Eskimos verständnislos gegenüber, wie Knud Rasmussen (1879-1933) berichtete.

Das Beispiel ist willkürlich herausgegriffen, genausogut könnte man auf ethnographische Berichte aus Zentralasien, der Südsee, Afrika oder Amerika zurückgreifen. Nach Auffassung der vergleichenden Religionswissenschaft gehört das, was Mircea Eliade den „magischen Flug“ genannt hat, quasi zum anthropologischen Grundbestand menschlicher Kultur. Zwar nicht in allen Kulturen, aber in traditionellen Kulturen aller Kontinente seien Flugerfahrungen Bestandteil der Qualifikation religiöser Spezialisten, deren Aufgabe darin bestand, mit Mächten aus dem Jenseits in Verbindung zu treten. Dazu gehörte ein reiches Repertoire an Riten, Ekstasetechniken und Symbolen, oft Vogel- oder Federsymbolik, die für sich genommen als Pars pro toto Flugfähigkeit signalisiert. Untechnische, religiöse Flugvorstellungen blieben jedoch keineswegs auf die „Traumzeit“ sogenannter „primitiver Kulturen“ beschränkt. In veränderter Form fanden sie Eingang in die antiken Zivilisationen, die Hochkulturen Eurasiens oder Altamerikas. Das kulturelle Milieu hierarchisch gestufter Gesellschaften oder sogenannter Hochreligionen führte allerdings zu spezifischen Modifikationen der Vorstellungen vom „magischen Flug“, wie am Beispiel des Buddhismus gezeigt worden ist, wo niemand schneller oder höher fliegen darf als der Buddha. Einen Sonderfall scheinen wiederum die monotheistischen Religionen darzustellen, in denen die Flugfähigkeit, wie etwa in der jüdischen Überlieferung, auf eine Minderheit religiöser Propheten eingeschränkt wird. Im christlichen Neuen Testament konzentrierte sie sich schließlich auf eine einzige Person: Jesus Christus. Für die spezifische Ausformung der Flugdebatte im christlichen Europa bis hin zur technischen Verwirklichung des Fliegens und sogar noch darüber hinaus, ist es notwendig, die Bedeutung des Fliegens im Christentum zu berücksichtigen. Es ist sicher kein Zufall, wenn die Auseinandersetzung des jungen Christentums mit kon-

kurrierenden Religionsgründern in die Form eines Flugwettstreits gekleidet wurde, wie dies in einer apokryphen Apostelgeschichte aus dem 3. Jahrhundert beschrieben wird. Konkret geht es um das Auftreten des Gnostikers Simon in Rom, der zum Beweis seiner Gottesnähe oder gar Göttlichkeit einen Flugversuch ankündigte, sehr zum Mißvergnügen des Apostels Petrus, der angeblich diesem Flugversuch beiwohnte. Als sich Simon vor den Augen des erregten Publikums in die Lüfte erhob, bangte Petrus um den Bestand der jungen Christengemeinde und wurde, gemäß der Apokryphe, aktiv:

„Und Petrus sah das Unglaubliche des Schauspiels und schrie zu dem Herrn Jesus Christus: ‚Wenn du diesen tun läßt, was er unternommen hat, so werden jetzt alle, die an dich gläubig geworden sind, angefochten werden [...] Erzeige, Herr, schnell deine Gnade und [bewirke], daß er von oben herabfällt.‘“ Christus erhörte diesem Evangelium zufolge die Bitte, zuungunsten des Konkurrenten Simon: „Und er fiel von oben herab und brach den Schenkel an drei Stellen. Da warfen sie Steine auf ihn und gingen jeder nach Hause.“ Der gescheiterte Religionsgründer durchlief in der Folge einen „negativen Mythisierungsprozeß“, wurde vom religiösen Gegner zum Genossen des Teufels sowie zum Inbegriff des Häretikers umgeprägt. Die Wahrnehmung des „magischen Fluges“ erfolgte in Europa fortan durch dieses Paradigma, den exemplarischen Sturz des Magiers Simon und seine dämonologische Interpretation.

Angesichts dieses religiös begründeten „Flugverbots“ mag es als kurios, vielleicht aber auch als verständlich erscheinen, daß sich gerade die christliche Kultur Europas besonders nachhaltig an der Thematik des Fliegens rieb. War es die Stimulation durch kursierende populäre Luftfahrtgeschichten von Druiden, Königen oder Feen, die Auseinandersetzung mit antiken Erzählstoffen, der Drang zur Imitatio Christi oder einfach nur der Reiz des Verbotenen: Trotz des „Flugverbots“ entwickelte Europa eine ungemein reiche Flugüberlieferung. Dabei kann man mindestens fünf große Diskurse unterscheiden: neben (1) dem traditionell-mythischen, (2) einen religiös-dämonischen, (3) einen moralisch-metaphorischen, (4) einen literarischen und (5) einen naturwissenschaftlich-technischen Diskurs.

Diese fünf Diskurse beeinflussten sich gegenseitig, bestanden jedoch unabhängig voneinander. Eine aus-

gesprochene Sonderstellung nahm dabei der technische Diskurs ein, dessen Protagonisten lange jede Verbindung mit den anderen Diskursen scheuten. Autoren wie der Franziskaner Roger Bacon (1214–1292) waren sich sicherlich der religiösen Implikationen und damit der Gefahren bewußt, die eine Behandlung der Flugthematik barg. Das literarische und ikonographische Leitfossil der nicht auf Christus bezogenen Flugvorstellung im Mittelalter, der Alexanderflug, zeigte zu deutlich, mit welchen moralischen Vorbehalten technische Flugapparaturen behandelt wurden: Alexanders Greifenflug wurde zwar selten direkt dämonisiert, galt jedoch als Exempel der Todsünde „Superbia“, die in einer deutschen Übersetzung bei Berthold von Regensburg (ca. 1220–1272) in bewußter Anspielung auf luftige Neigungen sogar begrifflich mit „Hochfahrt“ wiedergegeben wurde: „Superbia“ bildete das Tertium comparationis zwischen Ikarus, Alexander und Simon Magus. So gaben sich wohlweislich alle Teilnehmer am technischen Diskurs betont mechanisch, angefangen mit Roger Bacons Vision vom Bau seiner „instrumenta volandi [...] ad modum avis volantis“ in der Mitte des 13. Jahrhunderts.

Betrachten wir die Entwicklung dieses naturwissenschaftlich-technischen Diskurses näher, der – soweit bisher bekannt – die europäische Flugdiskussion von vergleichbaren außereuropäischen Diskursen immer stärker abzuheben begann. Der technische Diskurs ordnete sich ein unter die „Artes Mechanicae“, also außerhalb des Universitätsbetriebs, und hier wiederum, nach der traditionellen Gliederung des Hugo von St. Victor (gest. 1141), im Bereich der „Armatura“, der Waffenkunst einschließlich Geräteherstellung bis hin zur Großtechnik spätmittelalterlicher Dombauhütten. Wenn jedoch um 1355 am Campanile des Doms Santa Maria del Fiore zu Florenz nach Entwürfen Giottos (ca. 1266–1337) im Rahmen der „Artes Mechanicae“ als Allegorie ausgerechnet Dädalus geboten wird, kann kaum allein der Berufsgenosse Giottos gemeint sein, der Baumeister des minoischen Labyrinths. Denn die Erfindungskunst des Dädalus gipfelte in der Erfindung des Fliegens, der im Wortsinne „höchsten“ mechanischen Kunst. Andrea Pisanos (1295–1349) berühmtes Marmorrelief stellt Dädalus im Federkostüm dar, mit mechanischen Flügeln, beim Start in den Himmel.

Der technische Diskurs über die Verwirklichung des Flie-

gens fand zunächst statt, wo er gemäß der Einteilung der mechanischen Künste hingehörte: in den Kriegshandbüchern. Der venezianische Festungsbaumeister Giovanni da Fontana (ca. 1395–1455) setzte sich dort mit der Greifenfahrt Alexanders auseinander und zog die Nutzung der neuen Raketentechnik in Betracht. Neben Ausführungen über „Raketenvögel“ spricht er in seiner militärtechnischen Abhandlung schließlich den Flug mit künstlichen Flügeln an, den er prinzipiell für möglich hält. Leonardo da Vinci (1452–1519), Festungsbaumeister in Mailand, dürfte Fontanas Ausführungen gekannt haben, als er seit den 1480er Jahren daran ging, eigene Überlegungen über die technische Verwirklichung des Fliegens anzustellen. [...]

Leonardo war damit nicht nur von Seiten der Theorie, sondern auch der Tradition der Heros, der am Beginn der Neuzeit des Fliegens stand. Allerdings fällt der Begriff „Ars Volandi“ – „Kunst des Fliegens“ – weder bei Leonardo noch bei Cardano, lediglich in der Polemik des gelehrten Julius Caesar Scaliger gegen Cardano klingt der Begriff an.

Geprägt wurde der Begriff „Ars Volandi“ kurioserweise nicht im Umfeld Leonardos, auch nicht im Italien der Renaissance oder einem der fortgeschrittenen westeuropäischen Länder. Nein, der Weg führt in das provinzielle Tübingen, eine kleine protestantische Universität im deutschen Südwesten, europaweit bekannt immerhin als Alma mater des kaiserlichen Hofastronomen Johannes Kepler. Am 5. September 1627 lud hier Friedrich Hermann Flayder (1596–1640) zu einer besonderen Vortragsveranstaltung ein. Der damals erst seit sechs Jahren an der Universität lehrende junge Gelehrte, wegen seiner lateinischen Schulkomödien bereits überschwenglich als „zweiter Terenz“ oder „zweiter Frischlin“ gefeiert und 1626 zum „Poeta laureatus“ gekrönt, führte mit zwei jungen Magistern einen öffentlichen lateinischen Disput „De arte volandi“ auf. Es war der erste, der je an einer Hohen Schule gehalten worden war, wie Flayder stolz betonte, und aus diesem Erstlingsrecht heraus versuchte er, das ganze Feld bisheriger Flugdiskussionen auszusprechen und neu zu formen. Tatsächlich gelang Flayder damit eine Begriffsbildung, die binnen weniger Jahre in ganz Europa Furore machte.

Eine Tagungsdokumentation ist in Vorbereitung.

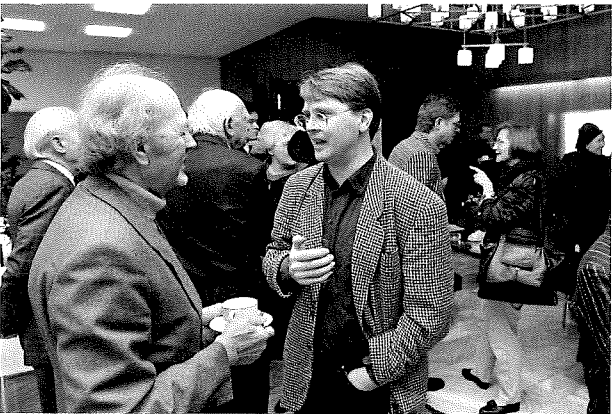
Aschermittwoch der Künstler

16. Februar
Stuttgart-Hohenheim
210 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst

Referentin/Referent:
Domkapitular Msgr. Dr. Werner Groß, Rottenburg
Dr. Katharina Winnekes, Köln

Für die „Informationen“ (Dezember 1994) schrieb unser Kunst-Referent, Dr. Justinus Maria Calleen, über das Thema: „Von den Künstlern und Künstlerinnen lernen! Zum Aschermittwoch der Künstler an der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart“ folgenden Artikel: Die Begegnung von Kunst und Kirche ist für die Akademie ein integraler Bestandteil ihrer interdisziplinären Arbeit. Dieses programmatische Selbstverständnis gehört zur „ersten Leitidee“, in der sich die Akademie als „Ort des Dialoges“ definiert. Unvoreingenommen soll der „lebendigen Begegnung von Kirche und Welt“ eine gesellschaftliche Plattform gegeben werden. Das Verbindungsmedium zwischen den beiden unterschiedlichen Partnern von Kirche und Welt ist in dem unvoreingenommenen, offenen, kritischen, dialogischen Prozeß zu finden. Daß dabei auch Kontroversen und manchmal sogar Streit aufkommen können, liegt nicht nur in der Natur des partnerschaftlichen Gesprächs, sondern ist zugleich konstituierender wie auch konstruktiver Bestandteil des lebendigen Austausches. Weiter heißt es in der „vierten Leitidee“: „... Den Dialog kann ja nur der führen, der die Andersartigkeit des anderen und seiner Überzeugungen anerkennt und diese für sich selbst als Bereicherung an Erfahrung anzunehmen bereit ist. In der Toleranz liegt eine Grundbedingung der Dialogfähigkeit. [...] Denn Dialogbereitschaft und Dialogfähigkeit sind identisch mit Friedensbereitschaft und Friedensfähigkeit.“



Es versteht sich von selbst, daß die Gesprächsimpulse nicht nur von den Wissenschaftlern und den Gläubigen ausgehen können. Ohne Einschränkung gehören zu dieser Gruppe die Schaffenden aus den so unterschiedlichen Bereichen wie zum Beispiel denen der bildenden, bauenden, literarischen und musikalischen Künste. Nicht nur ihnen zu Ehren, oder weil es momentan „chic“ oder „progressiv“ ist, will die Akademie ihre Stimme hören, sondern weil man ihre Wahrheiten, Einsichten und Erkenntnisse schätzt und als kostbar erachtet. Mit der Grundhaltung eines Lernenden und Suchenden wie auch zur Förderung des ganzheitlichen Dialogprozesses sollen ihre Gedanken in den gesellschaftlichen Diskurs eingebunden werden. Denn nur so sind neue Anstöße zu erhalten. Und von diesen kann es gar nicht genug geben. Aus diesem Grunde lädt der Bischof seit 1985 am Aschermittwoch die Künstlerinnen und Künstler der Diözese ins Tagungshaus Hohenheim ein. Berührungsgängste gibt es nicht. Für die Einladung und Teilnahme ist nicht eine konfessionelle oder ideelle Gemeinsamkeit ausschlaggebend – auch wenn bei Übereinstimmungen selbstverständlich Freude aufkommt. Jeder und jede ist geladen, der an der Begegnung teilnehmen möchte. Hauptanliegen ist, die unterschiedlichen Vertreter der Kunstgattungen mit den Kirchenvertretern zum Erfahrungsaustausch zusammenzubringen.

Nicht Vereinnahmung wie der häufig formulierte, wenn auch historisch gesehen nicht ganz unberechtigte Vorwurf lautet – ist die Intention und Motivation. Vielmehr gilt die Erkenntnis, daß die Bereiche Kunst und Kirche bei aller Unterschiedlichkeit ein zentraler Punkt vereint: nämlich die Frage nach dem Menschsein, dem Leben und dem Tod. Auf dieser Grundlage sieht die Akademie die Begegnung mit den Künstlerinnen und Künstlern nicht als eine Frage des Stiles an, sondern als eine existenzielle Frage, die das Leben und die Zukunft der Menschheit unmittelbar betrifft.

Fester Bestandteil des Festes ist die gemeinsame Feier der Aschermittwochsliturgie, danach folgen wissenschaftliche Gastvorträge zu verschiedenen Themen der zeitgenössischen Kunst und Kultur sowie ein anschließender Empfang, der die Begegnung der unterschiedlichen Gruppen untereinander und die mit dem Bischof und den Vertretern der Kirche zum Ziel hat.

Die seit Jahren steigende Akzeptanz der Besucherinnen und Besucher beim Aschermittwoch der Künstler läßt nicht nur auf ein zunehmendes Interesse (1993 = 170 und 1994 = 211 Gäste), sondern gleichzeitig auf ein zunehmendes Bedürfnis schließen, miteinander zu sprechen, sich auszutauschen und voneinander zu lernen. Und der Bedarf scheint nach dem Hören-Sagen bei weitem noch nicht ausgeschöpft.

Stuttgarter Nachrichten, 17. Februar 1994

Walter Kasper beim Aschermittwoch der Künstler: Die mediale Prostitution

Die „Vergewaltigung unserer Wahrnehmungs- und Vorstellungskraft“ durch eine Flut künstlich erzeugter Bilder hat der Rottenburger Bischof Walter Kasper beklagt. „Das Problem der vom Fernsehen ausgeübten Gewalt ist größer als das Problem der in den Medien gezeigten Gewalt“, sagte Kasper in seiner Predigt zum Aschermittwoch der Künstler in der Diözesanakademie in Hohenheim. Die Potenzierung des Wahrgenommene durch die Medien führe zugleich zu einem Wahrnehmungsverlust. Der Gottesdienst mit Künstlern aus dem Raum der Diözese Rottenburg-Stuttgart und die nachfolgende Akademieveranstaltung standen unter dem Thema „Die Verfügbarkeit der Bilder“ – ein Thema, das auf die Gefahr der medialen Prostitution in unserer Zeit hinweist.

Nach Ansicht von Bischof Kasper werden in unserer Medienkultur die Grenzen zwischen Realität und Fiktion fließend. Schauspieler würden so mit ihrer gespielten Rolle identifiziert, etwa wenn der Hauptdarsteller der „Schwarzwaldklinik“ bergeweise Briefe mit der Bitte um ärztlichen Rat erhält. Kasper verwies insbesondere auf den Vertrieb von Videos in den USA, in denen der Benutzer anstelle eines wirklichen Kindes ein „Video-Baby“ zur Verfügung gestellt bekommt, mit dem er nach Wunsch „kommunizieren“ könne. Durch die Medien, zugespißt im sogenannten „reality-TV“, werde eine inszenierte Realität erfahrbar, die gestattet, sich als Handelnder und Leidender herauszuhalten. Die Folge davon, so der Bischof, sei ein Verlust an Realitätssinn und Orientierung.

Kasper betonte, daß er mit seiner Kritik keine Me-

dienschelte betreiben wolle. Vielmehr seien die Medien selbst „Ausdruck unserer Gegenwartskultur“ und als solche zu verstehen. Die Künstler forderte der Bischof auf, angesichts der Gefahr des Wahrnehmungsverlustes in unserer Medienkultur den Blick für die „metaphysische Situation“ des Menschseins zu schärfen. Ohne die auch durch die Kunst bewirkte Konfrontation mit der Wirklichkeit verliere der Mensch in unserer Gegenwart den Maßstab für sein Tun in der Zeit.

In der Rubrik PODIUM – Kulturelles aus Stadt und Region – befaßte sich die Stuttgarter Zeitung am 18. Februar mit dem Vortrag von Katharina Winnekes:

Kunst und Kirche

Aschermittwoch der Künstler in Hohenheim

Dem beileibe nicht ungetrübten Verhältnis von Kunst und Kirche spürte Katharina Winnekes in ihrem Vortrag nach. Die Kustodin am Kölner Diözesanmuseum sprach vor dem aufmerksamen Fachpublikum über die „Verfügbarkeit der Bilder“. Mit den Besuchern ihres Hauses ging sie hart zu Gericht: „Sie sind kaum mehr willens oder in der Lage, sich auf die eigene Wahrnehmung zu verlassen.“

Kunst wird nur noch angeschaut und nicht mehr wirklich erfahren – eine Entwicklung, die sie der modernen Mediengesellschaft anlastet. Bilder sind heute allgegenwärtig – dank einer „Stadtmöblierung der Werbefachleute“, so die Kustodin, überfluteten sie beispielsweise den täglichen Straßenverkehr. Jeder Autofahrer kann sich davon überzeugen.

Aber auch zahlreiche Künstler wie die Amerikaner Andy Warhol oder Jeff Koons bedienen sich derselben Strategien. Von seiten der Kirche stellt sie hier einen Trugschluß fest, „ein Mißverstehen der christlichen Ikonographie als Bildmusterbuch“ und damit als Schlüssel zur Richtigkeit, ja Güte einzelner Kunstwerke. Die postmoderne Zitatkultur baue – mit ganz anderen Intentionen allerdings – auf ebendiesem Wiedererkennungseffekt. Damit gehe die kirchliche Sicherheit verloren: „Ein gleiches System gewährleistet noch keine Verständigung.“

Katharina Winnekes konstatiert für die Moderne zu Recht „die ortlose und damit verfügbare Kunst“: Das

Bild sei in den vergangenen Jahrzehnten vogelfrei geworden, es könne überall ausgestellt und jederzeit zitiert werden. Deshalb fordert sie eine Erweiterung des Wahrnehmungsbegriffs: das optische Moment müsse um eine sensitive Komponente ergänzt werden. Der Betrachter solle sich auf sein autonomes Gegenüber bewußt einlassen: wahrnehmen als aktive Qualität werde so zum Akt der Grenzziehung – entgegen der Verfügbarkeit.

ma

Kunst
ist
Kunst,
und
alles
andere
ist
alles
andere.

*Ad Reinhardt,
Amerikanischer Maler
(1913 – 1967)*

Günther Oellers

„Die Gedachten Vielen“

Plastik und Skulpturen

5. Juni – 24. September
Weingarten

Vernissage am 5. Juni
125 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Finissage am 22. Juli
68 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dr. Gebhard Fürst

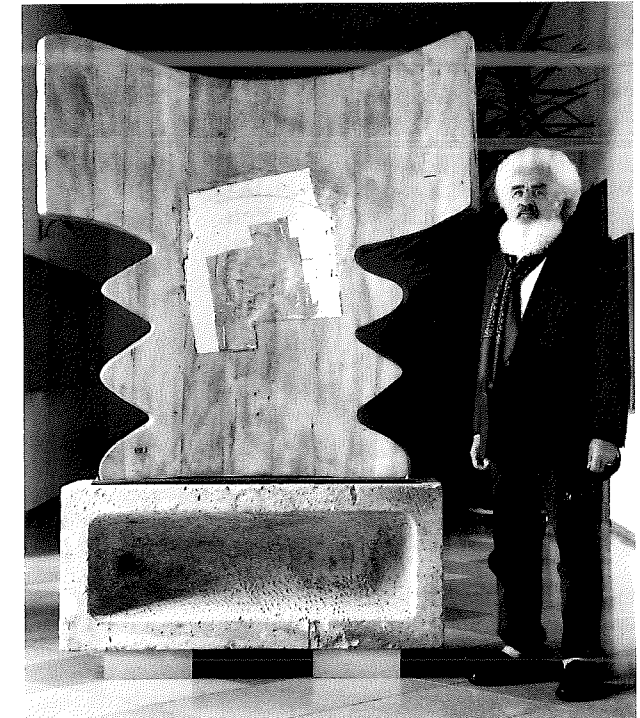
Vernissage:

Referent:
Prof. Dr. Wolfgang Bergsdorf, Bonn
Konzert mit den „Klang-Skulpturen“, Günter „Baby“
Sommer, Jazz-Schlagzeuger

Finissage:

Referent:
Prof. Dr. Dr. Eugen Biser, München

In der umfangreich angelegten Weingartener Werkübersicht der Arbeiten von Günther Oellers mit dem Titel „Die Gedachten Vielen“ wurden abstrakt anmutende Plastiken und farbig dekorierte Skulpturen aus den Materialien Stein, Bronze und Holz gezeigt. Anlässlich der Ausstellungs-Finissage am 22. Juli 1994 nahm der Münchener Theologe, Prof. Dr. Dr. Eugen Biser, in seinem Vortrag „Das Glaubenszeugnis der Kunst“ Stellung zu der Frage, in welchem Maße sich Kunst und Glauben wechselseitig bedingen. Im Auszug zitieren wir die Ansprache:



Gehört und Gesehen

Zur Herkunft der künstlerischen Inspiration
Unter dem Druck der ständig wachsenden Herausforderung durch Philosophie und Wissenschaft stieß die Theologie im Interesse ihrer Argumentationsfähigkeit drei Bereiche, die ihr ursprünglich angehört hatten, ab: den therapeutischen, den sozialen und den ästhetischen. Während Jesus seine Botschaft vom Gottesreich vornehmlich – nach einer Bemerkung des Markusevangeliums (4,34) sogar ausschließlich – in Gleichnisform vortrug, erklärte schon die mittelalterliche Theologie die Bilder für nicht beweisfähig: *theologia symbolica non est argumentativa*. Dem entsprach die Einschätzung der Kunst insgesamt. Im Bann des griechischen Mimesis-Begriffs wurde das Kunstwerk als Werk der Nachgestaltung und Nachahmung der Natur verstanden. Das führte im Feld der religiösen Kunst zu der fatalen Meinung, sie sei nichts weiter als eine Illustration dogmatischer Vorga-

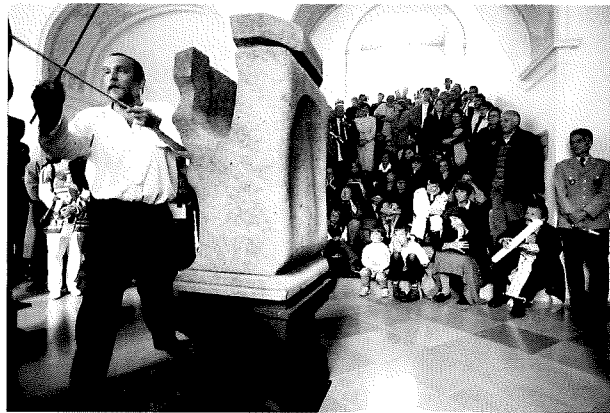
ben, und im Bereich der Ikonenmalerei sogar zur Schaffung kanonischer Prototypen, denen eine quasidogmatische Rolle zuerkannt wurde. In der Ikone, so diese Auffassung, tritt dem Betrachter das Dogma in bildhafter Gestalt vor Augen. Über das Dogma hinaus hatte die Ikone nichts zu sagen. Sie sagte es nur in einer unmittelbaren, den Weg zum Urbild verkürzenden Sprache. Noch für Guardini ist es das Ziel künstlerischen Schaffens, „das Wesen des Gegenstandes zu reinerer Erscheinung“ zu bringen (über das Wesen des Kunstwerks).

Hierin führte Hans Küng in seinem „Credo“ (von 1962) einen, mit seinem Lieblingsausdruck gesprochen, Paradigmenwechsel herbei. Bei der Erklärung der einzelnen Glaubensartikel bezieht er sich regelmäßig auf Werke der religiösen Kunst, die er aber nicht nach Art von Illustrationen, sondern von echten Erschließungshilfen für seine Deutung der Mysterien heranzieht. Ist das berechtigt? Sind die Auskünfte, die ihm die Kunstwerke geben, so ist schärfer noch zu fragen, denen gleichwertig, zu denen er aufgrund seiner theologischen Reflexion der Mysterien gelangt? Denn das müßten sie sein, wenn bei der Auslegung des Credo nicht mit unterschiedlichen Gewichten gewogen werden soll.

Das aber heißt, daß sein Verfahren nur dann gerechtfertigt ist, wenn den von ihm befragten Kunstwerken der Rang echter Glaubenszeugnisse zukommt. Der Beweis dafür wäre schwer zu erbringen, wenn nicht zwei übertragene Schöpfungen, die sich mit dem künstlerischen Akt und seinem Ergebnis befassen, dafür einstünden. Gemeint ist Hans Pfitzners ‚Palestrina‘, der die der Missa Papae Marcelli zugrundeliegende Inspiration umkreist, und Paul Hindemiths ‚Mathis der Maler‘, der der Entstehung des Isenheimer Altars nachgeht. Beide Male nimmt der Künstler eine höhere Eingebung für das Zustandekommen seines Werkes für sich in Anspruch, und beide Male hat die Inspiration den Charakter eines Geheißes. Mit einem „du mußt“ zwingt der Chor der verstorbenen Meister, der „Vorgänger“ Palestrinas, den widerstrebenden Künstler zur Schaffung der ihm aufgetragenen Messe. Und an den verzagten Schöpfer des Isenheimer Altars ergeht der Befehl: „Gehe hin und bilde!“ Das aber kommt der Erkenntnis gleich, daß der Künstler über einen eigenen, von der theologischen Vermittlung unabhängigen Zugriff auf das religiöse Mysterium und daß er aufgrund dieses „ergreifenden Ergriffenseins“ gestaltet. Aber

kann das auch offenbarungstheoretisch festgemacht werden? Ein strikter Beweis ist dafür schon deshalb nicht zu erbringen, weil er, um zwingend zu sein, dem Kunstwerk den Charakter einer Konstruktion unterstellen müßte...

Die Ausstellung wurde unterstützt von der Staatl. Toto-Lotto-GmbH





Ölbilder und Grafiken aus Polen im Zusammenhang mit der Stuttgarter Übersichtsschau „Widerstand und Aufbruch – Polnische Kunst von 1980-1993“

19. Oktober – 9. Dezember
Stuttgart-Hohenheim
Vernissage am 19. Oktober
97 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dr. Justinus Maria Calleen, M.A.

Einführung:
ks. Andrzej Przekaziński, Warschau

Ansprache von Domkapitular Andrzej Przekaziński, Direktor des Erzdiozesan-Museums in Warschau, anlässlich der Ausstellungseröffnung „Kunst gegen Grenzen“ mit Werken von Jacek Sienicki und Jacek Sempoliński im Tagungshaus Hohenheim am 19.10.1994. In zwei Schritten analysiert der Gastredner die künstlerischen Arbeiten der Warschauer Künstler. Der erste Schritt untersucht auf einer Makroebene die historischen, politischen und sozialen Rahmenbedingungen der polnischen Kultur, bevor er sich im zweiten Schritt auf theologischer, philosophischer und kunsthistorischer Grundlage mit der geistigen und künstlerischen Ideenwelt der beiden Maler auseinandersetzt.

Das Werk von Jacek Sienicki und Jacek Sempoliński im Hinblick auf die Geschichte der polnischen Kultur in der Gegenwart:

Die Entwicklung der polnischen Kultur in der jüngsten Vergangenheit ist kompliziert und turbulent. Einen bedeutsamen Einschnitt in diesem Prozeß bildet die Zeit des Zweiten Weltkrieges. Der Krieg brachte sowohl die von beiden Besatzern durchgeführte Ausrottung eines Teils der polnischen Intelligenz, als auch die Zerstörung und den Raub vieler Kulturgüter mit sich: Gotteshäuser, Bibliotheken und Museen. Die polnische Wissenschaft und Kultur konnte sich nur im Untergrund entwickeln. Nach dem Krieg geriet Polen in eine neue geopolitische Lage, die in einer entscheidenden Weise auf den Zustand unserer Kultur Einfluß nahm.

Einige der Veränderungen im Bereich der Kultur fielen mit den Veränderungen in der Welt zusammen. Diese Veränderungen erweisen sich als die beständigsten. Auf der polnischen Kultur, welche sich ihrer humanistischen Traditionen rühmen konnte, lastet immer noch das Modell, in dem die technische Ausbildung bevorzugt wird. Diese insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg vorherrschende Tendenz hat zur „Technisierung“ der Mentalität geführt, welche sich am deutlichsten in einem treuherzigen Optimismus und in einem ebenso naiven Rationalismus zeigte. Erkenntnis wird auf das Empirische reduziert, die Imponderabilien – hier vor allem die Kultur und Religion, werden nicht mehr ernst genommen. Sie gelten jetzt als „unnützliche“ Werte. Die in Polen vom Staat geübte Kontrolle über die Kultur hat diese Kultur ihrer Unbefangtheit beraubt. Gleichzeitig hatte sie die Institutionalisierung der Kultur zur Folge; in einer ähnlichen Weise, wie die Kultur im Westen unter der Kontrolle von Kulturmanagern stand, ist sie in Polen zur Domäne der Funktionäre geworden. [...]

Die schmerzlichen Veränderungen wurden jedoch durch die atheistische sowjetische Ideologie verursacht, in deren Einflußbereich Polen nach 1945 geriet. Es waren wieder die Kirche und das Volk, die, weil sie von demselben Schicksal betroffen wurden, zueinander fanden. Über den Erfolg oder Mißerfolg des Widerstandes und des Kampfes sollte die Stärke der Kultur entscheiden. Die alte Wahrheit hat sich erneut bestätigt, und zwar, daß Polen die Zeit der Teilung nur dank seiner Kultur überstanden hat, einer Kultur, die der letzte Zufluchtsort für die Bewahrung der nationalen Identität und Souveränität war. Das betonte auch Papst Johannes Paul II. in seiner Ansprache vor der Generalversammlung der UNESCO am 2. Juni 1979. Und auch diesmal sind wir dank unserer Kultur gerettet worden, und vor allem anderen dank ihrer zwei Pfeiler, dem Katholizismus und dem Patriotismus. Die Tatsache, daß die Bevölkerung Polens nach dem Zweiten Weltkrieg fast eine ethnische und konfessionelle Einheit bildete, hat das Bündnis zwischen diesen beiden Pfeilern nur verstärkt. Erst später zeigte sich, daß dies auch eine Bedrohung für die Hauptmerkmale der polnischen Kultur bedeutet, und zwar für ihre Offenheit, für ihren Pluralismus und für ihre Toleranz.

Ein schrecklicher Schlag wurde nach dem Zweiten Weltkrieg dem europäischen Charakter unserer Kultur ver-

setzt, von welchem – hier ist vor allem auf die Vermittlung der Kirche hinzuweisen – so wesentlich die Geschichte gekennzeichnet wurde. 45 Jahre lang versuchte man, die polnische Kultur vom Westen fernzuhalten, von ihren christlichen und europäischen Wurzeln zu trennen, um sie zugleich nach Osten zu richten, der von einer totalitären und gottlosen Ideologie befallen war. Die ausgestreuten Körner des Klassenkampfes und des Hasses, das System, in dem jeder in jeder Zeit verdächtigt werden konnte, haben bei den Menschen viele Ängste, Hemmungen und Xenophobie verursacht. Sie haben auch zur Zerstörung der Prinzipien des Zusammenlebens, des Umgangs miteinander geführt. Der aufgezwungene Atheismus begünstigte Verlogenheit und Heuchelei. Zur Bewachung dieser Verlogenheit der Haltungen und Verhaltensmuster wurde die Zensur eingesetzt.

Trotz des geleisteten Widerstandes darf man jedoch nicht annehmen, daß die polnische Kultur aus dieser Konfrontation mit dem System ohne Verluste hervorgegangen ist. Die Freude über die wiedererlangte Freiheit macht es unmöglich, jene Erscheinungen zu erblicken, die darauf hinweisen, daß sich die polnische Kultur in einem Krisenzustand befindet. Von dieser Krise ist am meisten das wesentlichste Merkmal dieser Kultur betroffen, nämlich das Zusammenleben und die sich gegenseitig gewährte Unterstützung von Katholizismus und Patriotismus. Den Katholizismus und den Patriotismus verbindet auch heute dasselbe Schicksal: beide wurden verletzt. Das ist eine symmetrische Krise, welche sich in beiden Fällen in dem leeren Schein ausdrückt, eher in der Treue zur Form und zum Symbol als zum Inhalt. Wie kann man noch vom Patriotismus sprechen, wenn ein beträchtlicher Teil des Volkes – überwiegend junge Leute – nur davon träumt, das Land zu verlassen. Der noch vor kurzer Zeit immer wieder gebrauchte Vorwand, daß es in Polen keine Freiheit gibt, kann heutzutage nichts mehr rechtfertigen. Gleichgültigkeit und fehlendes Selbstvertrauen finden ihren Ausdruck in einer geringen Teilnahme an dem politischen und gesellschaftlichen Geschehen. Auch der katholische Glaube läuft Gefahr, ein Katholizismus ohne den Anspruch auf Universalität zu werden, sich nur auf das Ethnische zu beschränken, die Religion zu sehr von der Politik beeinflussen zu lassen, um schließlich nur eine

Parteireligion zu werden. Die beliebige Annahme der moralischen Normen der Kirche muß ebenso zur Besorgnis werden, insbesondere, wenn man bedenkt, daß dies sowohl eine hohe Zahl der Scheidungen und der Abtreibungen, als auch die Plage des Alkoholismus zur Folge hat.

In den schwierigen, schmerzhaften Jahren dieser Hälfte unseres Jahrhunderts sind die Kirche und das Volk stärker als je zusammengewachsen. Die Religion wurde zum Bestandteil der nationalen Kultur und wurde mit dieser Kultur auch von nicht glaubenden Polen und von denen, die der Religion gegenüber gleichgültig gegenüberstanden, geerbt. Man kann sich aber dieses extremen Beispiels für die Inkulturation nicht freuen, und vor allem nicht in der Gegenwart, denn in einer pluralistischen Welt muß das Christsein ein Ergebnis der bewußten Entscheidung sein. [...]

Vor diesem Hintergrund schauen wir uns die Malerei der zwei bedeutenden Professoren der Warschauer Akademie der Schönen Künste an. Auch bei der Berücksichtigung aller Unterschiede gibt es unheimlich vieles, was sie verbindet. Sie sind zweifellos die Erben unserer Malerkultur und wurden erst infolge einer langsamen und stufenweisen Entwicklung reif. Sie verlangen nicht, daß man irgendetwas ablehnt, daß man irgendwelcher Sache den Rücken kehrt. Ihr Werk ist so alt wie die Kunst selbst und zugleich so modern wie die Gegenwart – von beiden kann man ihre Kunst nicht trennen. Sie sind Persönlichkeiten, und kennzeichnend für sie beide ist, daß bei ihnen das persönliche Schicksal und die persönliche Haltung, das Programm und der Sinn des Werkes zusammenfallen. Das sind für uns gegenwärtig empfindsame Werte. Für beide begann die künstlerische Laufbahn in der Zeit des allherrschenden Sozialismus. Ihre Tätigkeit bedeutete für sie von Anfang an ein Risiko. Diese Zeit wurde in die Rumpelkammer der Geschichte verdrängt. Beide fingen an, das zu malen, was sie erblickten, und was sie mit Hilfe der Intuition in dem engsten Existenzkreis erfahren konnten. Elemente eines Zimmers – Ateliers, Blick durch das Fenster, Pflanzen in Blumentöpfen, Bäume, Landschaften, Fluß, Menschen und schließlich zwei persönliche Motive, die für sie beide sehr kennzeichnend sind: große Fleischstücke sowie Schädel von Menschen und Tieren. Diese Überreste weisen vielerlei Bedeutungen auf und sprechen zugleich eine

deutliche Sprache; sie haben eine metaphysische Funktion zu erfüllen, sie weisen auf die Existenzgrenzen hin, sie erzählen von Abhängigkeiten und von der Endlichkeit dieser Existenz. Diese Ikonographie ist extrem arm. Wir können auf unserer Ausstellung nur einen kleinen Teil von ihr zeigen, und dennoch, aus dem, was Sie hier zu sehen bekommen, können Sie sich ein Bild von dem Ganzen machen und verstehen, daß es im Grunde genommen darum geht, was aus dieser Existenz nach dem Leben bleibt. Es sind die Spuren des verlorenen Seins, welche den Erosionsprozessen unterworfen sind, und sogar der Tod der Malerei selbst, die trotz ihrer Ablehnung fortbestehen. Die beiden Künstler sind aller horizontalen Neugier beraubt. Auf ihren Bildern sind keine detaillierten Gegenstände oder zweitrangigen Elemente zu sehen. Ihre Kompositionen sind immer vertikal. Es handelt sich dabei nicht um das Maß (das Format) der Leinwand, sondern darum, daß der Gegenstand oder das Problem solange bearbeitet werden, bis ihnen schließlich eine allgemeine Regel zu entnehmen ist.

Beide bedienen sich ausgezeichnet der Farbe. Sie wurden sehr stark von dem polnischen Postimpressionismus beeinflusst, der in ihren Studienjahren an der Warschauer Akademie herrschte. Ihre eigene Kunst haben sie jedoch im Gegensatz zum Postimpressionismus entwickelt, zu seiner Ästhetik und Philosophie. Bei beiden wurde der Farbe die Last der Existenz aufgebürdet. Es ist die schwarze und die graue Farbe am deutlichsten zu sehen, und außerdem die Zwischenstufen: braun – schwarz, lila – grau. So war auch das Leben in Polen, und so sieht auch in einem gewissen Sinne das Leben jedes einzelnen Bewohners dieser Erde am Ende des 20. Jahrhunderts aus. Die Erde ist immer noch ein großes Pulverfaß. Ich halte diese Schlußfolgerung für erwiesen. Das Geheimnis dieser Malerei besteht darin, daß sie eine zugrunde liegende Haltung der Welt gegenüber zum Ausdruck bringt, welche auch zugleich eine moralische Haltung bedeutet. Nur das allein hegt die Hoffnung und erlaubt, an die Zukunft zu glauben.

Sartre hat einmal geschrieben, ich glaube, in bezug auf Goya, daß die Malerei unfähig sei, das Leiden wahrhaft ausdrücken zu können. Verantwortlich dafür ist die Natur der künstlerischen Mittel selbst. Indem wir sprechen, setzen wir die Abstraktion in Bewegung, indem wir malen, stellen wir die konkreten Gegenstände dar. Es gelingt



Jacek Sienicki
Sitzende Gestalt, 1987
Öl auf Leinwand
150 x 110 cm

dem Künstler schwer, zu erreichen, daß die Lumpen und Fetzen, daß die zerrissenen, durchlöchernten und grauen Leinwände zu Kompositionen werden, die man bewundert, und dennoch halten beide den Reichtum und die Fülle von sich fern, um letztendlich der Armut treu zu bleiben.

Für diese Kunst bedeutet die Erhebung dessen, was erniedrigt ist, das Programm. So erniedrigt war, ich betone es noch einmal, unser Leben in Polen. Und dennoch kann ich in diesen Bildern keinen Pessimismus finden, weil sie keine Niederlage beweinen, weil sie kein Mitleid mit dieser Erniedrigung oder mit dem Tod ausdrücken, sondern sie sprechen von der Würde des Sterbens, von der stärksten Macht dieser Würde, welche sich in der Erniedrigung zeigt. Das Leben geht weiter, trotz alledem.

Dieser Zustand der Armut weist letztendlich auf Den hinaus, Der das Leben geschaffen hat. Obwohl das Leben mit dem Tode endet – dennoch macht eben dieses Ende deutlich, wie außergewöhnlich die lebende Schöpfung ist. Die beiden Künstler verkünden eine Philosophie, welche ich als Anti-Biologismus bezeichnen könnte.

Bei dem Versuch, ihre Malerei zu verstehen, ist man einer Gefahr ausgesetzt. Es genügt, nur einen Schritt zu machen, um sie beide mit Begriffen wie: Leiden, Unrecht, Tod zu beschreiben, um ihnen Mitleid zuzuschreiben. Das ist ein altes Problem. Bedeutet die Solidarität mit dem Schwachen die Schwäche? Natürlich lautet die Antwort auf diese Frage: „nein“. Der Darwinismus kann sich weder im gesellschaftlichen Leben noch im Bereich der Moral behaupten. Die Solidarität mit den Schwachen läßt doch alle Chancen offen, auch die Chancen der Schwachen. Die Gläubigen werden in ihrem Glauben den Hinweis finden, daß wir uns durch unsere barmherzige Solidarität dem Schöpfer nähern.

Ich bin fest davon überzeugt, daß die heute eröffnete Ausstellung der Werke von Sienicki und Sempoliński in Ihrer Akademie einen sehr bedeutenden Teil dessen bildet, was wir in Stuttgart unter dem Titel: „Widerstand und Aufbruch“ zeigen, und daß all das ein wesentlicher Teil der Überlegungen polnischer Künstler über die Existenz des Menschen in unserer Zeit darstellt.

(Ins Deutsche übersetzt von Josef Drewniok, M.A., München)



Therese und Benny Rathenau, Öl/Leinwand 1992

Alexander Dettmar Steine für die Ewigkeit

Ein jüdischer Friedhof in Berlin

10. Mai – 6. Juli
Stuttgart-Hohenheim
Soirée am 5. Juli
61 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dagmar Mensink

Einführung in die Ausstellung:
Dr. Reinhard Valenta, Wehr

Eröffnungsvortrag:
Dr. Gil Hüttenmeister, Tübingen

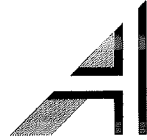
„Es ist Bewegung in den Bildern, kaum merklich, aber doch vorhanden, so daß man denken kann, es ist nichts verdorrt, verlassen, vergessen, sondern aufgehoben in Gedanken und Stimmungen, die sich in lichten, satten oder dunklen Farben kundtun...“ – so beschreibt Vera Friedländer ihren Eindruck beim Betrachten des Bilderzyklus „Steine für die Ewigkeit“ des Freiburger Malers Alexander Dettmar. Die Bilder dieser Ausstellung sind im Herbst 1992 auf dem jüdischen Friedhof an der Schönhauser Allee in Berlin entstanden. Das Gelände vor dem Schönhauser Tor am alten Weg nach Pankow hatte die einstmals fünftgrößte jüdische Gemeinde der Welt 1824 erworben, nachdem 1794 das Allgemeine Preußische Landrecht Begräbnisse innerhalb von Kirchen oder bewohnten Gegenden untersagt hatte, was auch den bisherigen Friedhof an der Großen Hamburger Straße betraf. Am 29. Juni 1827 weihte Rabbiner Joseph Oettinger das neue „Haus der Toten“ (*Beit Kewaroth*) ein, das bis in die siebziger Jahre unseres Jahrhunderts fast 23.000 Menschen zur letzten Ruhestätte wurde.

Eine Wanderung über Friedhöfe ist ein Weg durch Geschichte und Kultur. Das gilt für alle Begräbnisorte, aber für die Friedhöfe Berlins sicher in besonderer Weise. „Berliner Grabsteine sind Blätter eines Geschichtsbuchs – der vergessenen, verdrängten, abgerissenen Geschichte und Geschichten“ dieser Stadt, schrieb der Schriftsteller Heinz Knobloch über seine „Spaziergänge wider die Vergessenheit“ in Berlin. Deshalb stand am Beginn der Abschluß-Soirée der Ausstellung ein Vortrag über jüdische Grabkultur und Friedhöfe in Deutschland von Dr. Gil Hüttenmeister, Tübingen, der seit Jahren mit der Dokumentation jüdischer Friedhöfe befaßt ist. Und so sind auch die Bilder Alexander Dettmars nicht unpolitisch. „Daß er den jüdischen Friedhof in der Schönhauser Allee in einer Situation zum Sujet machte, da der Neonazismus deutlicher als jemals zuvor auf das fragile gesellschaftliche Klima der Bundesrepublik einzuwirken begann und sich unter anderem auch Übergriffe auf jüdische Friedhöfe wieder mehrten, ist unübersehbar“, betonte denn auch Dr. Reinhard Valenta in seiner Einführung zur Ausstellung.

Der Stein wird bei Alexander Dettmar zur Chiffre für die Dialektik von Leben und Tod. Auffällig ist das kompositorische Zusammenspiel von Stein und Baum. „Während der Grabstein ... für die Ewigkeit steht, weil in ihm die Zeit,

zumindest im metaphorischen Verständnis, nur wenig anzuhaben scheint, repräsentiert der Baum eine historische Dimension, die zwar ein Menschenleben bei weitem übersteigt, denn er wächst aus dem Rahmen des Bildes und dem Blickfeld des Auges, die aber trotzdem im Endlichen befangen bleibt. Der Stein als Symbol des Ewigen wiederum kennt keinen Wandel, bleibt immer er selbst, bewahrt seine Identität, der Baum hingegen verändert sich, ist dem Wandel der Zeiten und den Zyklen der Natur unterworfen, und stirbt wie jener Mensch, der unter seinem Stamm begraben liegt. Indem Dettmar nun Baum und Grabstein eine symbiotische Gemeinschaft eingehen läßt, formt er ein ... präzises Sinnbild für die existenzielle Dialektik von Leben und Tod.“ (Reinhard Valenta)

Dettmars Bilder sind kein bloßes Abbild, kein Plakat. Dies zeigt sich deutlich in seinem Umgang mit den Namen der Verstorbenen. Steht man als Betrachter vor einem Grabmal, so ist es in der Regel der eingravierte Namenszug, der die Erinnerung an den Verstorbenen wachhält. Nicht so bei Dettmar. Er reduziert in seiner Formsprache den Stein und hält stattdessen den Namen des Toten in der rechten Bildecke über seinem eigenen Signet fest. Das bloße Vorfinden des Namens also reicht zum Gedenken nicht aus. Echte Erinnerung an die Toten gelingt nur, wenn wir ihre Namen mit den unseren in Verbindung bringen, wenn sie Brücke werden in die eigene Gegenwart hinein. „Dann können die Toten wirksam und mit uns zusammen Schöpfer der Gegenwart werden, so wie sie als Ko-Signierende zu Ko-Produzenten der Dettmarschen Bilder werden. Der Name muß vom Stein gelöst und in unser Gedächtnis übertragen werden, soll die Endgültigkeit des Todes, die Vergessen bedeutet, überwunden werden“ (Reinhard Valenta). Nur in diesem Sinne sind Grabsteine „Steine für die Ewigkeit“.



Akademie der Diözese
Rottenburg-Stuttgart



Evangelische Medienzentrale
Württemberg



Fachstelle für Medienarbeit
der Diözese Rottenburg-Stuttgart



Gesellschaft für Medienpädagogik
und Kommunikationskultur



Landesbildstelle Württemberg



Landeszentrale für politische
Bildung Baden-Württemberg



Süddeutscher Rundfunk Stuttgart

Zukunfts-Zeichen: Interaktiv und multi- medial ins Jahr 2000

17. Stuttgarter Tage der Medienpädagogik

18. –19. März
Stuttgart-Hohenheim
103 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Heidi Büchler-Krienke, Stuttgart
Roland Kohm, Stuttgart
Uschi Saur, Stuttgart
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:

Udo de Pas, München
Dr. Joachim Fasbender, München
Bernd Koch, Köln
Dr. Lothar Mikos, Berlin
Prof. Dr. Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin
Dr. Rolf Pausch, Köln
Dr. Friedrich Schönweiß, Bamberg
Dr. Bernd Steinbrink, Oldenburg

Auszug aus Referat von Dr. Bernd Steinbrink

Ein medialer Quantensprung?

„Das Fernsehen ersetzt das eigene Denken. Man läßt dabei seine Gedanken von anderen am Gängelbände führen. [...] Fernsehen sollte man also nur dann, wenn die Quelle der eigenen Gedanken stockt. Hingegen die eigenen, urkräftigen Gedanken zu verscheuchen, um das Fernsehgerät anzustellen, ist Sünde wider den heiligen Geist. [...] Fernsehen heißt mit einem fremden Kopfe, statt des eigenen, denken. Nun ist aber dem eigenen Denken ... nichts nachteiliger, als ein, durch ständiges Fernsehen entstandener, zu starker Einfluß fremder Gedanken, weil diese ... eine babylonische Sprachverwir-

rung im Kopfe anrichten und dem Geist, der sich mit ihnen überfüllt hat, nunmehr alle klare Einsicht nehmen und so ihn beinahe desorganisieren.“

Sie werden fragen, von wem dieses Zitat stammt, das – wenn auch für unseren heutigen Geschmack im Ausdruck etwas ungewöhnlich, so doch ziemlich genau – die Meinung zahlreicher Feuilletonisten und Geisteswissenschaftler vorstellt, wie wir sie immer wieder lesen können. Das Zitat stammt von dem Philosophen Arthur Schopenhauer. Der kannte natürlich das Fernsehen noch gar nicht, wohl aber die Bücher und das Lesen. Ich habe im wesentlichen nichts weiter gemacht, als die Wörter „Lesen“ und „Buch“ durch „Fernsehen“ und „Fernsehgerät“ ersetzt – und einige wenige, heute ungebräuchliche Fremdwörter übersetzt.

Es wird ersichtlich, daß nicht nur das Fernsehen heute ständiger Kritik ausgesetzt ist, daß es vielmehr Medien, die wir heute als „Bildungsmedien“ betrachten, in den Anfängen ihrer massenhaften Verbreitung ebenso traf. Der Sinn dieses kleinen Exkurses ist es nun nicht, Fernsehen und Bücher in die gleiche Ecke zu stellen. Er sollte vielmehr einleitend zum Nachdenken anregen, inwieweit die Zeit unser schnell gefaßtes Urteil auch zu neuen Medien relativieren mag, inwieweit die Medienschelte typisch ist – und inwieweit sich Vorurteile möglicherweise nur auf das noch nicht Bekannte und Neue beziehen und eine gewisse Technikfeindlichkeit beinhalten.

Ich kann mich noch an die siebziger Jahre und die Situation in Gesellschaft und Hochschule dieser Zeit erinnern. Damals bekamen Sie eher Forschungsmittel für ein Projekt mit dem Titel „Die negativen Auswirkungen der Technik auf das zwischenmenschliche Zusammenleben“ als Mittel, um Grundlagenforschung zur Mikroelektronik zu betreiben. Damals wurde der Grundstein für die Rückständigkeit unserer Forschung gegenüber den USA und Japan gelegt. Nicht zuletzt ist auch die heutige Krise am Arbeitsmarkt zum Teil darin begründet, daß traditionelle Industriezweige verloren gegangen sind, dabei aber in zukunftssträchtigen Bereichen keine neuen Wege geöffnet wurden. Mittlerweile dürften aber auch einstige Technikgegner die Vorzüge nutzen und preisen, die durch PCs mit Textverarbeitungen und Datenbanken gegeben sind. Vorteile und Gefahren, die ohne Zweifel vorhanden sind, sind mittlerweile in ein vernünftiges Verhältnis gerückt worden. Was möglicherweise an Hy-

sterien und Ängsten existierte, wurde durch die Realität und den Umgang mit der neuen Technik relativiert.

Schon vor mehr als zehn Jahren wurde unsere Gesellschaft als sogenannte Informationsgesellschaft gekennzeichnet. Wenn auch die Kriterien, die eine solche Namensgebung rechtfertigen mögen, sicherlich in Frage zu stellen sind und in Frage gestellt wurden – eines ist doch aber kaum zu übersehen: schon heute sind weite Teile der Wirtschaft von funktionierender Geschäftskommunikation und dem Faktum abhängig, daß zu bestimmten Zeiten auf bestimmte Informationen schnell und gezielt zugegriffen werden kann.

Durch die neuen Entwicklungen, die ich skizzieren möchte, wird der Aspekt des Informationszugriffs und der Verfügbarkeit von Informationen für das wirtschaftliche, aber auch das private Leben zukünftig noch deutlich stärker hervortreten. Es gibt eine ganze Menge von Vorteilen, die das mit sich bringt, aber sicherlich auch genügend Nachteile. Da das Thema so vielschichtig ist, sind beide so reichlich vertreten, daß sich Fundgruben eröffnen, um einmal gefaßte Vorurteile zu bestätigen: hier die grausig-schöne neue Welt eines Aldous Huxley, dort das durch Technik hervorgebrachte Schlaraffenland. Aber der langen Rede kurzer Sinn des Anfangsexkurses sollte sein, daß wir auf dieser Tagung gerade diese Art der Herangehensweise an das Thema vermeiden sollten. Wir sollten uns vielmehr die Vor- und Nachteile der gravierenden technischen Entwicklungen vor Augen führen und erst dann ein Urteil treffen – aber keine Entweder-Oder-Entscheidung. Dazu ist das Thema viel zu komplex. Auch beinhaltet es Entwicklungen, die wir heute gar nicht voraussehen können. Unser Urteil wird also auch in Zukunft immer wieder in Frage gestellt und überprüft werden müssen und sollte sich nicht billiger Gemeinplätze der Medienschelte und Technikfeindlichkeit anschließen.

Badische Zeitung, Samstag, 23. April 1994

Digital und interaktiv ins Jahr 2000 Der Quantensprung oder Quatsch mit Soße?

Von Annette Wagner

Mutter bestellt sich am Familienfernseher ein neues Kleid. Vater überarbeitet vom Eßzimmer aus per Videokonferenz mit seinem Kollegen einen Schriftsatz. Der Jüngste hängt im Kinderzimmer am vom Taschengeld abonnierten Video-Spielkanal. Nebenan kopiert seine elfjährige Schwester auf einer CD-ROM die heißesten Szenen aus allen MTV-Michael-Jackson-Clips zusammen und schickt sie ihrer besten Freundin durchs Kabel rüber. Ist das die Familie, die Gesellschaft von morgen? Gemeinsam einsam durch digitale Technik? Durchs sogenannte interaktive Fernsehen noch unbeweglicher als zuvor?

Medienpädagogen aus ganz Deutschland trafen sich unlängst in Stuttgart, um solche derzeit häufig skizzierten Multimedia-Horrorszenarien auf derzeitigen und zukünftigen Wahrheitsgehalt zu durchleuchten. Dem Berliner Medienwissenschaftler Lothar Mikos zufolge verwechselt man in der aufgeregten Diskussion das technisch Mögliche mit einer in ferner Zukunft vielleicht denkbaren Breitenwirkung der neuen Übertragungstechnologien, die flächendeckende Akzeptanz voraussetzen würde. Daß in einer US-amerikanischen Kleinstadt seit dem 1. April sechzig Haushalte über ein digitales Kabelnetz ermöglicht wird, vom Sofa aus einzukaufen oder ihr Baseballspiel wahlweise aus 16 verschiedenen Kamerapositionen zu betrachten, so Mikos, bedeute noch lange nicht, daß morgen eine komplette Umwälzung unserer Kommunikationsstrukturen anstünde.

Seiner Einschätzung nach wird Zielgruppenfernsehen, das Spezialprogramm für alle Dackelherrchen beispielsweise, sein (zahlendes) Publikum finden. Und die Zeitung der kommenden Jahre wird vielfach tatsächlich ein DIN A 4 großer, flacher Bildschirm sein, auf dem ein bedingt intelligenter Computer die Seiten nach den Interessen des Benutzers individuell zusammenstellt. Die Expertengesellschaft spezialisiert sich also dadurch weiter. Deshalb wird es trotzdem „keinen Verlust an Wirklichkeit geben. Nur einige überwältigende neue Erfahrungsmöglichkeiten.“

In Stuttgart war man sich einig: Das sagemunwobene „interaktive Fernsehen“ ist ein Bluff-Begriff. Denn der

Zuschauer befindet sich nicht tatsächlich in munterem Dialog mit seiner Mattscheibe, sondern übt Einweg-Kommunikation aus. Durch Tastendruck ordert er einen Geschenkkorb, ein Auto. Ihm wird (Wahl-)Freiheit suggeriert – dabei bindet das interaktive Programm ihn noch stärker als bisher ans Fernsehen.

Vorbei die Zeiten achtlosen, entspannenden Zappens durch die Kanäle! Wer sich das (in Stuttgart als Pilotprojekt vorgestellte) Reisemagazin des Münchner Firmenkonsortiums „Interaktiv Television“ (ITV) betrachtet, muß konzentriert arbeiten, wenn er die gesamte angebotene „Erfahrungstiefe“ des Programms nutzen will – und für die bezahlt er ja immerhin. Klick: die Hotelzimmerpreise zur gezeigten Region; klick: die Wassertemperaturen; klick: die Öffnungszeiten der Museen.

So altmodische Begriffe wie „Aufgabe“ oder gar „Verantwortung“ der Medien haben, das wurde in Stuttgart deutlich, in den neuen Benutzer- und den kommerziellen Anbieter-Strukturen noch weniger Platz als im derzeitigen teilprivatisierten, aber durch die Analogtechnik noch eingrenzbar Sender-Pool. ITV-Vertreter Udo de Pas gab auf die Frage nach dem Bildungsanspruch eine deutliche Antwort: „Fernsehen hat nie einen bildungspolitischen Auftrag gehabt.“ Nur dann und wann habe „ein gewisser informeller Wert in Unterhaltungssendungen“ gesteckt. „Wir geben dem Zuschauer, was er will“, sagt de Pas.

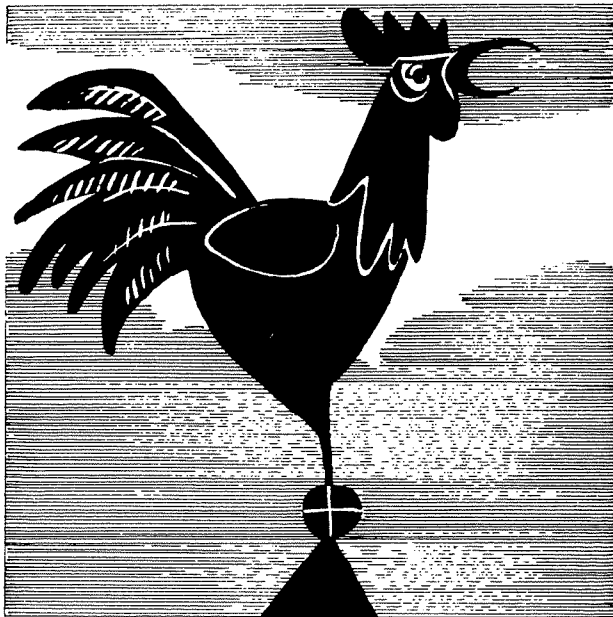
„Und wir bei ITV machen auch, was wir wollen“, fügt er hinzu. Soll heißen: Die für 2,50 Mark monatliche Mietgebühr eingekauften Kanal-Abonnenten von ITV gelten als „geschlossene Benutzergruppe“. Und sie werden „individuell adressierbar“ sein, da ein jeder seinem individuellen Kundenprofil entsprechend einen gewissen Anteil selektierter Informationen erhalten soll. Die Inhalte der ITV-Sendungen sind staatlicher Kontrolle damit entzogen.

Angesichts der eingangs skizzierten Vision von Videoten im Kinderzimmer scheint es grotesk, daß in Stuttgart auch ein Video-Lern-Programm für Schulstoff von Klasse eins bis sechs vorgestellt wurde. Ist es aber nicht. Anstelle so hilf- wie fruchtloser Bewahr-Pädagogik eine „pädagogische Opposition zu Nintendo“ zu entwickeln – so lautet der Ansatz des Bamberger Erziehungswissenschaftlers Friedrich Schönweiß. Seine Erfahrung aus der Arbeit mit lernbehinderten Kindern: Es kann enorm entlastend sein, wenn Lernen weder mit dem Wunsch nach persönlicher Anerkennung durch den Lehrer noch mit der Bewertung durch andere Kinder verknüpft ist.

Wenn ein stets freundlicher Bildschirm-Pinguin na-

mens „Alfons“ den Weg durch knifflige Matheaufgaben weist, ist der Leistungsdruck gleich viel geringer. Pädagogisch sinnvolle Software muß für Schönweiß vier Kriterien erfüllen: Der Stoff sollte so differenziert eingegeben sein, daß jeder Schüler sein eigenes Niveau finden kann. Das Programm soll „antihektisch“ aufgebaut sein, also Entspannungsphasen und Spielelemente enthalten – und soll unnötige Unterbrechungen vermeiden. Viertens und letztens muß es Hilfestellung für die Analyse von Fehlern geben: Denn krächzte „Alfons“ angesichts eines Rechenfehlers nur „falsch!“, wäre er wahrlich ein schlechter Pädagoge.

Design: Dieter Groß



Die Sprache der Kirche und die Sprache der Menschen

Tagung für MitarbeiterInnen in der Medien- und Öffentlichkeitsarbeit der Diözese Rottenburg-Stuttgart

20. –21. Oktober
Stuttgart-Hohenheim
46 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Pfarrer Michael Broch, Mössingen
Eckard Raabe, Stuttgart
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:
Dr. Michael Albus, Mainz
Rainer Nitschke, Stuttgart
Günther Schneidewind, Stuttgart

Auszüge aus dem Referat von Dr. Michael Albus, ZDF

Worte der Kirche - Sprache der Welt

Man kann die Lage relativ einfach skizzieren – oder auch nicht: Die Worte der Kirche verhallen in unseren Tagen in der Sprache der Welt. Wenn überhaupt, dann hört man von Zeit zu Zeit noch ferne Anklänge, den Widerhall des Ewigen an den Steilwänden der Zeit. Das Echo verhallt. Die Botschaft verdunstet. Der Eindruck trägt nicht mehr: Ihr, ihr Christen, ihr Katholiken, ihr Protestanten, ihr Lutheraner, ihr Reformierten: ihr redet nur in den Wind. [...]

Er trägt unsere Worte fort in leere Räume, weil die Welt eine andere Sprache spricht. Die Welt? Sind wir als Kirche etwas anderes als die Welt? Leben wir auf einem fernen Stern, abgeschnitten von der Wirklichkeit? Manchmal hatte ich den Eindruck, als sei es so. Noch nie habe ich so

viele Kirchenklagelieder über die Welt gehört wie in den letzten Jahren, noch nie so viel Jammern über die Winterszeit, in der wir Christen leben – angeblich. Es klingt – mit Verlaub gesagt – in meinen Ohren fast wie eine Gotteslästerung. Ist nicht unsere Zeit auch Gottes Zeit? Wer erlaubt uns denn zu sagen, Gott sei in unserer Zeit weniger anwesend oder abwesend als sonst? – Wir erlauben es uns. Deswegen: Wer heute über die schlechten Zeiten klagt, ist gott-los. Vielleicht gerade dann, wenn er kirchentreu redet ganz besonders.

Vielleicht gerade dann ganz besonders, wenn er mit Wörtern und Phrasen emsig gegen die Wirklichkeit und gegen alle Fragen des Lebens anspricht.

Wie so oft hat eine Dichterin den Augen-Blick der Klarheit gehabt. Marie-Luise Kaschnitz schrieb vor gut dreißig Jahren:

*„Mit denen, die Dich auf alte Weise
Erkennen wollen, gehst Du unsanft um.
Vor Deinen Altären läßt Du ihr Herz veröden,
In Deinen schönen Tälern schlägst Du sie
Mit Blindheit. Jenen, die Dich zu loben versuchen,
Spülst du vor die Füße den aufgetriebenen Leichnam.
Denen, die anheben, von Deiner Liebe zu reden,
Kehrst Du das Wort im Mund um, läßt sie heulen
Wie Hunde in der Nacht.“*

(Aus: Neue Gedichte, Claasen Verlag, Düsseldorf 1957, S. 13)

Bernhardin Schellenberger, das Schweigen gewohnt, sagt dazu:

*„Die diese Erfahrung machen, werden geneigt sein, sie
durch noch größere Anstrengung zu überreden und zu
übertönen, statt endlich den Mund zu halten und zu
horchen.“*

(In: Sich auf Gott verlassen – Erfahrungen mit Gebeten. Herausgeber Rudolf Walter, Herder, Freiburg, 1987, S. 91).

[...]

Wir Christen, wir als Kirche, finde ich, hätten allen Grund dazu, heute den Mund zu halten und zu horchen. Statt zu reden und Erklärungen abzugeben zu allem und jedem. Statt Wörter anzuhäufen, die in ihrer Belanglosigkeit zuweilen noch nicht einmal von des Gedankens Blässe angekränkt sind.

Zwischen den Worten der Kirche und der Sprache der Welt klafft heute ein Abgrund.

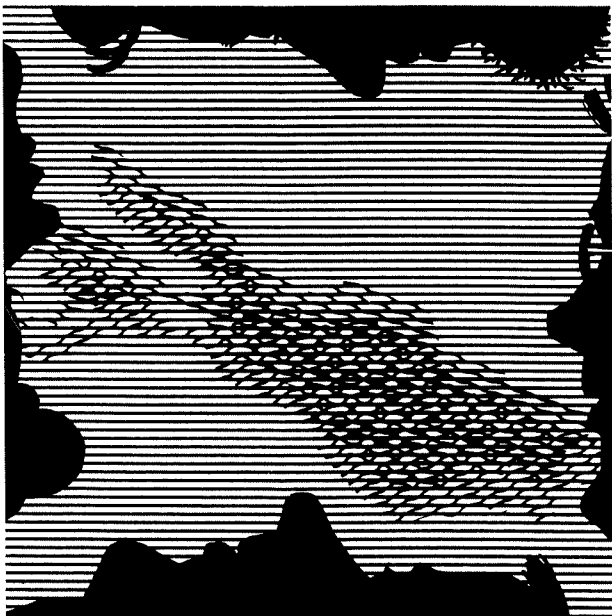
Noch einmal: Wir sollten den Mund halten und horchen. Wir würden dabei hören und sehen, daß den meisten Menschen heute Hören und Sehen vergangen ist. Auch durch unsere Schuld, durch unser Versagen, durch unser verbrämtes, wortreiches Versagen.

Wenn da nur nicht die eine und entscheidende Schwierigkeit wäre: Wir können und dürfen nicht schweigen. Wir müssen reden. Wir müssen die Botschaft sagen. Weniger durch Worte, heute, dabei wird es wohl bleiben, als durch Taten. Taten sind auch eine Sprache. Eine Sprache, die die Christen durch viele Worte verlernt haben. [...]

Sprache der Welt, oder wie so oft überheblich genannt wird: die Sprache Kanaans, ist auch Gehäuse und Gefäß, Instrument der Wirklichkeit Gottes. In der verkommensten, verbauteisten, aggressivsten, lästerlichsten Sprache der Welt, schreit mir die Sehnsucht nach dem lebendigen Gott entgegen. Es ist nicht auszuschließen, daß sie, die Sprache der Welt, bei fortschreitendem Verstummten der Worte der Kirche zum Träger der Botschaft wird, die mich eigentlich durch die Worte der Kirche erreichen müßten oder sollten, wenn Kirche wirklich eine Aufgabe und einen Sinn hat.

Also verstehe ich Worte der Kirche und Sprache der Welt nicht als sich ausschließende Gegensätze, vielmehr als sich einschließende Wirklichkeiten.

Wo aber liegt der tiefste Grund für den Abgrund, der sich zwischen beiden heute auftut, aufgetan hat? Ich frage nicht nach jenem oder diesem Anlaß, nach dieser oder jener Einzelheit, die den Sachverhalt erhellen könnte. Ich frage nach dem tiefsten Grund, nach der Fehlerquelle. Diesen Grund sehe ich in einer Verkehrung des Glaubens an Gott zu einer Sache, die man begreifen kann, die man definieren kann, festlegen in Vorschriften und Vorsichtsmaßnahmen. Ich sehe den Grund in einem kirchlich betriebenen Verschwinden der Unmittelbarkeit Gottes. Man hat das Leben selbst zu einer Sache gemacht und hat somit das Leben selbst aus den Augen verloren. Mit anderen Worten: Der Tatbestand, daß die Not der Kirche, heute verständlich von Gott zu sprechen, so groß ist, liegt in einem wachsenden Wirklichkeitsverlust.



Design: Dieter Groß

Vier Länder – eine Jugend?

Zur Situation der Jugendarbeit in der
Bodenseeregion

Fachtagung in Zusammenarbeit mit dem Kreisjugend-
ring Ravensburg e.V.

27. Juni
Weingarten
78 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Hermann-Josef Schmitz
Joachim Sautter, Ravensburg
Prof. Dr. Hans D. Walz, Weingarten

Referentin/Referenten:
Rosi Fuchsschwanz-Bratschko, Friedrichshafen
Dr. Martin Hagen, Dornbirn
Michael C. Hermann, Ravensburg
Roland Marent, Bregenz
Prof. Dr. Rudolf Prim, Weingarten
Mario Rothfuchs, Rorschach
Joachim Sautter
Prof. Dr. Hans D. Walz

Schwäbische Zeitung 30.6.1994

Rund um den See sind die Probleme in der Jugendarbeit
ähnlich, die Lösungsansätze ganz verschieden.

„Vier Länder – eine Jugend?“ – Internationale Tagung ein Erfolg

Ob „Maidli-Arbeit“ oder „emanzipatorische Mädchen-
arbeit“, ob „Streetwork“ oder „Gassenarbeit“, die Na-
men sind verschieden, die Probleme nicht: Erstmals
haben sich bei einer Tagung in Weingarten Jugendex-
perten aus Oberschwaben, Vorarlberg und der Ost-
schweiz zusammengesetzt, um gemeinsam die Proble-
me ihrer Arbeit rund um den See zu besprechen. Als
„vollen Erfolg“ haben die deutschen Verantwortlichen
die Auftakt-Tagung unter dem Titel „Vier Länder –
eine Jugend?“ bezeichnet. Sie soll zu einer regelmäßi-
gen Einrichtung werden.

Rund 80 Teilnehmer aus drei Ländern, „viel mehr als
wir erwartet haben“, wollten von ihren Kolleginnen
und Kollegen wissen, wie sie Probleme der Jugend-
arbeit lösen. Überraschend für viele: Die Probleme äh-
neln sich über Ländergrenzen hinweg sehr stark, die
Lösungsansätze sind allerdings sehr unterschiedlich.
Dieses Fazit zogen Professor Dr. Hans Walz von der
Fachhochschule für Sozialwesen in Weingarten, Mi-
chael Hermann und Joachim Sautter vom Kreisjugend-
ring Ravensburg und Dr. Hermann-Josef Schmitz von
der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in
Weingarten bei einer Pressekonferenz.

Wie Joachim Sautter sagte, habe der „Wechsel der
Blickrichtung“ die meisten Erkenntnisse gebracht. So
hätten beispielsweise Mitarbeiter aus Jugendhäusern
oder von Jugendverbänden bei Problemen immer mit
ihrer jeweiligen „Zentrale“ im eigenen Land Verbin-
dung aufgenommen. Beim Kontakt mit dem direkten

Nachbarn sei nun vielen klar geworden, „daß es auch ganz anders geht.“ So will etwa der Ravensburger Kreisjugendring versuchen, Erkenntnisse aus Vorarlberger Städten in die Jugendhilfeplanung des Landkreises einfließen zu lassen.

Ein großes Problem in allen drei Ländern rund um den See ist Gewaltbereitschaft gepaart mit Rechtsradikalismus. Dies stellten die Tagungsteilnehmer übereinstimmend fest. Betont wurde auch, daß überall die gesellschaftlichen Anforderungen insbesondere an die offene Jugendarbeit wachsen, daß aber die finanzielle und personelle Ausstattung diesem Anspruch nicht gerecht werden kann.

Interessant war dabei für viele, zu erfahren, wieviel Geld beispielsweise Dornbirn in Vorarlberg für ein „Jugendnetzwerk“ ausgibt, wie Suchtprävention in der Schweiz funktioniert, welchen Stellenwert offene Jugendarbeit jenseits der Grenze hat.

Wenn auch die Probleme ähnlich sind, so sind doch die Strukturen der Jugendarbeit völlig verschieden. Selbstkritisch äußerten die deutschen Teilnehmer, sie seien wegen ihrer traditionsreichen Jugendverbände „viel unbeweglicher als die anderen: Wir versuchen immer, die Jugendlichen für traditionelle Formen zu gewinnen, statt neue aufzubauen.“ Das sei in der Schweiz oder in Vorarlberg wesentlich einfacher.

Als ein wichtiges Ergebnis der Tagung hoben die deutschen Organisatoren hervor, daß „sich die richtigen Leute gefunden haben“. Es seien zahlreiche persönliche Kontakte über Ländergrenzen hinweg geknüpft worden. Außer einer Folgetagung ist nun auch der Aufbau eines Informationsservice rund um den See geplant. Nicht nur Jugendarbeiter, sondern auch die Jugendlichen selbst, sollen sich eines Tages informieren können, was direkt vor der Haustür, aber doch jenseits der Grenze los ist.

Für die Umwelt gibt es die UVP, die Umweltverträglichkeitsprüfung. Vielleicht sollte auch eine Familienverträglichkeits- oder Kinder- und Jugendverträglichkeitsprüfung eingeführt werden.

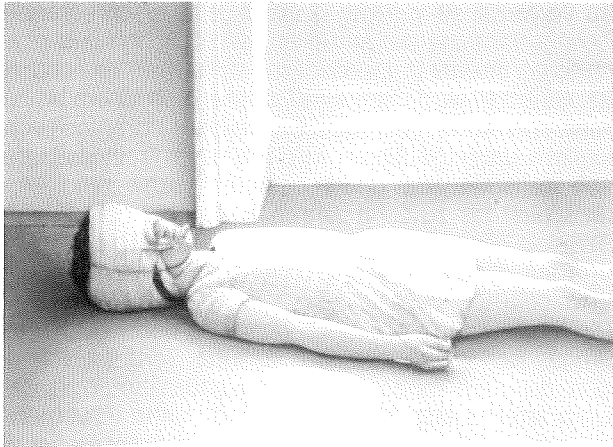
Roland Marent, Landesjugendreferat Vorarlberg

Auszug aus dem Referat von Professor Dr. Rolf Prim: Die erheblichen Veränderungen der Lebenslage von Jugendlichen im Übergang in das Erwerbssystem können gerade auch angesichts der hohen Lebensbedeutbarkeit des Berufs nicht ohne Auswirkungen auf die Streß- und Krisenbelastung dieser Generation bzw. auf ihr eingangs angesprochenes „Lebensgefühl“ bleiben. Was sich schon an veränderten Erwartungen an die berufliche Tätigkeit zeigt: Wir hatten uns im Laufe der Jahre an die Feststellung der Jugendforschung gewöhnt, daß Jugendliche insbesondere „Spaß an der Arbeit“, „abwechslungsreiche Tätigkeit“, „anforderungsreiche und nützliche Aufgaben“ betonten. Im neuen Berufsbildungsbericht wird deutlich, daß sich die Hoffnung auf einen sicheren Arbeitsplatz und auf geregelte Tätigkeit an die Spitze der Motive für den Abschluß eines Ausbildungsvertrages gesetzt hat.

Wie bedeutsam dieser Rückzug aus sinnstiftenden Erwartungen an die Arbeitsbiographie ist, wird erst deutlich, wenn man sich die Probleme vergegenwärtigt, die Jugendliche bei der Suche nach Orientierung in einer sich immer mehr individualisierenden und pluralisierenden gesellschaftlichen Umgebung haben.

Was den psychischen Druck anbelangt, dem die sog. jugendlichen Modernisierungsverlierer ausgesetzt sind, haben Belastungsstudien den kritischen Punkt klar herausgearbeitet: Jugendliche tendieren dazu, ihre Biographie als Ergebnis eigener Bemühungen zu rekonstruieren und zu bewerten. Gesellschaftlich bedingte Enttäuschungen werden als persönliches Versagen und als individuelle Ohnmacht erlebt. Mit oft erheblichen Folgen für Gesundheit und Psyche. Wenngleich kausale Beziehungen zwischen solchen Krisen und sozial desintegrativen sowie selbstzerstörerischen Bewältigungsversuchen nicht nachzuweisen sind, dürften sie im Zusammenhang mit anderen Belastungsfaktoren sicherlich Erklärungshilfe für Verhaltensweisen von Jugendlichen geben können, die von Erwachsenen als störend empfunden werden.

Jugendliche, die ihre Arbeit erst gar nicht finden, oder nach abgeschlossener Ausbildung nicht weiterführen können, erleben in ihrer Erwartung, etwas wert zu sein, oft eine so tiefe Enttäuschung, daß Jugendforscher darin die prekärste Krisensituation des Übergangs in das Erwachsenenalter überhaupt sehen.



Gottfried Heinwein, *Beautiful Victim I* 1974,
(c) VG Bild – Kunst Bonn 1994

„Alles nochmal durch- leben...“

Das Recht und die (sexuelle) Gewalt gegen Kinder

Fachtagung für Verantwortliche von Beratungsstellen,
Polizei, Jugendämtern, Justiz und Kinderheilkunde

28. –30. November
Weingarten
173 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Karin Kellermann-Körber, Holzgerlingen
Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentinnen/Referenten:
Christa Blanz-Gocht, Stuttgart
Hans-Alfred Blumenstein, Stuttgart
Ursula Enders, Köln
Friesa Fastie, Berlin
Dr. med. Jörg Fegert, Berlin
Dr. Anita Heiliger, München
Regina Schaaber, Freiburg
Michael Schrott, Bonn

Viele haben durch die Medien von der unglaublichen Grausamkeit erfahren, die ganze Familien und Bekann-tenkreise in Flachslanden und Worms kleinsten Kindern durch sexuelle Gewalt und Mißhandlung angetan haben. Nur wenigen ist bekannt, daß es für Kinder eine ungeheure Belastung darstellt, wenn es zur Anzeige kommt, da sie – wenn sie nicht von einem Zeugnisverweigerungsrecht Gebrauch machen können – bis zu achtmal von verschiedenen Personen zu den Taten vernommen werden können und so „alles nochmal durchleben...“. Dies passiert häufig in einer Phase, in der Kinder durch therapeutische Hilfe lernen, diese schrecklichen Erfahrungen zu verarbeiten.

Manchmal erstrecken sich solche Prozesse über Monate oder sogar Jahre hinweg. Wenn man dann noch bedenkt, daß, wie Friesa Fastie sagt, „70-80% der Täter als freie Männer den Gerichtssaal“ verlassen, ist es nicht mehr verwunderlich, wenn viele Beratungsstellen sehr zurückhaltend sind, den Mißbrauch polizeilich und juristisch verfolgen zu lassen.

16.992 Fälle von sexuellem Mißbrauch wurden 1993 polizeilich angezeigt. Die Zahl der betroffenen Kinder liegt etwa ein Viertel höher (18.275). Die Dunkelziffer wird zwischen 2-20% angegeben.

Die Opfer werden im Ermittlungs- und Ahndungsverfahren häufig noch einmal Opfer – und daran ist zum Teil die mangelnde Kooperationsfähigkeit der mit Mißbrauch befaßten Berufsgruppen schuld und die Unkenntnis über die Arbeitsmodalitäten und Schwierigkeiten der jeweils anderen Berufsgruppe.

Auf der Seite der Justiz – und das wurde einhellig von den referierenden Juristinnen auf der Tagung betont – besteht eine eklatantes Unwissen darüber, wie man Kinder kindgerecht vernimmt und eine Unkenntnis, was im Rahmen der geltenden Prozeßordnung alles möglich ist,

um dem Kind eine erneute Traumatisierung zu ersparen. Regina Schaaber, Rechtsanwältin aus Freiburg i.Br., fragte nicht nur, ob effektiver Opferschutz im Strafprozeß gegen den Täter möglich ist, sondern konnte auch positive Wege einer schonenden Behandlung aufzeigen.

Nach geltendem Recht ist eine Vernehmung des Kindes in der Hauptverhandlung möglich. Ist das Kind verwandt oder verschwägert mit dem Täter, besteht ein Zeugnisverweigerungsrecht. In diesem Fall ist die „richterliche Vernehmung im Vorverfahren, zu der erforderlichenfalls die psychologische Sachverständige zugezogen wurde“ verwertbar. „Der gesetzliche Vertreter des Kindes kann dann vom Zeugnisverweigerungsrecht Gebrauch machen. Das Kind braucht nicht mehr in der Hauptverhandlung erscheinen.“ Besteht kein Zeugnisverweigerungsrecht, können die Eltern aufgrund ihres Erziehungsrechtes und ihrer Fürsorgepflicht entscheiden, daß sie dem Kind ein Erscheinen in der Hauptverhandlung oder erneute Vernehmungen nicht zumuten wollen. „Eine Vorführung des Kindes“, so Frau Schaaber, „verbietet sich m.E. unter dem Gesichtspunkt der Verhältnismäßigkeit. Bei der Abwägung zwischen der Zeugenpflicht und dem Elternrecht gebührt letzterem wegen des Schutzes des Kindes der Vorrang. Das Kind ist damit ein unerreichbarer Zeuge.“

Doch ohne die Aussage der Opfer kann ein Täter oft nicht überführt werden. Vollständige Geständnisse sind selten. Kürzlich hat der Bundesgerichtshof (BGH) ein Urteil gefällt, das die Gerichte vor neue Probleme stellt und die Opfer zusätzlich belastet. Die obersten Richter verlangen, daß jede Tat genau recherchiert werden muß, um daraus ein Gesamturteil zu erstellen. Die sogenannte „fortgesetzte Handlung“ gibt es damit nicht mehr. Der BGH-Spruch hat bei den Juristinnen bundesweit Kopfschütteln verursacht. Denn dadurch müssen sie noch genauer als früher alle Details wie Zeitpunkt, Ort sowie Art und Weise der Vorfälle erfragen. Dies ist nicht nur für sehr kleine Kinder eine unmögliche Anforderung, sondern bestätigt die Unkenntnis der obersten Richter über Traumatisierung und Verarbeitungsmöglichkeiten solcher Erlebnisse für Kinder.

Sehr kritikwürdig sind nach Einschätzung vieler Juristinnen auch die zur Zeit geltenden Strafmaße (§§ 176 und 174 StGB) für sexuellen Mißbrauch von Kindern und schutzbefohlenen Jugendlichen, die zudem zeigen, daß

im Vergleich zu anderen Delikten „eine erschreckende Geringschätzung der sexuellen, persönlichen und psychischen Integrität von Kindern.“ (Schaaber) vorhanden ist. Raub z.B. wird mit Freiheitsstrafen von einem bis zu fünfzehn Jahren geahndet. Der sexuelle Mißbrauch von Kindern unter 14 Jahren wird mit einer Freiheitsstrafe von sechs Monaten und in besonders schweren Fällen (Beischlaf) bis zu zehn Jahren bedroht. Noch andere Beispiele können zeigen, daß dem Gesetzgeber der Angriff auf das Vermögen strafwürdiger erscheint als die Unversehrtheit eines Kindes.

Die Vernehmungssituation, wenn sie denn doch unumgänglich ist, könnte auch dadurch verbessert werden, daß man Tonband- oder Videoaufnahmen als Beweismittel zuläßt und dem Kind Mehrfachvernehmungen erspart. Dies scheint auch dem Gesetzgeber in Bonn, wie Michael Schrott sagte, erwägenswert. Besonders Christa Blanz-Gocht, erste Kriminalhauptkommissarin vom Kinder- und Jugenddezernat Stuttgart, konnte eindrücklich machen, daß eine Videographie, die in zeitlicher Nähe zur Tat gemacht wird, anhand der Mimik, Gestik und Ausdrucksweise des Kindes (und in der geschützten Atmosphäre einer Befragung durch dafür geschulte Fachleute), das wirkliche Ausmaß der Verletzung des Kindes viel deutlicher machen als unzählige Befragungen.

Frau Blanz-Gocht und Frau Schaaber machten darauf aufmerksam, daß ein polizeiliche wie richterliche Vernehmung in der vertrauten Umgebung des Kindes durchgeführt werden können.

Wie es zur erneuten Traumatisierung vor Gericht kommen kann, hat Friesa Fastie geschildert, die als Prozeßbeobachterin am Landgericht in Berlin in mehr als 25 Prozessen von sexuellem Mißbrauch an Mädchen Protokoll geführt hat. Sie schilderte, wie durch die ganze Atmosphäre im Gerichtssaal und die sexistische Vernehmungspraxis der meisten Richter viele Mädchen zu dem Ergebnis gekommen sind, nie mehr Anzeige zu erstatten, wenn sie gewußt hätten, „was die da drinnen mit mir machen“.

In fast allen Prozessen wurde deutlich, daß die Mädchen *ihre* und nicht der Täter *seine* Glaubwürdigkeit unter Beweis stellen mußten. Ihnen wird unterstellt, daß sie sich nicht gewehrt hätten – wie soll ein achtjähriges Mädchen sich gegen einen 40jährigen Täter körperlich

wehren? –oder man geht sogar soweit, ihnen zu unterstellen, den Täter provoziert zu haben; hier funktioniert das bekannte Lolita-Klischee. Den Mädchen wird damit suggeriert, daß sie die Tat hätten verhindern können. Nicht selten kommt es im Kontext einer solchen Umkehrsituation zu Versprechern, in denen die Mädchen mit „die Angeklagte“ tituliert werden!

Vortrag und Praxis von Alfred Blumenstein, Vorsitzender Richter am LG Stuttgart, beweisen allerdings, daß es auch anders geht. Seine Vernehmungspraxis ist beispielhaft, aber leider selten, wie die TeilnehmerInnen sagten. Mit der Ladung zur Verhandlung verschickt er eine Einladung zu einem Gespräch mit den Betroffenen vor der Verhandlung. Zu solch einem Besuch gehört nicht nur die Besichtigung des Gerichtssaales, sondern er spielt auch mit den Kindern, was sie gerne möchten. Zur Verhandlung kommt er ohne Robe vom Podest zu dem Kind herunter, und alle Fragen an das Kind laufen nur über ihn.

Es ist erklärlich, daß einem Kind durch solch eine sensible Behandlung nicht nur erneute Belastungen erspart oder sehr vermindert werden, sondern auch, daß ein Kind in solch einer vertrauengewinnenden Atmosphäre viel eher bereit ist, Aussagen zu machen, die eine bessere Handhabe gegen den Täter bieten.

Die Behandlung von Kindern erweckt oft den Eindruck, als ob sie unglaubwürdigere Zeugen wären, obwohl in internationalen wissenschaftlichen Untersuchungen klar belegt wird, daß Kinder viel seltener lügen als Erwachsene. Dies konnte auch Jörg Fegert, Kinderpsychiater aus Berlin, bestätigen, der 50 Glaubwürdigkeitsgutachten untersuchte und nur bei sechs von diesen eine Falschbezeichnung des darin angegebenen Täters bestätigen konnte, allerdings dennoch Mißbrauch durch andere vorlag. Ein Glaubwürdigkeitsgutachten wird trotz dieser Untersuchungen häufig verlangt. Um so wichtiger war es für die TeilnehmerInnen der Tagung, daß Jörg Fegert eine Art Kriteriologie vorstellte, anhand derer auch nicht-kinderpsychiatrisch geschulte Personen, wie etwa RichterInnen, StaatsanwätInnen etc. selbst prüfen können, ob das Gutachten seinem Anspruch genügt.

Neben diesen spezifischen Problemen, die sich mit Fragen im Ermittlungs- und Ahndungsbereich aufhielten, lieferten drei Eingangreferate Basisinformationen zum Thema. Ursula Enders informierte über den Unterschied

von sexueller Gewalt und Mißhandlung. Jörg Fegert hielt ein zweites Referat über die alters- und geschlechtsspezifischen Folgen bzw. Verarbeitungsmöglichkeiten des sexuellen Mißbrauchs.

Aber weshalb gibt es überhaupt sexuellen Mißbrauch an Kindern, der in 80% der Fälle von Männern und nur in 20% von Frauen verübt wird? Die Täterforschung steckt durch den gerechtfertigten parteilichen Schutz gegenüber den Kindern noch sehr in den Anfängen. Anita Heiliger konnte allerdings schon einige Ergebnisse referieren, die sie durch eine Studie im Auftrag des Ministeriums für Frauen, Familie, Weiterbildung und Kunst des Landes Baden-Württemberg gewonnen hat. Täter sind keineswegs pathologische Personen, auch ist keineswegs erwiesen, daß die Mehrheit selbst als Kind Opfer war, die Zahlen schwanken diesbezüglich zwischen 11-60%. Die sogenannten Pädophilen, Erwachsene, die sexuell auf Kinder fixiert sind, bilden wiederum bei dieser Gruppe mit 40-60% den Hauptanteil der Täter.

Nach Anita Heiliger sind die gesellschaftlichen Muster männlicher Sozialisation sehr dazu angetan, die Bereitschaft zu sexuellen Übergriffen zu fördern. Das Männlichkeitskonzept von Stärke, Macht, Dominanz, Härte usw. können viele Männer nicht erfüllen. Das immer noch sozial wirksame Konzept der Geschlechter- und Generationenhierarchie, daß den Männern einerseits die quasi „natürliche“ Überlegenheit über die Frauen sichert, andererseits die Machtausübung Erwachsener gegenüber Kindern für legitim betrachtet, ermöglicht gewaltvolle Übergriffe verschiedener Art und Weise. „Die Koppelung dieses Machterlebens“ so Anita Heiliger, „mit Sexualität wird initiiert und gefördert durch die –in Form von im weitesten Sinn pornographischen Darstellungen von Mädchen und Frauen in der Öffentlichkeit –Vermittlung von Mädchen und Frauen als minderwertig und angeblich sexuell verfügbar für Jungen und Männer. Sexuelle Bemächtigung wird in einem Lernprozeß mit Mannsein gleichgesetzt. Der Lustaspekt des deutlich als Kompensation analysierbaren sexuellen Übergriffes erzeugt eine suchtähnliche Struktur.“

Es ist fraglich, ob dem Sexismus, der nicht nur in den Köpfen der Täter funktioniert, durch gesetzliche Gleichbehandlung, Quotenregelungen usw. beizukommen ist, aber es ist sicher ein Weg, durch Bekanntmachung und Bewußtwerdung von unglaublichen Verbrechen, die an

Kindern begangen werden, ein gesellschaftliches Klima zu erzeugen, daß es den TäterInnen zunehmend schwerer machen wird, weiter diese geheimen Verbrechen auszuüben.

Gerade eine Einrichtung der katholischen Kirche, die der Familie und der Würde des Einzelnen eine überaus hohen Stellenwert einräumt, hat die Verpflichtung, sich um jene Mißstände zu kümmern, die die Voraussetzungen für ein familiales Leben zerstören.



Innen-Ansichten gegen Außen-Ansichten

Weibliche Sexualität und Selbstbestimmung

Eine Tagung von Frauen, mit Frauen, für Frauen

17. – 19. Juni
Weingarten
70 Teilnehmerinnen

Tagungsleitung:
Dagmar Mensink
Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentinnen:
Dr. Regina Ammicht-Quinn, Köln
Brigitte Brück, Bremen
Dr. Rosemarie Barwinski-Fäh, Zürich
Gisela von Krogh, Stuttgart
Heidemarie Krolak-Itten, St. Gallen
Dr. med. Sabine zur Nieden, Köln

Das Recht, eine eigene Person zu sein, heißt Autonomie. Dazu gehört wesentlich die eigene Körperlichkeit. Sexualität und Autonomie gehören deshalb unmittelbar zusammen. Die weibliche Sexualität aber ist ein Bereich, in dem Frauen wie sonst nirgends von Männern ausgenutzt, zum Mittel und zur Erfüllung eigener Wünsche gemacht werden können. Das beginnt schon bei der Produktion von mannsgerechten Körperbildern in der Werbung und endet bei der Ausbeutung von Frauen in Prostitution, Pornographie und sexueller Gewalt. Ein Blick an die Litfaßsäulen und Reklamewände sowie in die Fernsehprogramme suggeriert, daß unsere Kultur die öffentliche Darstellung weiblicher Sexualität befürwortet. Aber: „Genau das Gegenteil trifft zu. Die Darstellung des weiblichen Körpers unterliegt einer Zensur, nur die öffentlich erwünschte Version wird gezeigt. An Stelle von Darstellungen, die wirkliche weibliche Wünsche zeigen oder weiblichen Sehnsüchten wirklich entsprechen, sehen wir die Scheinfiguren lebender Mannequins, die

sich nach den jeweiligen Anweisungen verrenken oder Grimassen ziehen, in vorgegebenen Positionen verharren und sich unter den heißen Spotlights quälen, professionelle Versatzstücke, die wenig aussagen über weibliche Sexualität.“ (N. Wolf, *der Mythos Schönheit, Reinbek b. Hamburg 1993, 187f.*) Der „Mythos Schönheit“ hat traditionelle Mechanismen der Kontrolle weiblicher Identität abgelöst. Schönheit gilt als Kompensation für Macht und Einfluß, dient aber auch zur Kaschierung von Unsicherheit und Versagensängsten. Jedes Frauenmagazin transportiert die obligatorische Dosis Schönheitsmythos in Form einer neuen Diät, der „richtigen“ Hautpflege oder kombiniertem Sport- und Mentaltraining. Dies wurde sinnfällig in der eröffnenden Ausstellung der Tagung, die moderiert wurde von *Cisela von Krogh*. Über



150 Bilder von Werbe-Models aus verbreiteten Hochglanz-Magazinen offenbarten in dieser Fülle die Uniformität, ja Stereotypie der Darstellung und damit der Frauen selbst. Ihre Botschaft: „So sollst du sein!“ ist deshalb so tückisch, weil wir sie oft als Selbstsicht übernehmen. Das perfekte Gesicht wird zur Maske, Abweichung von der Traumfigur mit Selbsthaß geahndet. Die Spirale der Heteronomie, der Außenbestimmung der eigenen Identität, schraubt sich fort – und läßt sich als männliche Normierung weiblicher Sexualität auch soziologisch nachweisen (*Brigitte Brück*).

Im Gefolge der körperlichen Idealmaße werden auch idealisierte Bilder von Lebensformen transportiert, die, obwohl meist unausgesprochen, normierend auf Frauen-Sexualität und -Identität wirken. Diese Festlegungen zu reflektieren, war Ziel der verschiedenen Arbeitsgruppen zu den Themen „Alleinleben in einer paarorientierten Gesellschaft“, „Frauenfreundschaft – Frauenliebe“, „Sexualität im Alter“, „Der Frust mit der Lust. Sexualität in dauerhaften Beziehungen“ und „Spiritualität versus gelebte Sexualität – Lebensform oder eine falsche Alternative?“

Die Fremdbestimmung weiblicher Sexualität ist jedoch keineswegs nur auf Medien- und Erfahrungswelt beschränkt. Sie findet sich ebenso in zunächst schwer durchschaubarer Weise in der Wissenschaft, in Medizin, Psychologie und Religion. In welcher Sprache beschreibt die Gynäkologie die weibliche Sexualität? Ein Blick in die Medizingeschichte (*Sabine zur Nieden*) zeigt, daß es die Beschreibung der männlichen Geschlechtsorgane ist, die zur Grundlage genommen wird, um die weiblichen in Analogie zu ihnen zu beschreiben, obwohl erwiesenermaßen biologisch die Entwicklung der männlichen Genitalien von einer weiblichen Anlage ihren Ausgang nimmt. Selbst eine beschreibend-analytische Wissenschaft wie die Frauenheilkunde wird also unausgesprochen von einer soziologischen Vorgabe bestimmt: die männliche Dominanz muß sich auch in ihren Grundlagen bestätigen. Ähnliches gilt für Therapiemodelle, wie sie die klassische Psychoanalyse liefert. Hier werden die bekannten Auffassungen von der bindungssuchenden (zur Sicherung der Familie), sexuell passiven, monogamen Frau und dem bindungsflüchtigen, kulturschaffenden, sexuell aktiven polygamen Mann fortgeschrieben. Die Psychologin und Analytikerin *Heidmarie Krolak-Itten* beantwortet daher die Frage, ob Frauen in der traditionellen Psychoanalyse eine Unterstützung in ihrer sexuellen Entwicklung, eine Nachreifung in ihrer Erotik, eine Heilung im Falle eines sexuellen Mißbrauchs erwarten können, mit einem klaren Nein. „*Die weibliche Identitätsfindung, die sich nur auf den Mann reduziert, führt unweigerlich zum inneren und äußeren Beziehungsmangel und schließlich zur Beziehungssucht, weil etwas Wesentliches durch den Mann ja nie befriedigt werden kann. Dies ist die Identifizierung mit der eigenen Mutter oder anderen Frauen als erotische Subjekte, die Veranke-*

rung einer eigenen erotischen Kultur mit Schwestern, Freundinnen, Lehrerinnen.“ Dieser weibliche Kulturraum Sexualität mangle den meisten Frauen unserer europäischen Gesellschaftsform und müsse positiv wieder geschaffen werden.

Frausein und Sexualität ist noch im Versuch der totalen Überwindung und Negation das große und kulturell prägende Thema der Marienverehrung. Diese ist gekennzeichnet durch ein „Phänomen der Gleichzeitigkeiten“, von spiritueller Erhöhung und Überhöhung der Jungfrau und Mutter Maria einerseits und der realen gesellschaftlichen Unterdrückung der Frau zugleich. „So entsteht in der Marienverehrung ein doppeltes Weiblichkeitsideal: das Ideal der Jungfrau-Mutter, der Königin, dem weiblichen Ort, der Zuflucht und – spirituelle – Intimität gewährt, und das Ideal der demütigen, selbstlosen und vor allem sexualitätsfreien Dienerin, die durch ihren Vorsprung der unbefleckten Empfängnis von ‚normalen‘ Frauen nie ganz einzuholen ist, der aber in Selbstverleugnung dennoch nachzueifern ist.“ (Regina Ammicht-Quinn) Schaut man sich die gegenwärtige Entwicklung unserer Gesellschaft an, so läßt sich feststellen, daß der Diskurs über Sexualität von der religiösen und moralischen auf die psychologische bzw. sozio-psychologische Ebene verschoben wurde. Damit einher geht, daß im persönlichen Leben die alte Verbots-Orientierung durch eine (zerbrechliche) Gefühls-Orientierung ersetzt wird. Sexualität und Liebe werden zu eigenständigen Größen. Die Theologin und Moraltheologin *Regina Ammicht-Quinn* besteht dennoch auf der „Utopie des Zusammenklangs von Sexualität und Liebe“, die sich aufgrund ihres utopischen Charakters zwar nicht einfach normieren, aber entwerfen und einkreisen läßt mit der Frage nach der Beschaffenheit von Lust und Liebe. Richtig verstanden ist Sexualität weder Ware noch Machtmittel noch Sportart, sondern eine „nie ganz zu erfassende Macht, ein Bereich, innerhalb dessen das Ekstatische und das Tabu gleichermaßen ihren Ort haben“.

Wie aber steht es nun um die Verbindung von weiblicher Sexualität und Autonomie? Wenn beide getrennte Wege gehen, hat das seinen Grund oft in der Angst der Frauen, im Äußern eigener Wünsche den Partner zu verlieren. „Die Bedürfnisse anderer herauszuspüren und zu erfüllen ist also der Weg, wie viele Frauen glauben, einen anderen Menschen an sich binden zu können. Das Aus-

sprechen eigener Wünsche wird so konflikthaft, verliert seine Selbstverständlichkeit.“ (Rosemarie Barwinski-Fäh) Diese Verhaftung an weibliche Rollenmuster läßt sich mit Hilfe des Begriffs der „Sexualisierung“ begreiflich machen. Er meint die feste Verknüpfung bestimmter Eigenschaften, Gefühle, Verhaltensweisen etc. mit einem biologischen Geschlecht. „Sexualisierung umfaßt also alle bewußten und unbewußten Tendenzen, beiden Geschlechtern zugängliche seelische Möglichkeiten auf ein Geschlecht zu reduzieren, einem Geschlecht zu gebieten oder zu verbieten.“ Doch zu warnen ist vor der Opferrolle von Frauen: ein Verharren in der Vorwurfshaltung gegenüber der patriarchalen Gesellschaft kann bedeuten, nicht selbst Verantwortung für das eigene Leben und die eigene Lebenssituation übernehmen zu wollen. „Bei der Frage, wie ich die eigene Sexualität entdecken und leben kann, geht es ... zwangsläufig um die Befreiung vom ‚inneren Patriarchen‘, weniger um die Absetzung des Äußeren, wenn auch letzteres untrennbar damit verknüpft ist und erklärtes Ziel jeglicher feministischer Positionen“. Der Weg zu einer autonomen Sexualität und damit zu einer selbstbestimmten Identität von Frauen führt darüber, daß wir unsere realen Abhängigkeiten wahrnehmen und anerkennen, aber phantasierte, aus der eigenen Geschichte begründete Einengungen und Vorschriften aufgeben können. Dabei müssen bewußte Übertragungen von Familienbeziehungen in die aktuelle eigene Außenwelt bewußtgemacht und aufgelöst werden.

*Schaust Du mich an aus dem Kristall
Mit Deiner Augen Nebelball,
Kometen gleich, die im Verbleichen;
Mit Zügen, worin wunderbarlich
Zwei Seelen wie Spione sich
Umschleichen, ja, dann flüstere ich:
Phantom, Du bist nicht meinsgleichen!*

Annette von Droste-Hülshoff

„Um die Wette leben“ Geschwindigkeit, Raum und Zeit

Tagung in Zusammenarbeit mit der Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung e.V.

26.–28. Januar
Weingarten
72 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Peter Müller, Darmstadt
Dr. Hermann-Josef Schmitz
Dr. Peter Sturm, Frankfurt

Referentinnen/Referenten:

Dipl.-Psych. Heiko Ernst, Weinheim
Prof. Karlheinz A. Geissler, München
Dr.-Ing. Dietrich Henckel, Berlin
Dipl.-Ing. Karin Loosen, Hamburg
Dr. phil. Walter Molt, Augsburg
Prof. Dr. Peter Sefrin, Würzburg
Dipl.-Ing. Werner Stohler, Zürich
Dr.-Ing. Peter Sturm, Frankfurt/M.
Dr.-Ing. Michael Wegener, Dortmund
Dipl.-Ing. Maike Wollmann, Frankfurt/M.

Aus der Zeitschrift PlanerIn 3/94:

„Um die Wette leben“

Dr. Peter Sturm

Zusammenfassender Bericht zur gemeinsamen Tagung von Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und Fachgruppe Forum Mensch und Verkehr in Weingarten

Vom 26.–28. Januar 1994 fand in Weingarten die gemeinsam von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und der Fachgruppe Forum Mensch und Verkehr durchgeführte Tagung „Um die Wette leben“ – Geschwindigkeit, Raum und Zeit‘ statt.

Die Gedankenkette ‚höhere Geschwindigkeiten führen zu mehr Mobilität – mehr Mobilität sei der Garant für mehr Freiheit‘ stellte Walter Molt (Universität Augsburg) gleich zu Beginn seiner Überlegungen zu „Freiheit und Mobilität“ in Frage. Angesichts der fortschreitenden Selbstblockade unseres Verkehrssystems – insbesondere auf der Straße – ließe sich unsere gegenwärtige Situation nicht als Freiheit beschreiben. An die Befürworter einer radikalen Umkehr der Beschleunigungstendenzen gerichtet, machte er jedoch deutlich, daß auch das „Abstoppen und Ausbremsen der Zwangsmobilität kein geeignetes Mittel sei, um Freiheit zu erlangen“. Zudem seien die Möglichkeiten des Einzelnen beschränkt, sich in unserer ruhelosen Gesellschaft, die „die Qualität habe, daß ihre aktiven Mitglieder überall mehr zu Hause sind als zu Hause“, der allgemeinen Entwicklung zu widersetzen. Eine besondere Rolle maß Molt der Telekommunikation als der „Fortsetzung des Verkehrs mit anderen Mitteln“ bei, da sie Transport mit Lichtgeschwindigkeit ermögliche. Die positiven Entlastungswirkungen durch die Substitution des physischen Verkehrs durch Telekommunikation schätze er gering ein, daß die Verkehrsleittechnik sowie automatische Buchungssysteme als „elektronische Warteschleifen“ zwar dazu beitragen könnten, Menschen von überlasteten Abschnitten des Verkehrsnetzes fernzuhalten, dies aber immer nur so lange, wie der Überlastungszustand anhält.

Als wichtigstes Kriterium für die Bewertung der Qualität von Lebensräumen empfahl Molt die von ihm als „kinetische Dichte“ bezeichnete Verkehrsdichte. Er forderte dabei, die Beschleunigung des Verkehrs als globales Problem aufzufassen und sprach sich dafür aus, sich nicht nur über die maximal tragfähige Bevölkerung, sondern auch über die maximal tragfähige Geschwindigkeit Gedanken zu machen. Molt ließ in

seinen Schlußfolgerungen keinen Zweifel daran, daß Wege aus der „Beschleunigungsfalle“ schwierig zu verwirklichen und für den Einzelnen mit Einschränkungen verbunden sind. Er gab aber auch zu bedenken, daß es sich bei den häufig ins Feld geführten Mobilitätsbedürfnissen nicht selten weniger um wahre Bedürfnisse als um „Freiheitssehnsüchte“ und „Freiheitsphantasien“ handele. Deshalb setzt er auf drastische Verteuerungen des Verkehrs und langsamere Strukturen. Angesichts der aktuellen Diskussion um das Grundrecht auf Mobilität wies er abschließend darauf hin, daß „durch den Massenverkehr nicht nur neue Freiheiten geschaffen werden, sondern auch Grundrechte verletzt werden“.

Peter Sefrin (Universität Würzburg) führte den Tagungsteilnehmern – auch in seiner Eigenschaft als Bundesvorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Notärzte Deutschlands (BAND) – zunächst schonungslos die Folgen von Verkehrsunfällen vor Augen. In der Diskussion, die sich an seinen Vortrag „Fordert ein schnelleres Lebenstempo seinen Tribut?“ anschloß, ging er dann auf die Frage ein, ob Mediziner auch abseits des Verkehrs mit den Folgen der Beschleunigungsgesellschaft konfrontiert würden. Hier räumte er ein, daß Streß und Hektik sicher einen Beitrag zum Herzinfarktrisiko leisteten, führte aber auch andere Formen ungesunder Lebensweise wie Rauchen oder Alkoholkonsum als Ursachen an. Bedenkt man, daß jedoch auch starker Nikotin- und Alkoholgenuß Streßfolgen sein können, so bekommt man einen Eindruck vom „Risikofaktor Geschwindigkeit“.

Weniger gegen hohe Geschwindigkeit an sich, sondern gegen das „Ideal der Pausenlosigkeit“ wandte sich Karlheinz A. Geißler (Universität der Bundeswehr, München) in seinem Beitrag „Schützt die Chronotope! – Die versöhnte Verschiedenheit zwischen Schnelligkeit und Langsamkeit“. Er stellte damit – wie er es in früheren Veröffentlichungen formuliert hat – das Menschenrecht auf das persönliche Tempo in den Mittelpunkt seiner Betrachtung und folgerte: „Beschleunigung ist nur dort ein Fortschritt, wo das Langsame nicht diskriminiert wird.“ Deshalb empfahl er insbesondere auch den Führungskräften der Wirtschaft, auf die „Produktivität der Langsamkeit“ nicht zu verzichten. Eine „kurzsichtige ökonomische Betrachtung der Zeit“ müsse abgelöst werden durch die Leitstrategie „Hoher Nutzen während möglichst langer Zeit“.

Auch dem Einzelnen gab Geißler den Rat, die Qualitäten der Zeit in den Vordergrund zu stellen und sie nicht einseitig quantitativ zu betrachten. Anzustreben sei „erfüllte Zeit“ und nicht „gefüllte Zeit“, wie sie Termin-

planer und Zeit-Management-Systeme letztendlich liefern. Von wesentlicher Bedeutung sind für Geißler Anfang und Ende von Zeiträumen und Tätigkeiten. Sie sind Voraussetzungen dafür, Pausenlosigkeit vermeiden zu können, sie gliedern die Zeit und ermöglichen das Wechselspiel schnellerer und langsamer Perioden. Er unterstrich seine These mit folgendem Hinweis: „Als Gott die Welt schuf, arbeitete er sechs Tage. Am darauffolgenden siebten Tage ruhte er. Grund dafür war die Schöpfung, nicht die Erschöpfung.“ Die Forderungen, Langzeitperspektiven zu verfolgen, die Kritik am nonstop der heutigen Zeit und nicht zuletzt die Verwendung des Begriffs „Chronotop“ – kreiert in Anlehnung an den russischen Literaturwissenschaftler Bachtin – sind letztendlich ein Plädoyer Geißlers für eine „Ökologie der Zeit“, wie er ein gemeinsam mit der Evangelischen Akademie Tutzing initiiertes Projekt benannt hat.

Mit der immer schnelleren Informationsübertragung und der dadurch hervorgerufenen Reizüberflutung setzte sich Heiko Ernst (Chefredakteur von „Psychologie Heute“) in seinem Referat „Gleich-Zeitigkeit: Das beschleunigte und vervielfältigte Ich“ auseinander. Er wies darauf hin, daß infolge der Entwicklungen auf dem Telekommunikationssektor neben das kognitive Problem der Informationsaufnahme mehr und mehr auch ein psychosoziales Problem trete. In diesem Zusammenhang stellte er die These auf, daß die „Knautschzone der menschlichen Psyche“ nicht mehr ausreiche, um alle auf uns einströmenden Informationen und Kontakte aufzufangen. Dies nicht zuletzt deshalb, da neben die realen sozialen Beziehungsmöglichkeiten eine große Anzahl künstlicher hinzukommt (z.B. das Fernsehen). Er verwies darauf, daß bereits zahlreiche Menschen „intensive parasoziale Beziehungen zu den Helden ihrer Fernsehsendungen unterhalten, die ihnen ähnlich vertraut sind wie Familienmitglieder“.

Die schwierige Frage nach dem Ausmaß der Überforderung konnte im Rahmen des Beitrages verständlicherweise nicht eindeutig beantwortet werden. Ernst wies jedoch auf einige Symptome hin:

- Informationsangst, die als „schwarzes Loch zwischen Information und Wissen“ entsteht;
- Informationsverweigerung bzw. Informationsvernichtung, die sich z.B. im Abschotten gegen informationsüberladene Außenwelt mit dem Walkman oder im „Wegdrücken unerwünschter Informationen mit der Fernbedienung des Fernsehgerätes ausdrückt (alles, was langweilt oder überfordert, wird weggezappt)“;
- körperliche Reaktionen (Schlaflosigkeit, Nervosität,

Bluthochdruck, andere Herz-Kreislauf-Erkrankungen bis hin zur „Yuppie-Krankheit“ „Chronik Fatigue Syndrom“ („Chronische Müdigkeit“).

Die Folge des Gleichschritts von Beschleunigungs- und Kommunikationsgesellschaft ist nach Ernst das „multiphrene Ich“. „Eine Vielzahl von einströmenden und zum Teil verinnerlichten Informationen verändern und rekonstruieren die Psyche ständig. Das individuelle Bewußtsein wird immer wieder in Hunderte und Tausende von Info- und Beziehungspartikel zerlegt und läßt sich dennoch immer wieder zu einem sinnvollen, kohärenten funktionierenden Ganzen zusammensetzen. In dieser Zersplitterung in verschiedene „Teil-Ichs“ liegt nach Ernst nicht nur die Gefahr der Überforderung (s.o.), sondern auch eine Chance: „Das Nebeneinander von unterschiedlichen Meinungen und widersprüchlichster Informationen im Kopf macht die Menschen offenbar auch toleranter, realistischer, skeptischer“ Insgesamt zog Ernst deshalb kein kulturpessimistisches Resümee, sondern setzt auf die Widerstandskraft und Anpassungsfähigkeit der menschlichen Psyche, die – so die Hoffnung – in der Lage ist, die neuen Bedingungen dazu zu nutzen, „unser Verhalten und unsere Institutionen so gestalten zu können, daß sogar eine demokratischere beziehungsreichere Gesellschaft möglich erscheint.“

„Veränderung von Zeitstrukturen – Wie kann Planung reagieren?“ war das Thema von Dietrich Henckel (Deutsches Institut für Urbanistik). Da jede Gesellschaft über eine mehr oder weniger etablierte Zeitordnung verfügt, sieht er die Auseinandersetzung über die „Zeitverfassung“ der Gesellschaft als Grundlage einer Planung von Zeit an, die folgende Elemente zu berücksichtigen hat:

- Schutz von Zeiten (Freihaltung bestimmter Zeiträume von kommerzieller oder anderer Nutzung);
- Verteilung von Zeiten (Arbeitszeitregelungen nach Dauer und Lage);
- Sicherung von Zeitautonomie (Herstellung und Wahrung eines Höchstmaßes an individueller Entscheidungsfreiheit über die eigene Zeit);
- Zeit und Kultur (Erhaltung von (unterschiedlichen) Zeitidentitäten der verschiedenen Kulturen).

Wie stark die Zeitorganisation die Gesellschaft beeinflusst, verdeutlichte Henckel anhand von zwei fiktiven Arbeitszeitmodellen mit jeweils 36 Stunden Wochenarbeitszeit einer Gesellschaft, die mehrheitlich an vier Tagen in der Woche neun Stunden arbeitet (4x9-Gesellschaft) und einer Gesellschaft, die mehrheitlich sechs Stunden an sechs Wochentagen arbeitet. Bei der 4x9-Gesellschaft handelt es sich um ein Hochleistungs-

modell, das u.a. gekennzeichnet ist durch: versetzte und damit wenig gemeinsame Zeiten; größere Pendeldistanzen, hohe Freizeitmobilität und damit geringere Ortsbindung; hohe Geschwindigkeiten und Beschleunigungsdruck, stärkere Individualisierung. Dagegen bezeichnet Henckel den 6x6-Rhythmus als ein Modell, das die ausgeglichene Stadt zur Folge hat. Spiegelbildlich zum 4x9-Modell gibt es hier mehr gemeinsame Zeiten, eine Begünstigung lokaler Identifikation durch größere Ortsbindung und dadurch eine Verringerung der Individualisierungstendenz.

Die Charakterisierung der beiden Zeitmodelle zeigt die weitgreifenden räumlichen Konsequenzen unterschiedlicher Zeitmuster: „Das 4x9-Modell reduziert zwar die Anzahl der täglichen Pendelbewegungen, schafft aber den Anreiz, die Pendeldistanzen zu erhöhen. Darüber hinaus wird durch die längeren Freizeitblöcke die großräumige Mobilität massiv erhöht.“ Henckel ließ keinen Zweifel daran, daß der Trend zu 4x9-Gesellschaft geht, plädierte aber für das stabilisierende, gleichmäßigere Modell. Zunächst wichtig sei jedoch, daß Zeitplanung gegenüber der bislang hauptsächlich räumlich orientierten Planung an Gewicht gewinnt. Anzustreben sei eine „Raum-Zeit-Planung“, die den Grundsätzen der Geißlerschen „Ökologie der Zeit“ (s.o.) verpflichtet ist und durch folgende Eckpfeiler gekennzeichnet werden kann:

- bewußte „Erreichbarkeitsplanung“ bei zielgerichtetem Einsatz von Raumwiderständen;
- Sicherung von Raum- und Zeiträumen;
- Berücksichtigung spezifischer Zeitrhythmen bei Menschen, sozialen Systemen und technischen Systemen;
- Ergänzung linearer Zeitauffassungen durch ein zyklisches Zeitverständnis.

Krankheitsbedingt mußte Georg Franck (Technische Universität Wien) seine Teilnahme leider kurzfristig absagen; freundlicherweise hat er jedoch seinen hochinteressanten Beitrag „Raum, Zeit und Aufmerksamkeit – Zum Einfluß der Telematik auf Stadt und Umwelt“ für den Tagungsband zur Verfügung gestellt, der gerade fertiggestellt wird und in dem die hier nur knapp zusammengefaßten Beiträge vollständig erscheinen werden.

Michael Wegener (Universität Dortmund) setzte sich mit der „Räumlichen Mobilität als Gerechtigkeitsproblem“ auseinander. Er verdeutlichte, daß das vordergründig leicht zustimmungsfähige Ziel der Gerechtigkeit so einfach gar nicht zu fassen ist: Berücksichtigen wir alle Personengruppen (Männer und Frauen, Kinder und Alte...)? Fassen wir es räumlich auf (gleiche Be-

dingungen für unterschiedliche Stadtteile, Regionen, Nationen...)? Beziehen wir die Zukunft mit ein (gleiche Lebensgrundlage für lebende wie für zukünftige Generationen)? Selbst wenn hierüber ein Konsens zu erzielen wäre, welches Gerechtigkeitsmodell ist dann anzustreben?: egalitäre Verteilungspolitik (gleiche Bedingungen für alle?); kompensatorischer Ansatz (Ausgleich bestehender Nachteile durch Vorzüge in anderen Bereichen)?; utilitaristisches Vorgehen (Staffelung der Beiträge zur Behebung von Mißständen nach den individuellen Wünschen des Einzelnen; z.B. stärkere finanzielle Beteiligung von zahlungskräftigen Personen)? Wegener plädierte letztendlich für die „Theorie der Gerechtigkeit“, die John Rawls 1971 entwickelt hat und die davon ausgeht, daß Nutzen und Belastungen so verteilt sind, daß die am wenigsten Begünstigten den größten Vorteil erzielen. Das nicht näher ausgeführte Modell hat nach Auffassung von Wegener den Vorteil, daß es – marktwirtschaftlichen Prinzipien gehorchend – Anreize bietet, statt zu versuchen, Verhaltensänderungen über zusätzliche Belastungen herbeizuführen. Allerdings erörterte Wegener das Modell nicht unter grundsätzlichen Mobilitätsgesichtspunkten, sondern engte das Thema sehr schnell auf die Ergebnisse einer Untersuchung über die kleinräumigen Auswirkungen einer Mineralölsteuererhöhung in der Stadtregion Dortmund ein, die im Kontext verkehrsbeeinflussender Maßnahmen zur CO²-Reduzierung durchgeführt wurde. Bei Anwendung der rawlsianischen Verteilungsstrategie werden in einem solchen Falle typischerweise die mittleren Einkommensgruppen am stärksten belastet, untere und obere Einkommensgruppen dagegen entlastet.

Wegeners Betrachtungen wurden von zwei Grundannahmen geleitet:

– „Die Aufgabe einer umwelt- und sozialverträglichen Stadt- und Verkehrsplanung muß es deshalb sein, aufzuzeigen, wie die notwendige Reduzierung von CO²-Emissionen des Verkehrs ohne Verschärfung sozialer Disparitäten und ohne über das notwendige Maß hinausgehende Einschränkungen der Wahlmöglichkeiten der Individuen erreicht werden kann.“

– „Automobilität hat objektiv unbestreitbare Vorteile. Nur ist sie eine knappe Ressource, die aus ökologischen Gründen rationiert werden muß. Ihre Reduzierung ist kein Ziel an sich, sondern ein Preis, der gezahlt werden muß.“

Daher wendete er sich auch in seiner Schlußfolgerung gegen ein radikales Szenario „Mobilitätsreduzierung“ (Erhöhung von Kraftstoffpreisen und Innenstadt-Parkgebühren, Erhöhung der ÖV-Fahrpreise, Verlangsa-

mung von IV und ÖV) und sah in einem Szenario „Alles für den ÖV“ (Erhöhung von Kraftstoffpreisen und Innenstadt-Parkgebühren, Beschleunigung des ÖV, Verlangsamung des IV) einen besseren Ansatzpunkt, zur Reduzierung der CO²-Emissionen beizutragen. Es wäre sicher lohnend, die von Wegener zur Diskussion gestellten „Gerechtigkeitsmodelle“ umfassender mit Blick auf die Mobilitätsentwicklung insgesamt zu erörtern.

Werner Stohler (SMA und Partner, Zürich) stellte mit seinem Beitrag „Zeitdistanzen“ neue Angebotskonzepte für Busse und Bahnen des ÖV vor. Er zeigte dabei eindrucksvoll, wie eine neue Geschwindigkeitsphilosophie in die Praxis umgesetzt werden kann: Bei ganzheitlicher Betrachtung des Netzes und der Berücksichtigung der Gesamtwege von Reisenden ist nicht mehr – wie häufig in der Vergangenheit – die Höchstgeschwindigkeit einer isolierten Strecke das Optimierungskriterium; vielmehr erhalten die Knotenpunkte als Treffpunkte der Busse und Bahnen eine besondere Bedeutung. Ziel ist es, daß Busse und Bahnen zur gleichen Zeit in den Bahnhöfen eintreffen, so daß zwar ausreichende, aber möglichst geringe Umsteige- bzw. Wartezeiten entstehen. Voraussetzung sind aufeinander abgestimmte Takte, die zudem für den Fahrgast den Vorteil haben, daß sich der „Fahrplan im Kopf“ vereinfacht.

Beschleunigungen auf Teilstrecken sind bei dieser Planungsstrategie des „Integralen Taktfahrplanes“ (ITF) nur dann sinnvoll, wenn dadurch der nächstfrühere Treffpunkt in den nächsten Zielbahnhöfen erreicht wird; andernfalls bekäme der Fahrgast die auf der Strecke „gewonnene“ Zeit dort beim Umsteigen als Wartezeit „zurückerstattet“. Gelingt eine ausreichende Fahrzeitreduzierung nicht, so kann der Verzicht auf eine Geschwindigkeitssteigerung im Umkehrschluß Kosten senken und so zur Wirtschaftlichkeit des Bahnbetriebs beitragen (z.B. durch Verzicht auf aufwendige Ausbaumaßnahmen an der Strecke, durch den Einsatz kostengünstiger Triebfahrzeuge).

Nach dem Vorbild von Bahn 2000 in der Schweiz wurden mittlerweile auch erste „Integrale Taktfahrpläne“ für Deutschland entwickelt. Ein Pilotprojekt im Südwestraum erstreckt sich auf Teile Bayerns, Baden-Württembergs sowie auf das südliche Rheinland-Pfalz. Für einen Teil des Gebietes trat bereits mit dem Fahrplanwechsel 1993 der „Allgäu-Schwaben-Takt“ als Vorlaufbetrieb in kraft. Hier ist es gelungen, das Fahrtenangebot mit vorhandenem „Rollmaterial“ deutlich zu erhöhen. In den restlichen Untersuchungsräumen ist auch der Einsatz von Fahrzeugen mit moderner Neige-technik geplant.

Stohler, dem es – auch ohne auf fahrplantechnisch anspruchsvolle Details zu verzichten – eindrucksvoll gelang, die Vorteile dieses konkreten Anwendungsfalles für einen anderen Umgang mit der Geschwindigkeit gut nachvollziehbar zu präsentieren, brachte das Innovative des Ansatzes folgendermaßen auf den Punkt: „Nicht die höchste Geschwindigkeit ist gesucht – was nicht ausschließt, daß auch Hochgeschwindigkeitsstrecken in einem ITF-Netz enthalten sind – sondern die „richtige Geschwindigkeit“, welche die passenden Fahrzeiten zwischen den Netzknoten ergibt.“

Im Juli 1991, kurz nach der Öffnung Ostdeutschlands, wählten Karin Loosen (Architekturbüro Orth-von Seggern, Hamburg) und Maike Wollmann (Stadt Frankfurt) den Einfluß der Zeit auf die Stadtplanung als das zentrale Thema ihrer Diplomarbeit „Magdeburg – Stadt am Fluß“ (verfaßt im Fachbereich Architektur der Technischen Hochschule Darmstadt bei Professor Thomas Sieverts). Dies war keine „alltägliche“ Auseinandersetzung mit der Zeit als Planungsinstrument, stießen doch in Magdeburg wie in den anderen Städten der neuen Bundesländer in der Umbruchzeit der deutschen Wiedervereinigung (auch) zwei „Zeitwelten“ aufeinander. Mit der Frage, welche städtebaulichen Entwicklungsmöglichkeiten eine Stadt wie Magdeburg in Zeiten hat, in der das Vorrecht des Schnelleren gilt, setzt sich die Arbeit detailliert auseinander. Besonderes Augenmerk galt der Bewahrung bzw. der Ausbildung eines unverwechselbaren Stadtgefüges, das in der Lage ist, Identität zu stiften. Hier votieren Loosen und Wollmann für langsame Strukturen: die Elbelandschaft, die als Naturraum gleichermaßen Ergänzung und Gegenpol zur Stadt ist; die dauerhafte Sicherung des Wohnens in der Innenstadt; die Erhaltung der noch fragmentarisch vorhandenen Reste der Stadtgeschichte als Orte der geschichtlichen Zeit.

Heute präsentiert sich Magdeburg nach Auffassung von Loosen und Wollmann als labile Stadt. Gebot der Stunde ist daher die Stabilisierung. Die Stadt muß eine eigene Identität gewinnen, gleichzeitig jedoch auch für eine Weiterentwicklung offen bleiben. Im Innenstadtbereich kommt der Breiten Straße als Rückgrat und Hauptentwicklungsachse eine besondere Rolle zu. Hier wird es besonders wichtig sein, durch Gliederung des Stadtraumes und Einbeziehung von Plätzen – auch der langsamen Art des Fortbewegens, dem Flanieren – Raum zu geben und die Überlagerung verschiedener „Zeiten“ - Wohnen in den Obergeschossen („Alltagszeit“), Versorgung/Handel in den Erdgeschossen („Betriebszeit“) sowie Besuche von Theatern, Kinos, Ausstellungen oder Cafés („Freizeit“) miteinander verein-

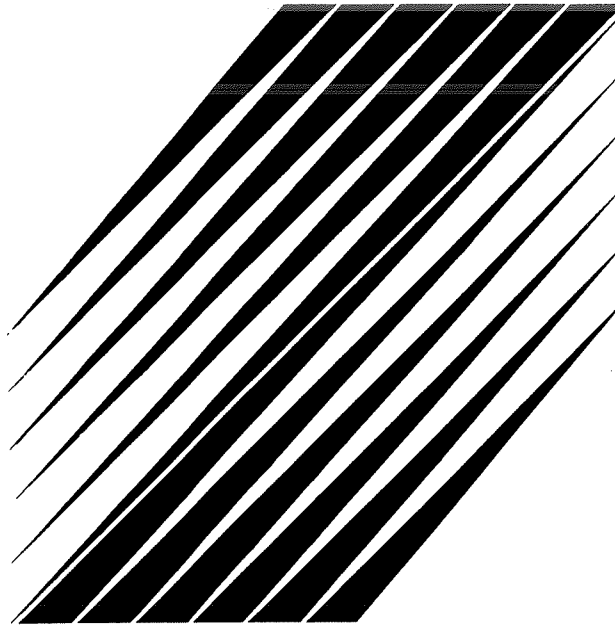
bar zu machen. Loosen und Wollmann vertraten die Auffassung, daß Städte wie Magdeburg aber auch angewiesen sind auf „LeerZeitRäume“ (Brachen, Plätze, alte Gleisanlagen, Baulücken...), die als Räume offener Gestaltung, Ruheräume und Nischen anzusehen sind und Rückzugsmöglichkeiten bieten.

Neben den Vorträgen und Diskussionen mit ihren zahlreichen interessanten Anregungen, die es nun weiter zu vertiefen gilt, boten zwei thematische Pausen („Zeitlupe“ und „Freiraum“) ausreichend Gelegenheit zum persönlichen Gespräch. Zum besonderen Erlebnis wurde die Tagung aber auch durch die imposante barocke Klosteranlage in Weingarten, die als Veranstaltungsort für das Thema wie geschaffen war. Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Akademie der Diözese Rotenburg-Stuttgart sei an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich für die hervorragende Zusammenarbeit während der Vorbereitung sowie für die gute Organisation vor Ort gedankt.

Die Referate der Tagung sind veröffentlicht in der SRL Schriftenreihe, Band 39 (zu beziehen über Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung e.V. (SRL), Weg am Kötterberg 3, 44807 Bochum, Tel. 0234/501514, zum Preis von 25.– DM).

*Die Erde ist älter als die Menschen.
Sie wird die Menschen auch über-
dauern. Sie wird uns Menschen be-
herbergen, solange wir unseren an-
gemessenen Teil von ihren Kräften
für uns in Anspruch nehmen – nicht
mehr.*

Richard von Weizsäcker



Design: Dieter Groß

Die Volkswagen- Lösung Jeder Arbeitsplatz hat ein Gesicht

in Zusammenarbeit mit der Industrie- und
Handelskammer Bodensee-Oberschwaben

12. April 1994
Weingarten
81 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Berthold Broll, Weingarten
Paul Dingwerth
Rainer Öhlschläger

Referenten:
Rolf Dieterich, Leutkirch
Dr. Dieter Jaehrling, Wolfsburg
Günter Leiniger, Friedrichshafen

Die öffentlich vieldiskutierte VW-Lösung war Thema im Rahmen des Dialogprogramms Wirtschaft und Ethik. Die auch ethischen Motive stellt der VW-Manager Dr. Jährling dar, der neben seiner Tätigkeit als Leiter von Managemententwicklung und Personalwesen auch Vorstandsmitglied des Deutschen Netzwerk Wirtschaft - EBEN e.V. ist. Der Beitrag ist entnommen aus der Zeitschrift *Forum Wirtschaftsethik* 94/1:

Viel wurde lange Zeit über den Wertewandel geredet und geschrieben, wobei ich den Eindruck habe, daß für viele Unternehmer und Führungskräfte diese Diskussion mehr die Welt vor den Werkstoren betraf, sie scheinbar auch nicht selbst einschloß. Ähnliches spürt man häufig in Diskussionen um Fragen der Wirtschaftsethik, als sei dies etwas, was außerhalb betrieblicher Praxis vielleicht eine Rolle spielen könne, aber mit den alltäglichen Aufgaben von Führungskräften wenig Berührung habe. Wie tief jedoch gerade dies in unser tägliches berufliches Leben eingreift, zeigt immer wieder der Umgang mit einem der größten gesellschaftspolitischen Problemfelder unserer Zeit, der Umgang mit Arbeit und Arbeitsplätzen. Gerade auch der Fall Volkswagen ist ein Beispiel dafür, daß in der heutigen Zeit die Kraft für wirklich neue Lösungen nur unter Einbeziehung ethischer Fragen gefunden werden kann.

Über vier Millionen Arbeitslose in Deutschland, täglich 30 Millionen und mehr nicht genutzter Arbeitsstunden – wie soll das weitergehen? Viele Beschäftigte und viele Unternehmen kämpfen mit dem Beschäftigungsmangel, und wir merken, daß die Systeme, die in Zeiten des Mangels an Arbeit für eine sozialverträgliche Überbrückung sorgen sollen, offensichtlich nicht ausreichen,

um der Situation heute gerecht zu werden. Weder können sie die Arbeitsplätze schaffen, die notwendig wären, noch können sie die individuellen Bedürfnisse oder die Bedürfnisse der Unternehmen ausreichend und dauerhaft so befriedigen, daß keine gesellschaftlichen Probleme aus der Massenarbeitslosigkeit entstehen.

Dies ist kein pauschaler Vorwurf an die Systeme, auch kein Vorwurf an einzelne Personen, die in diesem Feld im öffentlichen Dienst, bei Unternehmen und anderen Institutionen mitarbeiten. Es ist eine Feststellung, die auch Experten, zum Teil offen, zum Teil hinter vorgehaltener Hand teilen, ohne daß bisher eine andere Lösung für den Umgang mit dem Beschäftigungsmangel sichtbar wird. Volkswagen, das aus strukturellen und konjunkturellen Gründen ebenfalls vor der Situation stand, zumindest für eine begrenzte Zeit nicht mehr ausreichend Arbeit für die Zahl der Beschäftigten bieten zu können, hat versucht, in dieser Situation neue Wege zu beschreiten, die sowohl bei den Beschäftigten selbst als auch in der Öffentlichkeit eine heftige Diskussion auslösten, die leider nicht immer mit dem nötigen Sachverstand geführt wird.

Dies ist m.E. auf zwei Umstände zurückzuführen: Zum einen ist die Lösung zu komplex, um in einer Gesamtheit leicht verständlich kommuniziert zu werden, so daß in (unzulässig) unvollständiger Form nur die Verkürzung der Arbeitszeit auf 28,8 Stunden mit Lohn- und Gehaltseinbußen dargestellt wird. Zum anderen bricht die Volkswagen-Lösung mit Tabus und verunsichert daher viele, die befürchten, daß damit eine Form der Arbeitsanarchie anbrechen könnte. Allein schon die Tatsache, daß hier ein Arbeitgeber die Verkürzung der Arbeitszeit vorgeschlagen hat, obwohl doch gerade die Arbeitgeber in den vergangenen Jahrzehnten heftig gegen die Verkürzung von Arbeitszeiten gekämpft haben, treibt manchen die Zornesröte ins Gesicht. Ich habe in meinem Umfeld Menschen erlebt, die dabei völlig übersehen haben, daß damit Lohn- und Gehaltseinbußen bei den Beschäftigten hinzunehmen sind.

Beides versucht *Peter Hartz* in seinem Buch *Jeder Arbeitsplatz hat ein Gesicht. Die Volkswagen-Lösung*, Frankfurt (Campus-Verlag) 1994, auf eine sachbezogene Diskussion zurückzuführen.

Richtig ist aber jedenfalls, daß die Volkswagen-Lösung nur möglich war, weil sich beide Tarifpartner darin einig

waren, daß man die Beschäftigungsprobleme nur lösen würde, wenn man sich über bestimmte Grundwerte einigen konnte, ohne sofort alle Verfahren und Modelle der Vergangenheit festzuschreiben. Der Wert – mit dem Satz umschrieben *Jeder Arbeitsplatz hat ein Gesicht* – wurde dabei z.B. höher angesetzt als die Aufrechterhaltung der derzeitigen Bezahlung. Nicht von ungefähr spielt z.B. die Frage der Zumutbarkeit in der Gestaltung der Arbeitsbeziehungen und der Beschäftigungsverhältnisse auch in dem Buch von Peter Hartz eine große Rolle: *„Die Zumutbarkeit neuer Lösungen für den einzelnen ist die Kernfrage der Gesellschaftspolitik in der Zukunft. Um Zukunft wieder zu erzeugen und nicht immer nur zu reagieren, um Wandel wirklich in Gang zu setzen, braucht man Spielräume und ein wenig Zeit. Volkswagen erkaufte sich beides, indem es den Menschen einen hohen Beitrag zur Kosteneinsparung zumutet. Dafür erhält jeder Arbeitsplatz sein Gesicht.“* (S. 12)

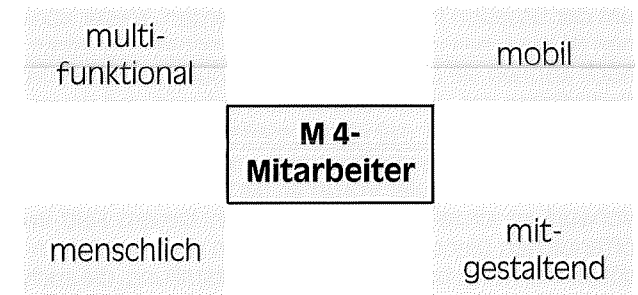
Die Alternative bei VW bestand letzten Endes darin, entweder 20.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu entlassen oder diesen Beschäftigungsmangel auf alle gleichmäßig zu verteilen. Dabei bewirkt die verabschiedete Vier-Tage-Woche, daß keine Arbeitslosengelder durch die Bundesanstalt gezahlt werden müssen, also der Etat der Bundesanstalt in großem Umfang entlastet wird. Ob und in welcher Weise Lohn- und Gehaltseinbußen zuzumuten und hinnehmbar sind, oder ob es richtiger ist, 20.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu entlassen, läßt sich nicht durch betriebswirtschaftliche oder volkswirtschaftliche Berechnungen allein lösen. Die Zumutbarkeit der Arbeitslosigkeit, gerade der Langzeitarbeitslosigkeit, die im Falle VW ganze Stadtteile betroffen hätte – wie sollte man darüber urteilen mit betriebswirtschaftlichen oder volkswirtschaftlichen Betrachtungen.

Dies heißt nicht, daß die rechtlichen und finanziellen Überlegungen beiseite gelassen oder hintangestellt werden dürfen. Die großen Fragen unserer Zeit – und auch dafür ist die Volkswagen-Lösung nur ein Beispiel – lassen sich nicht mehr durch Entweder-Oder-Modelle lösen, sondern durch differenzierte Betrachtungen, die ethisch-moralische Gesichtspunkte in die Lösung verantwortungsvoll und situativ angemessen einbeziehen. Gerade bei der Gestaltung der Arbeitsbeziehungen geht die ethisch-moralische Verantwortung über das Arbeits-

verhältnis im engeren Sinne, also die Zeit, in der jemand bei einem Unternehmen beschäftigt ist, hinaus. Hierbei die richtige Lösung zu finden und abzuwägen, was bezüglich der Bestandssicherung des Unternehmens und der Verantwortung für die Beschäftigten zu tun ist, läßt sich weder mit rechtlichen Normen erfassen, noch errechnen: Man muß dieses Feld unternehmerisch gestalten und dabei auch ein Bekenntnis seiner Werte ablegen. Bei Volkswagen hat man die Erfahrung gemacht, daß die Diskussion darüber dann sogar neuartige Lösungen eröffnet.

Unter Einbeziehung vieler Fachleute wurde das gesamte Spektrum der Personalpolitik des Unternehmens einer raschen und intensiven Analyse unterzogen, um bei den Lösungen keine isolierten Lösungen zu wählen, deren positive Auswirkungen an einer Stelle gleich wieder durch negative Wirkungen an anderer Stelle kompensiert werden. Es gibt daher neben der Vier-Tage-Woche noch zusätzlich weitere Modelle der Arbeitszeitgestaltung, um den vorhandenen Beschäftigungsmangel aufzufangen und gleichzeitig die strukturellen Veränderungen in der Automobilindustrie Volkswagens zu bewältigen. So sieht das Modell Blockzeit vor, daß das Beschäftigungsverhältnis z.B. drei Monate unterbrochen wird, um eine Qualifizierungsmaßnahme zu besuchen. *„Die von allen Seiten erhobene Forderung nach lebenslangem Lernen bleibt mit diesem Modell keine Leerformel. Vor allem die jüngere Generation hat damit die Möglichkeit, sich relativ unbelastet weiter zu qualifizieren.“* (S. 78f.) Neben den Fragen der Arbeitszeit spielte vor allem auch eine Rolle, welche Arbeit es in Zukunft denn gibt und welche Qualifikation dafür notwendig wird. Dies war schon deshalb sinnvoll, um Zeiten des Beschäftigungsmangels sinnvoll für die umfassenden Qualifikationsveränderungen für die Arbeitswelt der Zukunft soweit als möglich zu nutzen.

Natürlich konnte man bei den neuen Regelungen auf die Erfahrungen und Pläne der Vergangenheit zurückgreifen. Dennoch führte die grundlegende Analyse, die gleichzeitig alle Parameter der Arbeit betraf, zu neuen Dimensionen auch in der Qualifizierungsarbeit. Zusammengefaßt wurde dies z.B. in der Vision von dem sogenannten *M4-Mitarbeiter*, die den Typus des künftigen Arbeitnehmers in ein Bild zu fassen versucht:



Deshalb entstand früh der Gedanke, eine Coaching-Gesellschaft zu gründen, die neben den Aufgaben innerbetrieblicher Qualifizierung auch den Strukturwandel betreuend durch geeignete Maßnahmen vielfältiger Art begleitet und zusätzlich arbeitsmarktpolitische Impulse erarbeiten und geben wird.

Es ist nicht davon auszugehen, daß die eingeleiteten Maßnahmen bereits abgeschlossen und vollständig sind. Außerdem wurde von Anfang an darauf geachtet, daß je nach den Erfordernissen des Marktes flexibel von einmal festgelegten Prinzipien und Regelungen abgewichen werden kann. In vielen Fällen geben die bisherigen Entscheidungen den Rahmen an, innerhalb dessen die konkreten Maßnahmen an die betrieblichen Erfordernisse anzupassen sind. Das gilt z.B. auch für die Vier-Tage-Woche, die in unterschiedlichen Werken und hier wieder in den unterschiedlichen Einheiten sehr unterschiedlich realisiert werden kann. Dies ist schon deshalb notwendig, um die Kundenwünsche zu berücksichtigen und die innerbetrieblichen Leistungsströme aufeinander abzustimmen. Das bedeutet, daß die Volkswagen-Lösung die Spielräume öffnet, die für Volkswagen notwendig sind, um die situativ erforderlichen Maßnahmen einzuleiten.

Ob und wieweit die Volkswagen-Lösung, die hier wenigstens in einigen wichtigen Aspekten, wenn auch längst nicht vollständig, beschrieben werden konnte, Modellcharakter für andere hat oder haben muß, diese Frage richtet sich eigentlich an den Falschen, wenn man Volkswagen fragt. Volkswagen wollte keine *„Modell-Lösung“* für andere entwickeln, sondern gemeinsam mit allen Beteiligten zu einer Lösung des Beschäftigungsproblems kommen, die einerseits den Bestand des Unterneh-

mens sichert, andererseits von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mitgetragen werden kann, weil sie auch auf ihre individuellen Bedürfnisse Rücksicht nimmt. Daß dabei eine Lösung entwickelt wurde, die die Kassen der Bundesanstalt für Arbeit schont, ist kein Zufall, sondern berücksichtigt die Situation der Standorte des Unternehmens und die Tatsache, daß die Massenarbeitslosigkeit schwerwiegende Probleme aufwirft, die individuell und gesamtgesellschaftlich fast kaum noch zu handhaben sind. Andere Unternehmen an anderen Standorten mögen andere Situationen vorfinden, die andere Lösungen sinnvoller machen – auch sie werden sich aber zunehmend der Frage stellen müssen, ob die herkömmlichen Lösungen nicht auf der Interpretation von Wertvorstellungen beruhen, die neu zu hinterfragen sind.

Dieter Jaehrling

Internationales Management und Ethik

Symposium
mit dem Deutschen Netzwerk Wirtschaftsethik - EBEN e.V. und der Kommission Internationales Management im Verband der Hochschullehrer für Betriebswirtschaft e.V.

13. –14. April 1994
Weingarten
64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Prof. Dr. Brij Kumar, Universität Erlangen-Nürnberg
Rainer Öhlschläger
Prof. Dr. Horst Steinmann, Universität Erlangen-Nürnberg

Referenten:
Hans-Michael Besig, Bayrische Hypotheken und Wechselbank AG, München
Dieter Frisch, ehem. Generaldirektor EG-Kommission, Bad Homburg
Dr. André Habisch, Katholische Universität Eichstätt, Ingolstadt
Dr. Michael Heinrich, Aesculap AG, Tuttlingen
Dr. Bernd Jöstingmeier, Universität Marburg
Prof. Dr. Klaus Leisinger, Ciba-Geigy Stiftung für Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern, Basel
Hans Merkle, Procter & Gamble GmbH, Schwalbach am Taunus
Prof. Dr. Heiner Müller-Merbach, Universität Kaiserslautern
Thomas Olbrich, Universität Erlangen-Nürnberg
Prof. Dr. K.-H. Sohn, Econ-Verlag, Essen

Auf Einladung des Deutschen Netzwerks Wirtschaftsethik und der Wissenschaftlichen Kommission Internationales Management (Vorsitzender Prof. Dr. Brij Kumar, Universität Erlangen-Nürnberg), kamen 64 Teilnehmer, Wissenschaftler und Praktiker, zu einem Symposium nach Weingarten. In sechs Referaten und einer Podiumsdiskussion wurde die Problematik der Unternehmensethik im interkulturellen Kontext bei grenzüberschreitender Unternehmenstätigkeit thematisiert. In seinem Begrüßungswort wies Prof. Dr. Kumar darauf hin, daß die Kluft zwischen den Kulturen, in denen die multinationalen Unternehmen gleichzeitig tätig sind, zum philosophischen Problem werden könne, weil sie die moralische Einheit des Gesamtsystems gefährde. Dürfe man aber andererseits bei den ausländischen Tochtergesellschaften und den Angehörigen der betreffenden Gastländer das kulturelle und ethische Wertesystem der Zentrale voraussetzen, oder es von ihnen gar verlangen, nur weil sie zahlt?

Eine zentral diskutierte Frage dieser Tagung war, inwiefern der Versuch, unternehmensethische Maßstäbe im internationalen Management zu etablieren, eine neue Form des Kulturimperialismus darstelle. Mit welchem Recht fordert man von lokalen Kulturen das Unterlassen von Bestechung, die Gleichstellung von Frauen, das Verbot der Kinderarbeit oder den Verzicht auf Folter? Dem

wurde entgegengehalten, daß sich unternehmensethische Maßstäbe im internationalen Management in erster Linie auf eine Selbstbeschränkung der multinationalen Unternehmen im Umgang mit lokalen Kulturen der Dritten Welt zu beziehen habe.

Bei der Tagung stellte der ehemalige Generaldirektor für Entwicklung bei der Europäischen Kommission, Dieter Frisch, eine Initiative gegen die Korruption in den internationalen Wirtschaftsbeziehungen vor. Ihr Name: *Transparency International*, Hardenbergplatz 2, D-10623 Berlin. Hier ein Auszug aus seinem Referat:

Transparency International (TI) geht das Problem der Korruption nicht von der ethischen Seite, sondern aus der entwicklungspolitischen Perspektive an, wenngleich alle im TI-Team natürlich auch ethisch motiviert sind. Wir schaffen andererseits die Voraussetzungen dafür, daß ethisches Verhalten des einzelnen Unternehmers ihm nicht unzumutbare Nachteile bringt, TI kümmert sich auch nicht allgemein um Korruption (im Norden, Süden, Osten, ... um große und kleine Korruption), sondern nur um die den Entwicklungsprozeß pervertierende große Korruption in internationalen Wirtschaftsbeziehungen zwischen dem Norden einerseits, dem Süden und Osten andererseits.

Korruption ist eines der gravierendsten Entwicklungshemmnisse

Der entwicklungspolitische Schaden der Korruption besteht erstens darin, daß sie eine unnötige, oft wesentliche Verteuerung von Lieferungen und Leistungen verursacht (5-20%) und damit zur wachsenden Schuldenlast der betroffenen Länder nicht unerheblich beiträgt.

Für die Entwicklung noch schlimmer ist, daß knappe Ressourcen durch Korruption oft auf nicht-prioritäre oder sogar unnütze, wirtschaftlich unsinnige Projekte fehlgeleitet werden.

Wir kennen aus der Erfahrung die unzähligen „Entwicklungsruinen“, oft schlüsselfertig gelieferte Anlagen, die nie oder nur weit unter Kapazität produziert haben. Wenn man den Dingen nachgeht, stößt man selten auf Projekte, die mit öffentlicher Entwicklungshilfe finanziert wurden (auch da gibt es „Ruinen“, aber sie beruhen auf fehlerhaften Entscheidungen, selten auf Kor-

ruption). Es handelt sich vielmehr meistens um Projekte, die mit Lieferantenkrediten bankmäßig finanziert wurden, in der Mehrzahl um schlüsselfertig hingestellte Projekte, die ohne öffentliche Ausschreibung und mittels großer Korruptionsgelder dem nationalen Entscheidungsträger „aufgeschwätzt“ wurden.

Der Staat bei uns ist aber insofern mitverantwortlich, als Korruptionsgelder steuerlich als „nützliche Aufwendungen“ abgesetzt werden können (außer in den USA; ...) und die entsprechenden Lieferantenkredite einschließlich der klar erkennbaren Bestechungsbeträge durch die staatlichen Ausfuhrkreditgarantiesysteme abgedeckt werden.

Die so fehlgeleiteten Ressourcen stehen nicht für prioritäre Entwicklungsprojekte, z.B. im Erziehungs- und Gesundheitswesen oder für Ernährungssicherung zur Verfügung.

Wenn auch die öffentliche Entwicklungshilfe selten (Italien war eine Ausnahme) an korruptionsbedingten Fehlentscheidungen beteiligt ist, so muß sie dennoch jene Lücken ausfüllen, die das entsprechende Entwicklungsland wegen der Mißallokation interner und externer Mittel offengelassen hat. Insofern zahlt der Steuerzahler indirekt den Preis der durch Bestechung verursachten Ressourcenvergeudung.

Abschließend läßt sich feststellen, daß Korruption eine Hauptursache von Unterentwicklung, von Verarmung (wegen der Vernachlässigung der Grundbedürfnisse), von Verschuldung und natürlich auch moralischer Zerrüttung der Gesellschaft ist. Korruption ist auch ein Hindernis im Demokratisierungsprozeß: da Opposition und freie Presse wirksame Gegengewichte gegen verantwortungslose Regierungsführung und Verwaltung öffentlicher Finanzen darstellen, werden sich korruptionsinteressierte Kreise dem Demokratisierungsprozeß entgegenstellen.

Korruption wächst und breitet sich aus

Die große Korruption – „Mißbrauch öffentlicher Macht für privaten Nutzen“ – besteht wohl, seit es staatliche Macht gibt. Da die Vorgänge stets geheim gehalten werden, sind nachweisbare, bezifferbare Angaben äußerst schwierig.

Wenn man sich jedoch mit erfahrenen Geschäftsleuten unterhält – ich beziehe mich besonders auf: George

Moody-Stuart „Grand Corruption in Third World Development“ (bei TI beziehbar) –, so ergibt sich grob folgendes Bild:

Vor 30 Jahren noch waren die meisten Entwicklungsländer relativ „sauber“. Die wenigen damals korrupsionssträchtigen Länder waren bekannt: Mexiko, die Philippinen, Ghana, Indonesien. [...]

Ab Mitte der 70er Jahre hat sich das Korruptionsphänomen rasch ausgebreitet, vor allem in Afrika, aber nicht nur das. Dennoch blieb es möglich, in vielen Entwicklungsländern geschäftlich tätig zu sein, ohne mit der Korruption in Berührung zu kommen. In den letzten 10 Jahren hat sich die Lage drastisch verschlechtert. Korruption wurde bei Regierungsaufträgen die Regel. Einige Ausnahmen bestehen noch. Vor allem gibt es selbst in korrupten Systemen überall einzelne ehrliche Persönlichkeiten, die sich dem Trend widersetzen.

Am „korrupsionsanfälligesten“ sind Aufträge für militärisches Gerät, für technologisch komplizierte Güter (weil Preis- und Qualitätsvergleich besonders schwierig ist und damit „Korrupsionsmargen“ entstehen) sowie große Bauaufträge.

In Geschäftskreisen wird heute offen über Korruption gesprochen; noch 1980 war es ein Tabu.

Korrupsionsbeträge haben steigende Tendenz: 5% waren früher üblich; heute ist häufiger von 10, 15, ja 20% die Rede.

5% waren zur Not aus der Gewinnmarge des Lieferanten zu finanzieren und führten nicht notwendigerweise zu einer Verteuerung der Leistung: 10, 15, 20% werden hingegen über überhöhte Preise auf den Käufer abgewälzt und erhöhen entsprechend die Schuldenlast.

Korruption breitet sich rasant in Osteuropa und in der früheren Sowjetunion aus. Man mag die Frage stellen, ob denn Marktwirtschaft Korruption fördert. Oder ist diese Entwicklung eine typische Übergangserscheinung in Ländern mit schwachen staatlichen Strukturen, in denen es an der entsprechenden Gesetzgebung oder deren Durchsetzbarkeit mangelt? Oder ist Korruption eine Begleiterscheinung des auf kurzfristigen Gewinn ausgerichteten „reinen“ Kapitalismus („schneller Profit um jeden Preis!“), der mit unserem Modell der sozialen Marktwirtschaft wenig gemein hat? Ich stelle diese Fragen besonders an die Wissenschaft. Meines Wissens wurde darüber wenig geforscht.

Auch die empirische Beobachtung Afrikas vor Ende des Kalten Krieges deutet in die von mir befürchtete Richtung: Korruption war verbreiteter in den sich zum Westen und zu unserem Wirtschaftssystem bekennenden Ländern als in den sozialistischen (z.B. Äthiopien).

Korruption war bis zum Ende des Kalten Krieges – wie auch die Frage der Menschenrechte und der Demokratie – weitgehend ein Tabu. Der Wandel, der seither eingetreten ist, der Demokratisierungsprozeß geben uns neue Hoffnung: ein transparentes, demokratisches System mit den nötigen Kontrollinstanzen läßt der großen Korruption weniger Raum. Da setzt Transparency International an.

(Im weiteren Vortrag befaßte sich Herr Frisch mit der Frage, warum bisherige Versuche der Korruptionsbekämpfung wenig erfolgreich waren, wie TI konzeptionell ansetzt und worin der Optimus von TI begründet ist. Information beziehbar bei: Transparency International, Hardenbergplatz 2, D-10623 Berlin)

Kein Frieden ohne Gerechtigkeit.

Keine Gerechtigkeit ohne Frieden.

Keine Gerechtigkeit ohne Freiheit.

Keine Freiheit ohne Gerechtigkeit.

Kein Friede unter den Menschen ohne

Frieden mit der Natur.

Kein Friede mit der Natur ohne Frieden

unter den Menschen.

Carl Friedrich von Weizsäcker

Ehrenamtliches Engagement und Innovation im Strafvollzug

Tagung für Anstaltsbeiräte und andere ehrenamtliche Mitarbeiter im Vollzug

10. –11. Juni
Stuttgart-Hohenheim
23 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:
Prof. Dr. Heinz Baumann, Esslingen
Domkapitular Alfred Ebert, Rottenburg/N.
Prof. Dr. Reiner Lochmann, Esslingen
Prof. Dr. Dieter Rössner, Halle
Dekan Gregor Sorg, Stuttgart

Auszug aus dem Referat von Professor Dr. Dieter Rössner, Universität Halle

Recht so!? Die Gesellschaft und ihr Strafvollzug

Die beliebte profane Begründung des traditionellen Straferverständnisses mit dem biblischen Talionsprinzip („Auge um Auge, Zahn um Zahn“) wird jedenfalls fragwürdig: Die religiöse Überhöhung des staatlichen Strafanspruchs läßt sich so nicht rechtfertigen und das historische Zusammenwirken der Staatsgewalt und Staatsreligion bei der Anwendung mittelalterlicher Strafen gehört zum beschämendsten Kapitel christlicher Vergangenheit.

Es gibt andere, neue Interpretationen der biblischen Vergeltung: „Tsedeka“ – die alttestamentarische Gerechtigkeit – ist wohlbegründet als Werkzeug zur Frie-

denstiftung und zur Restitution des gebrochenen Rechts zu sehen. Nur jene Strafe ist dann zu legitimieren, die dem Täter einen Fortschritt im sittlichen Prozeß ermöglicht. Versöhnung und Befriedigung sind die Wege dazu. Versöhnung in diesem Sinn fordert aktives Handeln, das darauf aus ist, die durch das Unrecht gestörte Beziehung zu Gott und den Mitmenschen wieder ins reine zu bringen. Endziel ist die Wiederherstellung von Gemeinschaft. Solche Versöhnung ist ein „dialogischer Prozeß“, bei dem Versöhnungsangebot und Versöhnungsbereitschaft ineinandergreifen, bestimmt freilich vom „Gesetz des Zuerst“ des Zugehens auf den Schuldigen. Diese Ethik ist eine Grundvoraussetzung zur Überwindung des Sündenbock-Projektionsmechanismus, weil Unrecht nicht einfach negiert und damit unterdrückt und verdrängt wird, sondern die menschliche Verantwortung erkannt und der Konflikt reintegrierend bewältigt wird. Entsprechende Versöhnungsbemühungen ermöglichen Produktivität, Neuanfang und Wiedergutmachung.

Trotz der aufgezeigten Brüchigkeit der Begründungen für die Rechtfertigung des Gegenschlags – die Strafe – auf Unrecht bleibt das Gefühl, daß es aus vielerlei Gründen widersprüchlich wäre, schweres Unrecht zu tun und unbehelligt frei zu bleiben. Strafrecht als Reaktion steht eben in dem letztlich unlösbaren Dilemma, daß es immer zu spät kommt, die schlimme Situation schon unabänderlich in concreto vorliegt, es aber dennoch aus dieser schlimmen Situation das „Richtige“ machen soll. Das Ergebnis, keine schlagende Begründung für die Strafe zu finden, mag beruhigen. Ihre Anwendung mit schlechtem Gewissen und die ständige – auch partielle – Suche nach etwas Besserem, ist wichtiger Garant eines humanen Strafrechts. Unter diesem Aspekt sind die Fragen des modernen Strafrechts nach Alternativen weit bedeutender als die nach einer richtigen Begründung der Strafe. Gerade in der letztlich fehlenden Rechtfertigung liegt der Impetus für jede Kriminalpolitik.

Der Unterschied zu der traditionellen Rechtfertigung der Strafe ist freilich fundamental: während dort Strafe als axiomatische Voraussetzung gesellschaftlichen Zusammenlebens gesehen wird und die Strafe als Gegenschlag praktisch erfunden werden müßte, wenn es sie noch nicht gäbe, um die Menschen glücklicher zu machen, wird hier der affektive Anteil jeder Reaktion zur Kenntnis

genommen und ist Anlaß, ein formal geregeltes System der Emotionsverarbeitung anzubieten. Nach unserem rechtsstaatlichen Verständnis geht es dabei vor allem darum, die heikle Balance zwischen Sicherheit, Freiheit und Verhältnismäßigkeit herzustellen.

Die wichtigste kriminalpolitische Konsequenz unserer Anschauung ist, daß sie dazu zwingt, die Problematik staatlichen Strafens mit allen Implikationen radikal zu diskutieren und –zumindest in Teilbereichen –stets nach etwas Besserem zu suchen, das im gesamten Kontroll-System möglicherweise schon vorhanden ist. Bei dieser Sichtweise wird der Blick vor allem darin geschärft, den durch nichts absolut zu rechtfertigenden Gegenschlag als alleiniges strafrechtliches Mittel zur Emotions- und Konfliktverarbeitung zu sehen.

Das soziale Kontrollsystem enthält vielfältige sonstige Strategien der Emotionsverarbeitung, die durch die nicht tragfähigen axiomatischen Begründungen des Strafrechts zu Unrecht eliminiert wurden. Hier liegt denn auch der Schlüssel zu der Tür, die das Strafrecht von der archaischen Emotions- und Konfliktbewältigung durch den aggressiven –wenn auch formalisierten –Gegenschlag hinführen kann zu einer konstruktiven Bewältigung. Durch die absolut gesetzte Gegenschlagsthese wird das Repertoire der Emotions- und Konfliktverarbeitung viel zu stark eingeschränkt und vor allem wird verkannt, daß das Durchhalten der Erwartung (trotz Enttäuschung im Einzelfall) wichtiger ist als das Durchsetzen (der Sanktion). Die „Sanktionstheorie“ (mit ihrem absoluten Strafanspruch) geht nach *Luhmann* von einem verstärkten Gegensatz zwischen Erwartendem und Enttäuschendem aus und neigt dazu, die Fälle zu übersehen, in denen beide zusammenarbeiten, um die verletzte Norm zu rehabilitieren: es gäbe genügend der Strafe funktional äquivalente Strategien kontrafaktischer Normstabilisierung. Dazu stünden regelmäßig zur Verfügung: man kann den Normverstoß bewußt oder unbewußt nicht zur Kenntnis nehmen (Prävention des Nichtwissens); man kann den Normbrecher nicht ernst nehmen; man kann die Norm durch Unterstützung und Bestätigung des Opfers sowohl durch Dritte als auch den Normbrecher (Entschuldigung) aufrechterhalten; es kommen schließlich vielfältige Techniken der Anmahnung der Normerfüllung des vorgeführten Leidens, der öffentlichen Bekanntmachung des Enttäuschungsfalls

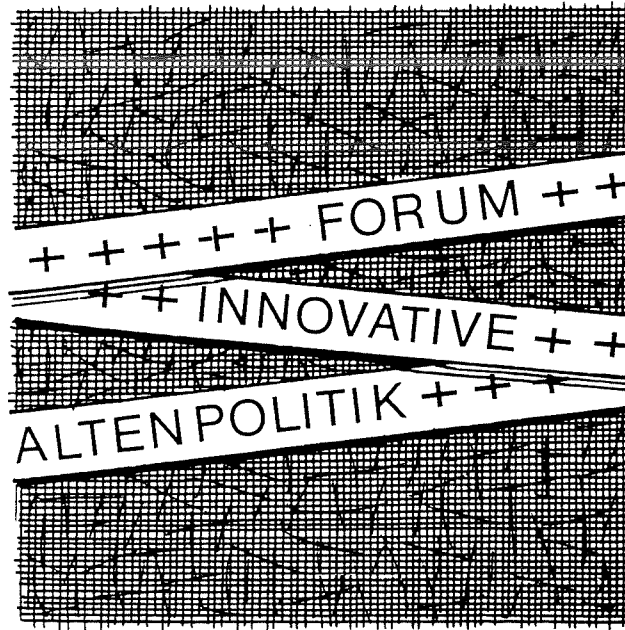
usw. in Betracht. Entscheidend ist aber, daß unsere Konzeption den Blick auf die Alternativen der Emotionsverarbeitung freigibt.

Unter diesem Blickwinkel zeichnen sich neue Perspektiven der Konflikt- und Emotionsverarbeitung im Strafrecht ab, die nicht ausschließlich darauf setzen, die durch die Straftat aufgewühlten Affekte im kontrollierten Gegenschlag zu neutralisieren. Die positive Form der Konflikt- und Emotionsverarbeitung mit dem Ziel der Friedensstiftung durch konstruktive Tat- und Leidbewältigung im Verhältnis der unmittelbar Betroffenen – zwischen Täter und Opfer –wird so auch im Strafrecht sichtbar, das sich aufgrund historischer Entwicklungen eines hohen Abstraktionsniveaus und dadurch bedingter Lebens- und Konfliktferne ganz von der wesentlichen Grundfunktion jeder sozialen Kontrolle abgekoppelt hat, nämlich Gegensätzlichkeiten und Konflikte durch Ausgleich zu überwinden.

Für eine echte, konstruktive Konfliktlösung im Strafrecht gibt es gewichtige Argumente aus der Strafrechtstheorie, Kriminologie, Sozialpsychologie, Pädagogik und schließlich auch Ethik.

Du weißt soviel von mir und verstehst mich nicht. Wissen ist nicht verstehen. Wir könnten alles wissen und nichts verstehen.

Antonio Porchia



Design: Dieter Groß

Psychogeriatric in Europa – Modelle für Deutschland

1. –2. Dezember
Stuttgart-Hohenheim
177 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth
Dr. Sven Lind, Haan

Referentinnen/Referenten:
Dr. Lena Annerstedt, Malmö
Prof. Dr. Marc Berthel, Strasbourg

Prof. Dr. Konrad Beyreuther, Heidelberg
Dr. Horst Bickel, Mannheim
Dr. D. Ermini-Fünfschilling, Basel
Uwe Glöckner, Ludwigsburg
Frau Heyde, Stuttgart
Dr. Hannelore Jani-Le Bris, Paris
Privatdozent Dr. Josef Kessler, Köln
Dr. Sven Lind, Haan
Dr. Alexander Neidhard, Bochum
Claudine Ott-Chervet, Staufeu, CH
Dr. Schlipf, Stuttgart
Prof. Dr. H. Sipsma, Noordbergum, NL
Petra Weritz-Hanf, Bonn

Geistige Verwirrung ist ebensowenig wie die Alzheimer Krankheit Grund zur Resignation oder zu Untätigkeit. Es gibt viele Trainingsmöglichkeiten, um verlorene Fähigkeiten wiederzuerlangen oder zumindest ein Stück weit einzuüben. Zwar gibt es noch keine Medikamente, die Gedächtnisleistungen wiederherstellen, aber Ursachen- und Diagnoseforschung machen Fortschritte. Dies wurde auf der Tagung „Psychogeriatric in Europa. Modelle für Deutschland“ der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Stuttgart-Hohenheim deutlich.

Einen Überblick über Entstehung und mögliche Verzögerung bei der Alzheimer Krankheit – von Heilung kann bei dieser chronischen Erkrankung nicht gesprochen werden – gab Prof. Konrad Beyreuther (Universität Heidelberg). Bei Alzheimer lagern sich besonders an den Nervenzellenkontakten Eiweiße ab, verklumpen dort und legen den Kontakt lahm. Die Folge ist, daß immer mehr Nervenzellen ausfallen. Das Erstaunliche sei jedoch, so der Wissenschaftler, daß schon jeder Säugling diese eigentlich defekten Eiweiße produziere, aber keinen Schaden davon nehme.

Wissenschaftler gehen davon aus, daß von der ersten Ablagerung bis zum Endstadium der Alzheimer Krankheit etwa 30 Jahre vergehen. Die Forschung versucht nun, einen Stoff zu entwickeln, der die Eiweißablagerung verhindert. Dadurch könnte nach Meinung von Beyreuther die Erkrankung um mehr als zehn Jahre hinausgezögert werden. Gedächtnislücken und Orientierungslosigkeit würden später auftreten, die Intensivpflege würde erst viel später notwendig. Zwar ist es den Medizinern heute schon möglich, mit Hilfe eines Bluttests zu bestimm-

men, wie hoch die Wahrscheinlichkeit der Alzheimer Erkrankung ist. „Aber solange wir noch keine Therapie anbieten können, werden wir uns hüten, so etwas zu machen.“ Ausführlich erörtert wurde bei der Tagung auch die Frage, wie geistig verwirrte Menschen am besten betreut werden können. (Jutta Diebold, KNA-Korrespondentenbericht vom 6.12.94)

Aus Beiträgen der Tagung:

Dr. D. Ermini-Fünfschilling, berichtet aus der Memory-Klinik in der Geriatrischen Universitätsklinik Basel:

„Die Memory-Klinik bezweckt die wissenschaftlich exakte Frühdiagnose der Demenzerkrankungen, sowie deren Behandlung mit medizinischen, psychologischen und sozialen Maßnahmen.

Die Hirnleistungsschwäche im Alter (senile Demenz) ist infolge des raschen Wachstums der betagten Bevölkerung zu einem großen sozialpolitischen Problem geworden. Eine klare Diagnose ist oft schwierig, da die langsam, fast schleichend beginnenden Störungen im kognitiven Bereich oft als „normale“ Alterserscheinungen angesehen werden. Bereits im Jahre 1983 eröffnete in England Exton Smith die erste sogenannte Memory Clinic, um Ursachen von Gedächtnis- und anderen kognitiven Störungen bei älteren Menschen möglichst frühzeitig erkennen zu können. Im März 1986 entstand dann auch in Basel eine MC. Die Baseler MC lehnt sich zwar an das Englische Modell leicht an, unterscheidet sich jedoch trotzdem markant von dieser. Während in England die Diagnostik und Forschungsaspekte im Vordergrund stehen, ist die MC in Basel neben einer Abklärungs- und Forschungsstation auch eine Beratungsstelle für Angehörige und Patienten. Außerdem bietet sie Dienstleistungen für die von einem dementiellen Syndrom betroffenen Familien an.

Durch frühzeitige Diagnose können bei reversiblen Störungen, besonders bei Depressionen, durch Intervention im medizinischen, psychologischen und sozialen Bereich Verbesserungen des Befindens erreicht werden. Für die dementen Patienten kann durch ähnliche Maßnahmen der Aufenthalt in einer für diese gewohnten Umgebung verlängert und damit der Eintritt auf eine Pflegestation hinausgezögert werden.“

Dr. Lena Annerstedt, Malmö, berichtete über Wohngruppenpflege in Schweden:



„Die Wohngruppenpflege ist ein neues Pflegemodell in Schweden, das für dementiell erkrankte ältere Menschen als Alternative zu Pflegeheimen entwickelt wurde, wenn die Pflege zuhause nicht mehr möglich ist. Diese Pflegeform gibt es seit der Mitte der 80er Jahre in Malmö und wird jetzt in den meisten schwedischen Kommunen eingeführt. Die schwedische Regierung

subventioniert die neuen Wohngruppeneinheiten, die bestimmte materielle Normen erfüllen, um die Entwicklung von Wohngruppenpflege zu fördern. Das Ziel ist, bis zur Jahrhundertwende 25.000 bis 30.000 Patienten in Wohngruppen zu pflegen.

Die Pflegephilosophie beruht auf der Erfüllung der Bedürfnisse von dementiell Erkrankten durch bessere Kenntnis der Demenz-Bedingungen bei den verschiedenen Akteuren. Politiker, Planer und Personal müssen klar definierte Ziele der Intervention akzeptieren und erreichen. Es ist möglich, eine bessere Pflegequalität, am Wohlbefinden der Patienten gemessen, und niedrigere Kosten für die Allgemeinheit im Vergleich zur Pflege in traditionellen Institutionen zu erreichen.

Aus einer wissenschaftlichen Evaluation der Wohngruppenpflege des Malmö-Modells werden folgende Ergebnisse vorgelegt:

– Während einer begrenzten Phase der Demenz kann Wohngruppenpflege eine therapeutische Wirkung zur Verminderung der Demenz-Symptome und Erhaltung der Unabhängigkeit haben. Die Voraussetzungen sind eine homogene Zusammensetzung der Wohngruppe nach Art und Grad der dementiellen Erkrankung, sowie erfahrene, einfühlsame, kompetente Mitarbeiter und eine häusliche Umgebung, die den Patienten Sicherheit und Schutz bietet.

– Die Zeitdauer einer sinnvollen Behandlung und Pflege für ältere Patienten mit DAT (Alzheimer), VD (vaskuläre

Demenz) oder MIX-Demenzen (gemischte Form von Alzheimer und vaskulären Hirnschäden) wird auf durchschnittlich drei Jahre geschätzt. Die geplante bessere Zugänglichkeit von Wohngruppen wird eine frühere Aufnahme und damit eine längere Aufenthaltsdauer erlauben.

– Das Konzept der Wohngruppen führt zu einer besseren Arbeitszufriedenheit und Motivation des Personals im Gegensatz zu traditionellen Institutionen und verbessert auch die Kenntnis der Mitarbeiter über Demenz und verschiedene Pflegestrategien.

– Wohngruppenpflege kann eine wesentliche Lücke in der Pflege von dementiell Erkrankten füllen zwischen der häuslichen Pflege und der Pflege in Pflegeheimen. Die Wohngruppenpflege dient wie die Pflege in Pflegeheimen und die langzeit-psychogeriatrische Pflege ihren charakteristischen Patienten je nach dem Grad der Demenz und der Demenz-Symptome.

Ein großzügiges Angebot an Wohngruppen würde nicht nur den Patienten und ihrer Familie, sondern wahrscheinlich auch der Allgemeinheit zugute kommen. Die gesamten Vorteile und wirtschaftlichen Auswirkungen einer neuen Strategie, wie es die Wohngruppenpflege ist, mag immateriell und schwer oder gar nicht zu quantifizieren sein. Wohngruppenpflege hat sich als wesentlich billiger erwiesen, aber die Frage einer fortgeführten oder erhöhten Wohngruppenpflege nach dem Malmö-Konzept ist eher eine Frage der ethischen als der wirtschaftlichen Betrachtung.“

Diakon Uwe Glöckner, Pflegedienstleiter im Alten- und Altenpflegeheim der Karlshöhe in Ludwigsburg informierte über einen Modellversuch „Psychogeriatrische Abteilung“ im Alten- und Altenpflegeheim Karlshöhe Ludwigsburg:

„Das Alten- und Altenpflegeheim Karlshöhe bietet 103 alten Menschen Platz. 20 Personen sind AltenheimbewohnerInnen, 80 wohnen im Pflegeheim. Es gibt allerdings keine räumliche Trennung von Altenheim und Pflegeheim. Nach unserer letzten internen Erhebung zeigen über 50% der pflegebedürftigen BewohnerInnen zumindest zeitweise psychiatrische Symptome. 30% gehören eindeutig zum geronto-psychiatrischen Personenkreis (mit ärztl. Diagnose).

Im Jahr 1987 wurde eine psychogeriatrische Abteilung in

unserem Haus eingerichtet. Die Abteilung war als segregatives Modell mit geschlossenem Charakter geplant und erstreckt sich auf zwei Stationen auf unterschiedlichen räumlichen Ebenen. Wir sind allerdings erst zur Zeit dabei, auch die zweite Station endgültig im geplanten Sinn zu installieren. Das heißt für uns im Moment, daß wir bei einer effektiven Zahl von über 30 betroffenen BewohnerInnen nur 15 in der Sonderform psychogeriatrische Station versorgen. Die anderen sind noch integriert untergebracht.“

Nachdem Uwe Glöckner über Personalsituation, Architektur und Raumgestaltung und örtliche bzw. pflegerische Versorgung und Betreuung informiert hatte, faßte er die konzeptionelle Vorstellung des Hauses zusammen: „Ich möchte die Gesamtheit dessen, was unserer Arbeit als Konzept zugrunde liegt, mit dem Wort Beheimatung beschreiben. Darin enthalten ist vor allem der Versuch, ein Milieu zu gestalten, in dem alles das, was aus der früheren Heimat mitgebracht werden konnte, seinen wichtigen Platz hat und ernstgenommen wird. Das sind Möbelstücke, Gewohnheiten, Vorlieben und Abneigungen und vor allem auch Personen. Die Angehörigen sind ein sehr wichtiger Aspekt unserer Arbeit, weil sie schließlich Bezugsperson Nummer eins sind. In Beheimatung spielt aber noch ein anderer Aspekt eine wichtige Rolle. Wir versuchen sowohl im personellen wie auch im arbeitsorganisatorischen Bereich eine Kontinuität zu erreichen, die den verwirrten BewohnerInnen ein Höchstmaß an Sicherheit vermittelt. Eine gleichbleibende Tagesstruktur und nicht zu viele verschiedene MitarbeiterInnen sollen der Tendenz, sich in einer nicht mehr durchschaubaren Umgebung zu verlieren, entgegenwirken. Die wichtigste Aufgabe für das Pflegepersonal besteht darin, den BewohnerInnen soviel Sicherheit und Geborgenheit wie möglich zu vermitteln. Dies bedeutet unter anderem, in höherem Maße als bei nicht verwirrten BewohnerInnen in den eigenen Reaktionen und Verhaltensmustern vorhersehbar zu sein und sich mehr zurückzunehmen zugunsten der Kontinuität.“ Glöckners Ausführungen zu Ehrenamtlichenarbeit und Angehörigenarbeit stießen auf großes Interesse.

„In unserem Heim wird schon seit langer Zeit großer Wert auf die Förderung der Ehrenamtlichenarbeit gelegt. Durch eine kontinuierliche Begleitung und regelmäßige Fortbildung konnten wir ein Kontingent von über 60

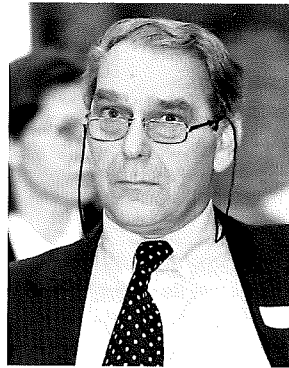
Helferinnen erreichen, die regelmäßig in den Bereichen Besuchsdienst, Kulturarbeit und Sitzwache mithelfen. Einer der Arbeitsschwerpunkte besonders auch auf der geronto-psychiatrischen Station, die sich durch organisatorische Maßnahmen nicht verhindern lassen, ist die Einnahme der Mahlzeiten. Besonders beim Mittagessen sind die personellen Ressourcen der Station oftmals schnell erschöpft. Wir beobachten bei den desorientierten BewohnerInnen häufig starke Probleme mit der Nahrungsaufnahme, die wir nur durch direkte Unterstützung durch MitarbeiterInnen mildern können. Da jede/r BewohnerIn genügend Zeit zur Einnahme eines warmen Essens zur Verfügung haben soll, sind wir gerade zu den Essenszeiten für Hilfen durch Ehrenamtliche sehr dankbar. Es hat sich bei uns ein Stamm von Frauen herausgebildet, die regelmäßig denselben BewohnerInnen beim Essen helfen. Da hier eine sehr kontinuierliche Mitarbeit gewährleistet ist, haben wir auch keine Probleme damit. Überhaupt möchte ich hier einem gewissen Pragmatismus das Wort reden. Wir sind sicher an manchen Stellen unseren Prinzipien untreu. Unter den gegebenen Umständen in der Personalausstattung ist aber Phantasie und Kreativität auch für die BewohnerInnen oftmals hilfreicher als starres Festhalten an Prinzipien. An Wochenenden erfahren wir sehr viel Unterstützung durch die Angehörigen. Viele bestätigen, daß solche sinnlichen Eindrücke wie eine schön geschmückte Festtafel auch bei stark verwirrten BewohnerInnen eine positive Wirkung haben.

Seit Öffnung der Station finden regelmäßige Treffen der Angehörigen statt. Zweimonatlich sind Angehörige und MitarbeiterInnen von der Heimleitung eingeladen. Bei diesen Treffen werden Informationen weitergegeben und aktuelle Probleme diskutiert. Manchmal kommt es auch zur Aufarbeitung von Beziehungsproblemen zwischen Angehörigen und MitarbeiterInnen, die im täglichen Stationsablauf nicht stattfinden konnte. Die Beratungsärztin nimmt an den Treffen teil und steht den Angehörigen auch als Gesprächspartnerin für Einzelgespräche zur Verfügung.

Im Laufe der Jahre hat sich gezeigt, daß die wichtigste Angehörigenarbeit aber dadurch stattfindet, daß die Angehörigen als Hauptbezugspersonen der BewohnerInnen vom Personal akzeptiert werden. Dies beinhaltet eine Verpflichtung der MitarbeiterInnen, Wünsche der

Angehörigen immer in Planungen mit einzubeziehen. Dies macht die Arbeit manchmal ein wenig schwerer, aber die Mitarbeit der Angehörigen auf Station ist dadurch viel effektiver. Die Erfahrung zeigt, daß Angehörige, die sich ernst genommen fühlen und die ins Stationsleben miteinbezogen werden, toleranter auf Probleme reagieren wie sie zum Beispiel durch Personalknappheit entstehen können.“

Prof. Dr. Sipsma, Noordbergum NL, referierte über „Langzeitpflege dementiell Erkrankter in Altenheimen“:



„Unsere Philosophie hat zwei wichtige Grundsätze, nämlich einen ethischen und einen theoretischen. Der ethische Grundsatz beruht darauf, daß wir den Patienten eine Umwelt mit einem hohen Toleranzniveau bieten. Toleranz ist das Leitmotiv bei der Herstellung dieser Umwelt. Das heißt möglichst wenig Einschränkungen, eine optimale Akzeptanz abweichenden Verhaltens, Respekt vor dem einzelnen Menschen, unabhängig von der Art und Schwere der geistigen Störung. Dieser Grundsatz führt zu einer Pflegeheimkultur der Freiheit und Toleranz, wo man nicht an erster Stelle von den gestörten Funktionen ausgeht, noch von der geistigen und körperlichen Invalidität, sondern von den Möglichkeiten, über die der Patient immer noch verfügt.

Der theoretische Grundsatz beruht auf einer systemtheoretischen Betrachtungsweise von Altern und Krankheit. Der Inhalt dieses übrigens sehr komplizierten Modells ist kurz folgender: Wachsen, sich Entwickeln und Altern sind komplementäre Prozesse der Änderung in der Zeit. Altern bedeutet eine zunehmende Individuation. Individuation heißt, daß jeder Mensch im Laufe seines Lebens immer einmaliger wird. Individuation bedeutet auch eine Zunahme der Komplexität in der Zeit auf allen Niveaus der Hierarchie des Mensch-Umweltsystems. Diese Zunahme der Komplexität ist mit einer Zunahme der

der Erwartung der Betriebsaufnahme bis zum Jahr 1996 geschlossen. Geriatrische Zentren sind an den Standorten Heidelberg, Freiburg und Tübingen in Betrieb gegangen und an 18 Standorten sind Geriatrische Schwerpunkte eingerichtet worden.“

Der *Heidelberger Geriatrie-Mediziner Prof. Dr. Peter Oster* begrüßte es ausdrücklich, daß die Landespolitik frühzeitig die Weichen gestellt hat für eine verbesserte Versorgung der alten, kranken Menschen. Defizite sieht Oster besonders darin, daß es für die Umsetzung des Konzeptes noch an der Qualifizierung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Einrichtungen mangelt. „Ein hervorragendes Ziel muß die kontinuierliche Fort- und Weiterbildung sein, entsprechende Ausbildung ist die Voraussetzung. Am leichtesten wird die weitere Umsetzung des Geriatriekonzeptes funktionieren, wenn wissenschaftliche Untersuchungen auch aus dem Bereich der Pflege und der anderen Therapeuten vorgelegt werden können und es wird funktionieren, wenn die Qualität stimmt! Der Weg ist gut, auch und besonders in Baden-Württemberg, aber noch lang.“

In einem weiteren Beitrag wies *Prof. Dr. Wolfgang Beischer vom Bürgerhospital Stuttgart* auf folgende Defizite hin: „Die geriatrischen Erkenntnisse fanden völlig unzureichend Eingang in die Ausbildung und Lehre an den Hochschulen. Hier bestehen m.E. besonders schwerwiegende Defizite. Große Mängel in der Versorgung geriatrischer Patienten existieren weiterhin durch ein unzureichendes Angebot an Rehabilitationsmöglichkeiten. Hierbei fehlt es sowohl an den Möglichkeiten zur Frührehabilitation und zur Rehabilitation noch im Akutkrankenhaus als auch am Angebot an Einrichtungen zur Anschlußrehabilitation.

Schließlich enthält die herkömmliche personelle Ausstattung im Krankenhausbereich bisher keine Kapazitäten für die bessere Planung und Organisation der Weiterbetreuung alter Patienten nach dem Krankenhausaufenthalt.“

Peter Junker, Sprecher der Unternehmensgruppe „Dienst für Menschen“ und Vorstand Schwäbischer Feierabendheime faßte sein Anliegen so zusammen: „Wir werden in der geriatrischen Rehabilitation nur dann den gewünschten Erfolg mit den heute beabsichtigten wirt-

schaftlichen Mitteln erreichen, wenn wir geriatrische Rehabilitation als Teil eines Systems verstehen, das alle Bereiche der Altenhilfe betrifft, vernetzt und ein Teil desselben ist. Dazu bedürfen wir eines ausreichend qualifizierten Personals mit geriatrisch-rehabilitativer Ausbildung und Erfahrung. Wir bedürfen einer Stärkung der Managementfunktionen, damit eine Vernetzung im Sinne eines kooperativen Zusammenwirkens zugunsten des alten Menschen überhaupt möglich ist.“

Im Rahmen dieser Tagung wurden außerdem vier Modelle geriatrischer Rehabilitation in Deutschland vorgestellt, Vergleiche der Struktur- und Leistungsgestaltung in anderen europäischen Ländern bedacht, Prioritäten unter dem Aspekt von Kosten und Finanzierung diskutiert.

Interessenten, die sich eingehend mit den Ergebnissen dieser Fachtagung befassen möchten, empfehlen wir unsere Dokumentation: Materialien 2/94: Rehabilitation im Alter

Sozialstation wohin?

Freie Träger und Private Anbieter in der ambulanten Pflege

29. Juni 1994
Stuttgart-Hohenheim
254 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth

Referentinnen/Referenten:
Elke Bieg, Ellwangen
Ministerialrat Walter Kohler, Stuttgart
Prof. Dr. Hubert Oppl, Reute/München
Peter Silberzahn, Horb
Herbert Kessler, Stuttgart
Annemarie Thater, Stuttgart
Horst Trenz, Biberach
Ursula Zawada, Düsseldorf

Die Zahl älterer pflegebedürftiger Menschen steigt, während die Zahl pflegender Angehöriger sinkt. Diese Entwicklung stellt die ambulanten Dienste vor neue Anforderungen. „Um diesen Anforderungen gerecht zu werden, müssen die vorhandenen Hilfsangebote weiter ausgebaut und leistungsfähiger gestaltet werden“, heißt es in der „Neuordnung der ambulanten Hilfen“ des Sozialministeriums Baden-Württemberg.

Die 380 Sozialstationen mit etwa 4.500 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für den ambulanten pflegerischen Dienst können den steigenden Bedarf an Pflegeleistungen und zusätzlichen neuen Aufgaben nicht abdecken. Bis zum Jahr 2000 –so die Vorstellung der Landesregierung –sollen jährlich etwa 300 weitere Personalstellen für den Ausbau der Sozialstationen geschaffen werden. Ist dieser Plan noch realistisch, wenn zunehmend private Anbieter in der ambulanten Pflege tätig werden? Inzwischen auch annähernd flächendeckend, in der Wochenendversorgung und Nachtpflege eher intensiver als die traditionellen Dienste. Ist es nur der Bedarf, der hier unternehmerische Initiativen provoziert? Oder sind es auch Frustrationen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bei den freien und öffentlichen Trägern? Wie werden die ambulanten Hilfen sich künftig im Bereich von Angebot und Nachfrage etablieren, einrichten, entwickeln? – Wird die Sozialstation die „Nr. 1“ der ambulanten Pflege bleiben? Diese Fragen stellte Paul Dingwerth zu Beginn der Veranstaltung.

Eyke Gerster, Schriftleiterin der großen deutschen „Pflegezeitschrift“ berichtet über diese Tagung in der Ausgabe 9/94:

Die Hilfeleistung wird zur Ware Nur wirtschaftlich geführte Pflegedienste werden im Konkurrenzkampf überleben

Wenn vom Jahr 1995 an Geld aus den neu gegründeten Pflegekassen fließt, wird es zu einem knallharten Konkurrenzkampf unter den Anbietern sozialer Hilfeleistungen kommen: Die etablierten Wohlfahrtsverbände, die bisher frei von Sorgen um die Finanzierbarkeit ihrer Leistungen und ohne jede Konkurrenz arbeiten konnten, müssen wirtschaftlich zu arbeiten lernen, wenn sie sich behaupten wollen. Was passiert, wenn sie es nicht tun, zeigen die Ballungsräume Berlin und Hamburg: Dort

werden bis zu 80 Prozent der ambulanten Pflege schon von kommerziellen Anbietern geleistet.

Ein weiterer Grund für die Verschärfung des Konkurrenzkampfes: Nach dem Abbau der Binnengrenzen und der Realisierung eines gemeinsamen europäischen Marktes wird die Wohlfahrtspflege europaweit ein Teil des Marktes. Die Folge: Die Wohlfahrtstätigkeit wird zur Dienstleistungsproduktion. Dabei vollzieht sich ein tiefgreifender säkularer Wandel in der Wahrnehmung des Sozialen und der sozialen Hilfen. Diese Auffassung hat Professor Dr. Hubert Oppl, Unternehmensberater und Geschäftsführer der Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern von Reute, kürzlich auf einer Tagung vertreten, zu der die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart eingeladen hatte. (Die Pflegezeitschrift berichtete in der August-Ausgabe schon kurz darüber.)

Vor mehr als 200 Tagungsteilnehmern, Pflegedienstleitungen, Geschäftsführern von Sozial- und Diakoniestationen und auch privaten Anbietern, vertrat Oppl die Auffassung, daß die sozialen Dienste der Zukunft „Produktcharakter“ erhalten, die dem Produkt Warenwert zumessen.

Kaufkraft wird gestärkt

Das Nicht-Diskriminierungsprinzip und auch die Grundmaximen des öffentlichen Wettbewerbs der Europäischen Gemeinschaft würden die Konkurrenz verstärken, sagte Oppl. Selbst dann, wenn in Deutschland weiterhin ein Subsidiaritätsprinzip bestehen bleiben sollte, werde dies nicht verhindern, daß andere Anbieter auf dem Markt sozialer Dienstleistungen aktiv würden. Das neue Pflegeversicherungsgesetz werde darüber hinaus im Kern eine Kaufkraftstärkung und eine Forcierung der Nachfrage nach sozialen Dienstleistungen bewirken.

Oppl wandte sich in dem Zusammenhang gegen die Auffassung, daß freigemeinnützige Anbieter schon allein deshalb höhere Qualität bieten könnten, weil sie nicht gewinnorientiert arbeiten müßten. Dies, so der Referent, seien Schutzbehauptungen des Interessentkartells der freien Wohlfahrtsverbände. Daß auch gewerbliche Anbieter die humanen, sozialen und psychologischen Anforderungen an die Betreuung gebrechlicher, behinderter oder psychisch kranker Personen garantieren könnten, zeigten die Erfahrungen anderer Länder.

Dort werde nach gesetzlich fixierten Qualitätsstandards gearbeitet, deren Einhaltung eine Niederlassungsschwelle für die Pflegenden darstelle. Qualitätskontrolle erfolge regelmäßig über das Instrument der Kundenberatung. Daher stehe kundenorientiertes Handeln im Mittelpunkt unternehmerischer Strategien. „Aber die freien Wohlfahrtsverbände und die Kirchen, die in Deutschland vorwiegend die Sozialstationen tragen, haben den Schritt vom Kunden zum Markt noch nicht vollzogen“, sagte Oppl. Es sei in Fachkreisen bekannt, daß die Preise für soziale Dienstleistungen bei den Verbänden überhöht seien. Ursache dafür seien einerseits die Struktur dieser Verbände, andererseits Schwächen des öffentlichen Haushaltsrechts. Wenn die Sozialstationen die Zukunft erleben bzw. überleben wollen, dann dürfen sie sich nicht mehr nur auf einen pflegerischen Bedarf und den entsprechenden Kundenkreis konzentrieren, sagte Oppl. Vielmehr müßten die Sozialstationen die Eckpunkte ihres Marktes sehr viel weiter stecken und die gesamte Nachfragepalette der Erhaltung selbständigen Lebens zu Hause im Blick haben.

Entflechtung tut not

Eine Kernvoraussetzung für aktive Wahrnehmung von Marktchancen für die klassischen Anbieter von sozialen Dienstleistungen bestehe darin, die gegenwärtige Vermischung der Verbands- und Unternehmensstruktur zu entflechten, sagte Oppl. Als Generallinie biete sich an, die verbandliche Ebene auf die Tätigkeit eines „Idealvereins“ zu beschränken und die (ehemaligen) Zweckbetriebe als Unternehmen in handelsrechtlicher Form zu führen. Dieser Idealverein könne sich an dem Unternehmen in dem Umfange beteiligen, wie es nach gegenwärtigem und künftigen Steuerrecht (Harmonisierung des Gemeinnützigkeitsrechts) steuerunschädlich sei. Dabei müsse auf jeden Fall vermieden werden, daß die Beteiligung den Umfang einer wirtschaftlichen Betätigung erreiche.

„Keine Zukunft“

„Wenn ich abschließend resümiere“, so Oppl wörtlich, „so komme ich zu der Einsicht, daß die klassische Sozialstation keine Zukunft hat“. Vielmehr komme es darauf an, sie in ihrer Leistungspalette zu erweitern, neue handelsrechtliche Unternehmensformen und Unterneh-

menszusammenschlüsse zu suchen und zu entwickeln, gezielte Marktforschung und Marketing zu betreiben. Nur so werde die Leistungsfähigkeit der Vergangenheit unter den veränderten Bedingungen von Gegenwart und Zukunft aufrechterhalten werden können.

Krankenpfleger mit Ferienhaus?

„Einige meiner Kollegen, die sich in den 80er Jahren selbständig gemacht haben, besitzen heute ein Ferienhaus auf Sylt, haben eine Luxuslimousine in der Garage stehen, und manche fliegen sogar ein eigenes Flugzeug.“ Mit diesem Hinweis skizzierte Ursula Zawada, leitende Krankenschwester und Fortbildnerin am Düsseltdorfer Institut für Kranken- und Altenpflege Visitas die Chance, die der freie Markt Jungunternehmerinnen und -unternehmern aus der Pflege und in der Pflege bietet. Dennoch sei es ungerecht, die „Freiberuflichen“ als die ausschließlich Gewinnorientierten zu diskriminieren. Tatsache sei, daß Tausende von hochqualifizierten Krankenschwestern und Krankenpflegern in den letzten Jahren die Flucht aus den Institutionen angetreten hätten, weil sie ihr eigener Herr sein und nach eigenen Qualitätsansprüchen pflegen wollten – ohne Ideologie, auch ohne Trägerverband. Diese freiberuflich Pflegenden hätten gemerkt, daß die Verbände hohe Umsätze erzielten, die Pflegenden aber mit einem Taschengeld abgespeist würden.

„Weil sie genauer hinschauten, bekamen sie erstmals ein Gefühl für den Wert ihrer Arbeit“, sagte die Krankenschwester. Dabei hätten sie gemerkt, daß man als freiberufliche Kraft in der Pflege Umsätze zwischen 8.000 und 25.000 DM monatlich erzielen und davon auch einen erheblichen Teil als Reinerlös verbuchen kann. „Das macht schon Spaß“, sagte sie.

Eigenverantwortlichkeit gefragt

„Auch ich habe in meiner Ausbildung die Erkenntnis vermittelt bekommen, Krankenpflege sei so viel wert, daß sie nicht bezahlbar sei“, stellte Frau Zawada fest. Deshalb habe man eben von vornherein wenig dafür bezahlt. „Das funktioniert heute nicht mehr“, fügte die Referentin hinzu. Freiberufliche verlangten für ihre Arbeit eine gerechte Bezahlung und, was ihr ein besonderes Anliegen sei, Gerechtigkeit bei der Bewertung der Leistungen. Dies sei schon deshalb gerechtfertigt,

weil 80 Prozent der Kollegen, die sich selbständig gemacht hätten, zusätzlich zum Krankenpflegeexamen eine weiterführende Fachausbildung in Intensivpflege oder Anästhesie absolviert hätten. Diese qualifizierten Pflegekräfte hätten den Institutionen vor allem deshalb den Rücken gekehrt, weil sie eigenverantwortlich arbeiten und ganzheitliche Pflegekonzepte realisieren wollten.

Wesentliches Antriebsmoment für den Ausstieg sei das Bedürfnis, die Arbeit besser zu machen, als die Pflegedienstleitungen in den Krankenhäusern und Sozialstationen erlaubten. Natürlich hätten diese Pflegenden zu Anfang ihrer Freiberuflichkeit Fehler gemacht, weil sie sich weder im Steuerrecht noch in Betriebswirtschaftslehre auskannten. „Aber sie haften für ihre Fehler selbst. Sie sind gezwungen, schnell zu lernen. Und das können sie“, sagte Frau Zawada. Die freiberuflich Pflegenden seien an den neuen Herausforderungen sehr schnell gewachsen, um den Preis einer Arbeitszeit von 50 bis 70 Stunden je Woche zwar, aber sie habe bisher niemanden getroffen, der den Schritt in die Selbständigkeit bereut hätte und bereit sei, in eine Institution zurückzukehren, fügte Frau Zawada hinzu.

Die Rechnung

Den Sozial- und Diakoniestationen warf Ursula Zawada in diesem Zusammenhang vor, daß sie desolate und unrentable Betriebsstrukturen von den Pflegenden finanzieren ließen. Sie verwies auf einen Kollegen in Berlin, der, vier Monate nachdem er sich selbständig gemacht hatte, über 60 Angestellte und 4 Außenstellen verfügte. „Dem geht es heute gut.“

Wie gerechnet wird, erläuterte Ursula Zawada an einem Zahlenbeispiel für 2 Krankenschwestern, die einen Vertrag mit einer Krankenkasse abgeschlossen haben und sich die freiberufliche Tätigkeit teilen.

Zahlen, von denen angestellte Pflegekräfte nicht einmal zu träumen wagen.

Neue Möglichkeiten

Wichtig für die Freiberufler in der Pflege sei auch, daß sie die Möglichkeit hätten, aufgrund des höheren Verdienstes gute Fortbildung zu kaufen. Manchen gelingt es sogar, sich „Zeit freizuschaukeln und an die Universität zu gehen“. sagte Ursula Zawada. Anstelle der Hexenjagd auf

die erfolgreichen Freiberufler forderte sie Gespräche zwischen Angehörigen der Sozial- und Diakoniestationen und den Freiberuflern in der Pflege. Nur so könnten Vorurteile abgebaut, Verständnis füreinander gewonnen und Möglichkeiten der Kooperation gefunden werden. Daß dies bisher nicht oder nur sehr vereinzelt geschieht, führte Frau Zawada auf Ängste der etablierten Organisationen zurück, Marktanteile und auch politischen Einfluß zu verlieren.

Entwicklung verschlafen

„Das ist hier ja eine Werbeveranstaltung für Freiberufler“, empörte sich am Nachmittag der Veranstaltung Horst Trenz, Pflegedienstleiter der Sozialstation Biberach. Die Probleme seien durch die rosarote Brille der Privaten völlig einseitig dargestellt worden, sagte er unter heftigem Applaus der Zuhörer. Dennoch müßten sich die Sozialstationen intensiv mit der Frage auseinandersetzen, in welcher Weise sich die Pflegeversicherung auf ihre Arbeit auswirken werde. Dabei werde es kein Patentrezept geben. Jede Sozialstation sei aufgerufen, für ihr Umfeld eine Analyse zu erstellen und Verhaltensmuster zu entwickeln. Sicher sei, daß sich die Konkurrenzsituation verschärfen werde. Sicher sei des Weiteren, daß die Zahl der zu versorgenden Patienten steigen werde, weil noch mehr Pflegefälle zu Hause versorgt werden müßten. „Wir sollten selbstkritisch feststellen, daß wir die Entwicklung der letzten Jahre verschlafen haben,“ stellte Trenz fest. Insbesondere im ländlichen Raum hätten die Sozialstationen Monopolstellungen gehabt, mit der Folge, daß man die Dinge, „einfach laufen läßt“. Aufgabe der Sozialstationen sei es heute, flexibel zu sein und das Leistungsangebot auszuweiten, durch Rufbereitschaft zum Beispiel. Wesentlich sei dabei, daß die Pflegequalität erhalten bleibe. Sie dürfe auf keinen Fall ökonomischen Interessen untergeordnet werden. Wichtig sei desweiteren, Pflegeleistungen in Verbindung mit Zeitwerten darzustellen, dies sei nur mit Hilfe der EDV möglich.

Angst vor den privaten Anbietern brauchen die rund 4.500 Sozialstationen in Deutschland nicht zu haben, meinte Trenz: „Wir haben die besseren Startpositionen. Wir verfügen über gefestigte Strukturen. Und wir besitzen einen in langen Jahren gewachsenen Patientenstamm. Außerdem haben wir die größere Seriosität“,

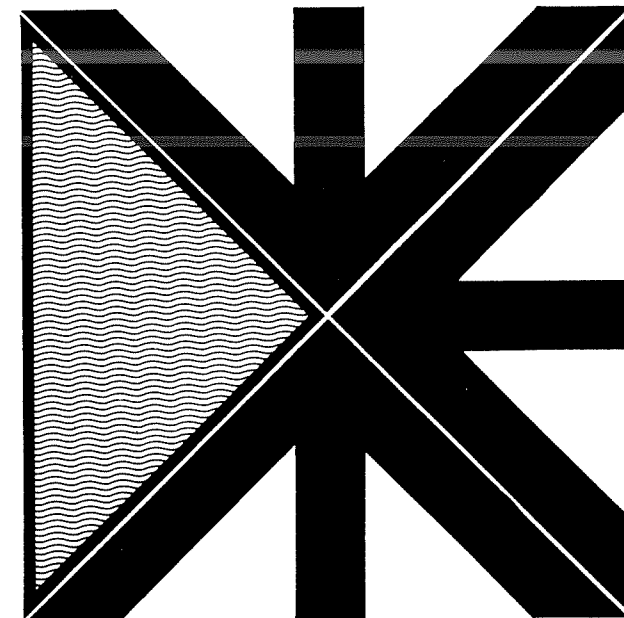
sagte er. Fazit seiner Ausführung: Sozialstationen müssen ihr Leistungsangebot verbessern. Hysterie ist fehl am Platz.“

In dem *Magazin für ambulante Pflege*, „FORUM Sozialstation“ schreibt *Uschi Grieshaber*, Bonn: „Mit der Wahl ihres Tagungsthemas „Sozialstation – wohin?“ hatte die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart deshalb ins Schwarze getroffen. Die Öffnung des Pflegemarkts zwingt die Sozialstationen der Freien Wohlfahrtspflege zum Umdenken.“

So war die große Mehrheit der Tagungsteilnehmer einig: Die Sozialstation muß künftig nicht nur pflegerische Tätigkeit im Angebot haben, sondern die gesamte Nachfragepalette der „Erhaltung des selbständigen Lebens zu Hause“. Das heißt nicht jede Sozialstation muß alles anbieten, aber Kooperation im Sinne von unternehmerischem Engagement ist unverzichtbar.

Ulrich Ritzel von der *Südwest-Presse* schreibt: „Die Mildtätigkeit als Markenartikel? Oppl findet nichts Anstößiges dabei: Qualität kostet ihren Preis, sagt er, und die Leute würden sich ohnehin bald daran gewöhnen müssen, daß die Arbeitsstunde einer qualifizierten Krankenschwester auch nicht billiger sein kann als die eines Monteurs. Die Zeiten der Gemeindeschwester, die bei Wind und Wetter um Gottes Lohn ausgerückt war, sind vorbei.“

Podiumsdiskussion am 6. Februar mit Dieter Kießling, Gabriele Erpenbeck, Saskia Soteria Santoso, Prälat Jürgen Adam, Günther H. Oettinger MdL, Klaus Barwig, Minister Frieder Birzele, Jürgen Klose, Cem Özdemir



Design: Dieter Groß

Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht

Vom Ausländer zum Bürger

Zum Status der eingewanderten Minderheiten in Deutschland

in Zusammenarbeit mit:
Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.
Diakonisches Werk der Evangelischen Landeskirche
Württemberg
DGB-Landesbezirk Baden-Württemberg

4. –6. Februar
Stuttgart-Hohenheim
157 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Klaus Barwig
Klaus Lörcher, Stuttgart
Dr. Christoph Schumacher, Bonn

Referentinnen/Referenten:

Prälat Jürgen Adam, Rottenburg
Çiğdem Akkaya, Bonn
Hartmut Albers, Berlin
Hans Alexy, Bremen
Françoise Benoît-Rohmer, Strasbourg
Minister Frieder Birzele, Stuttgart
Ann Dunnett, London
Gabriele Erpenbeck, Hannover
Prof. Dr. Kees Groenendijk, Nijmegen
Prof. Dr. Kay Hailbronner, Konstanz
Priv.-Doz. Dr. Ulrich Herbert, Hamburg
Barbara John, Berlin
Dieter Kießling, Stuttgart
Prof. Dr. Otto Kimminich, Regensburg
Jürgen Klose, Stuttgart
Arriën Kruyt, Den Haag
Dr. György Mohay, Budapest
Günther H. Oettinger MdL, Ditzingen
Çem Özdemir, Tübingen
Dr. Heribert Prantl, München
Bernadette Renaud, Brüssel
Günter Renner, Kassel
Saskia Soteria Santoso, München
Horst Schade, Strasbourg

Die Gesetzesänderungen im Ausländer- und Asylrecht waren in den Jahren 1989-1993 Gegenstand intensiver Diskussionen bei den Hohenheimer Tagen zum Ausländerrecht. Eine Reihe von Publikationen (herausgegeben im Nomos-Verlage) und einige Materialdienste der Akademie dokumentieren dies ausführlich.

Die diesjährige Veranstaltung befaßte sich nun erstmals wieder mit einer grundsätzlicheren Fragestellung, nämlich mit dem rechtlichen Status der in Deutschland lebenden Minderheiten. Die Fachleute sind sich weitgehend einig, daß die in den 50er und 60er Jahren vorgenommene Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte zu einem Einwanderungsprozeß führte, dem rechtlich bis heute noch nicht ausreichend Rechnung getragen wurde. Es kann jedoch nicht im Interesse unserer Gesellschaft sein, wenn ein zahlenmäßig bedeutender Teil der Bevölkerung über Generationen hinweg außerhalb der staatlichen Gemeinschaft und deren Loyalitätspflichten steht. Vielmehr wurde es als auf der Tagung immer wieder als ein demokratisches Grundanliegen bezeichnet, die auf Dauer in Deutschland lebenden Menschen mit fremdem Paß am politischen und gesellschaftlichen Entscheidungsprozeß gleichberechtigt zu beteiligen. Umso dringlicher stellt sich dies für die hier aufgewachsenen Kinder und Enkel der ehemaligen „Gastarbeiter“ dar. Das geltende Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz stammt aus dem Jahr 1913 und war auf eine gesellschaftliche Situation hin zugeschnitten, die mit den heutigen Gegebenheiten nicht mehr vergleichbar ist. Die inzwischen erfolgten Änderungen im Staatsangehö-



rigkeitsrecht haben die Unübersichtlichkeit nur vergrößert, nicht jedoch die Barrieren für die potentiellen „Aspiranten“ abgebaut. Einer der Gründe hierfür liegt in der nach wie vor bestehenden Ausrichtung auf das Abstammungsprinzip und der Vermeidung von Mehrstaatigkeit. Eine Erleichterung der Einbürgerung hielten die anwesenden Fachleute zwar nicht für die „Patentlösung“, sie könnte jedoch die gewollte gesellschaftliche Integration rechtlich absichern und diesen Prozeß unterstützen. Die meisten westeuropäischen Staaten beschreiten mittlerweile diesen Weg.

Diskriminierung im Alltag wird dadurch nicht beseitigt. Historische Erfahrungen zeigten jedoch auf, daß Minderheitenrechte besonders nach erfolgter Einbürgerung tragfähig werden.

Katholisches Sonntagsblatt, 20. Februar 1994

Mit Mehrstaatigkeit gegen Fremdenhaß? Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht '94

Würden „rechtsradikale Kräfte obsiegen“, wenn Ausländer in Deutschland zur Wahlurne schreiten dürften? Dr. Günther Oettinger, Vorsitzender der CDU-Landtagsfraktion Baden-Württemberg, sprach sich mit dieser Vermutung klar gegen die doppelte Staatsbürgerschaft aus – als einziger Referent der „Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht“, einer Tagung von Akademie und Caritasverband der Diözese sowie Diakonischem Werk und Deutschem Gewerkschaftsbund-Landesverband Württemberg. Die 20 anderen Referenten im Hohenheimer Akademie-Tagungshaus – Juristen, Ausländerbeauftragte und Politiker aus sechs Ländern – erhoffen sich dagegen mehr Heil als Übel von dem Angebot, Einwanderer zur eigentlichen Staatsangehörigkeit die deutsche hinzuwerben zu lassen. Baden-Württembergs Innenminister Frieder Birzele (SPD) sähe darin ein „wichtiges Signal gegen Rechtsextreme“, weil es aufzeige, daß „Menschen, die in unserem Lande leben, gleichberechtigt sind“ – und das „mit der Möglichkeit, die eigene Identität zu wahren“.

Daß mehrstaatige Einwanderer sich schneller einleben und somit in der Bevölkerung und auf dem Arbeitsmarkt weniger Unruhen verursachen könnten, meinte beispielsweise Horst Schade, Beamter im Europarat in Straßburg. In einer Zeit, in der Menschen häufig reisen und den Wohnsitz wechseln, in der die Frau als gleich-

berechtigt gilt und in der die Länder untereinander immer vielfältigere Kontakte knüpfen, paßt nach Schades Meinung auch die Mehrstaatigkeit. Allerdings gebe es zahlreiche Fälle, wo deutsches und ausländisches Recht einander widersprüchen – so etwa, wenn es um das Heiraten, um das Erben oder um die Strafen für Kriminelle geht. Welches Heimatland einen deutschen Ausländer dann zum Kriegsdienst einberufen dürfte und an welches Land er ausgeliefert würde, falls er ein Verbrechen beginge, wäre ebenfalls offen. Dr. Günther Oettinger sieht darüber hinaus „ungeahnte Verwicklungen“ darin, daß ausländische Bundesbürger im Falle eines Krieges ein Recht auf den deutschen Schutz hätten – Deutschland käme in Zugzwang, einzugreifen. So hätte die Bundesrepublik auch in den Krieg in Ex-Jugoslawien verwickelt werden können, um Deutsch-Serben und Deutsch-Kroaten zu schützen. Befürchtungen wie diese hielt mancher Jurist im Publikum für „an den Haaren herbeigezogen“.

In Holland ist die doppelte Staatsbürgerschaft seit fünf Jahren Realität, was Arrien Kruyt, Vorsitzender des Ausschusses für Ausländerfragen im Niederländischen Kirchenrat, sehr befürwortet. „In allen Parteien gibt es eine große Zahl ausländischer Mitbrüder“, meint Kruyt, „Jetzt wird nicht mehr nur über Ausländer geredet, sondern mit ihnen Politik gemacht.“ Eine neue Umfrage habe ergeben, daß die Mehrheit der Holländer das gutheißt – 1980 stimmten die meisten noch dagegen. Kruyt glaubt nun: „Wenn die Politiker keine Angst vor der Ausländerfeindlichkeit haben, wird sie überwunden.“

pem

Der Sammelband dieser Tagung erschien – erweitert durch eine große Zahl von weiteren Aufsätzen namhafter Expertinnen und Experten – Ende des Jahres als Festschrift für Fritz Franz und Gert Müller. Näheres hierzu im folgenden Beitrag. An dieser Stelle nur die Angaben zum Buch:

Vom Ausländer zum Bürger.

Problemanzeigen im Ausländer-, Asyl- und Staatsangehörigkeitsrecht. Festschrift für Fritz Franz und Gert Müller. Hrsg.: Klaus Barwig/Gisbert Brinkmann/Bertold Huber/Klaus Lörcher/Christoph Schumacher, Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden 1994, 731 Seiten – ISBN 3-7890-3627-7, DM 79,00.

Zivilcourage im Dienst der Menschenrechte

Festveranstaltung für Dr. Fritz Franz und Gert Müller

17. September
Stuttgart-Hohenheim
125 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Klaus Barwig

Referentinnen/Referenten:
Dr. Fritz Franz, Coburg
Dr. Hans H. Heldmann, Frankfurt
Prälat Dr. Georg Hüssler, Freiburg
Barbara John, Berlin
Wolfgang Kopp, Freiburg
Gert Müller, Karlsruhe
Sedat Pamuk, Freiburg i.Br.
Dr. Heribert Prantl, München
Bertold Sommer, Karlsruhe

Günter Renner, Vorsitzender Richter am Hessischen Verwaltungsgerichtshof und Schriftleiter der Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik (ZAR), berichtete in der ZAR 4/94 über die Veranstaltung:

Festveranstaltung „Zivilcourage im Dienst der Menschenrechte“

Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart hat anlässlich des 70. Geburtstags von Dr. *Fritz Franz* und des 65. Geburtstags von Rechtsanwalt *Gert Müller* am 17. Sept. 1994 in Stuttgart-Hohenheim eine Festveranstaltung ausgerichtet, an der zahlreiche Freunde, Bekannte und Weggefährten der Jubilare teilnahmen.

Nach der Begrüßung durch *Klaus Barwig*, den Organisator der „Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht“ und anderer ausländerpolitischer Fachtagungen, richteten *Georg Albrecht*, Prof. Dr. *Helmut Rittstieg*, Verlagsleiter Dr. *Volker Schwarz* und *Martin Pfeiffer* sowie Prof.

Dr. *Manfred Zuleeg* und *Herbert Leuninger* (verlesen) Grußworte an die beiden engagierten Verfechter einer humanen Ausländer- und Asylpolitik. Sodann übergab Akademiedirektor Dr. *Gebhard Fürst* eine im Nomos-Verlag erschienene Festschrift mit über 700 Seiten, an der 42 Autoren aus dem In- und Ausland mitgewirkt haben. Die persönliche Würdigung der Jubilare nahmen Rechtsanwalt Dr. *Hans H. Heldmann* und Assessor *Wolfgang Kopp* vor (vgl. dazu ZAR 1994, 2 und 152). Die Feier wurde durch mehrere Auftritte des eingebürgerten türkischen Kabarettisten *Sedat Pamuk* bereichert, dessen eindrucksvolle Darbietungen des Verhältnisses zwischen Einheimischen und Ausländern Heiterkeit, vermischt mit eiskaltem Schaudern hervorrief, besonders bei der Auseinandersetzung mit den ausländerfeindlichen Brandanschlägen der letzten Jahre.

Die Ausländerbeauftragte von Berlin, *Barbara John*, stellte anhand wichtiger Veröffentlichungen und anderer Arbeiten die ebenso vorausschauenden wie richtungsweisenden Bemühungen von *Franz* um ein humanes Migrantenrecht dar. Sie erwähnte vor allem dessen grundlegende Untersuchungen zum Verhältnis von Asylgrundrecht und Flüchtlingskonvention, zu Zuzugssperren für überlastete Gebiete, zur Ausländerdiskriminierung im Berufsrecht und in anderen öffentlichrechtlichen Bereichen sowie zu Niederlassung und Einbürgerung. Dabei machte sie darauf aufmerksam, daß sich die liberale Einbürgerungspolitik in Berlin auszuwirken beginne; im letzten Jahr seien dort etwa 9.000 Ausländer eingebürgert worden, während es im übrigen Bundesgebiet insgesamt nur 26.000 gewesen seien. In gewohnt markanten und eindrucksvollen Worten bekannte sich Dr. *Franz* zu seinen rechtspolitischen Beiträgen, die ihm in den letzten drei Jahrzehnten die Anerkennung, wenn auch nicht immer die ungeteilte Zustimmung der Fachleute eingebracht haben. Hier wurde wie bei anderer Gelegenheit deutlich, daß seine Forschungen und Vorschläge ausschließlich vom idealistischen Streben nach sachgerechten Lösungen geprägt waren und dies seiner beruflichen Entfaltung eher geschadet als genützt hat. Der ehemalige Präsident des Deutschen Caritasverbandes, Dr. *Georg Hüssler*, befaßte sich in seinem Referat mit der Beratung und Betreuung von Fremden als einer originären Aufgabe der Kirche und würdigte dabei den wichtigen Anteil, den Rechtsanwalt *Müller* am Aufbau

eines funktionierenden Rechtsberatungssystems der Wohlfahrtsverbände hat. In seinen Betrachtungen über das Fremdenrecht aus der Sicht eines Rechtsanwalts ging *Müller* auf die Schwierigkeiten ein, die sich bei der sachorientierten Rechtsverfolgung für den Berater ergeben. Mit der Schilderung von exemplarischen Fällen aus seiner langjährigen Praxis machte er deutlich, wie oft Rechtsschutz dem Einzelschicksal nicht gerecht wird, weil die Rechtslage im Flüchtlingsrecht mit den tatsächlichen Erfordernissen nicht Schritt hält oder von Behörden oder Gerichten nur unzulänglich verwirklicht wird. Nachdem *Heribert Prantl* sich kritisch mit den Praktiken von Vertretern des Standes der Journalisten auseinandergesetzt hatte, gab Bundesverfassungsrichter *Bertold Sommer* Anmerkungen zum alten und zum neuen Asylrecht. Er betonte die Aufrechterhaltung des individuellen Grundrechts auf Asyl und die daraus folgende Notwendigkeit, eine Konkordanz zwischen dieser Gewährleistung und den 1993 vorgenommenen Einschränkungen herzustellen. Zur Drittstaatenklausel bemerkte er, europäische Lastenverteilung und Vereinheitlichung seien zweifellos notwendig, die deutsche Lösung erscheine aber eher als ein „Dach, für das es noch kein Haus gebe.“ Drittstaatenregelungen dürften nicht zu einer „organisierten Verantwortungslosigkeit“ führen. In Polen und Tschechien seien wohl die notwendigen tatsächlichen Voraussetzungen für die Aufnahmefähigkeit nicht gegeben; wie solle auch dort gelingen, woran Deutschland angeblich gescheitert sei? Die Schwierigkeiten bei der Durchsetzung des Asylrechts, aber auch die hohen verfassungsrechtlichen Anforderungen an das Verfahren seien dadurch gekennzeichnet, daß es bei der Feststellung der Inhaberschaft des Grundrechts auf Asyl immer um „hundert oder null Prozent“ gehe. Die sehr hohe Zahl von Verfassungsbeschwerden richte sich infolge der einschneidenden Rechtsmittelbeschränkungen überwiegend gegen erstinstanzliche Entscheidungen; damit gerate das Verfassungsgericht in die Situation einer zweiten Instanz. Bei der Überprüfung der Gerichtsentscheidungen entstehe der Eindruck, daß die vielfachen Beschränkungen des Verfahrens zur Feststellung des Asylrechts zu einem Schaden für die Rechtskultur zu führen drohten. Er teile allerdings nicht die bisweilen geäußerte Ansicht, daß das Asylrecht im Interesse des Erhalts einer geordneten Verwaltungsrechtspflege ab-

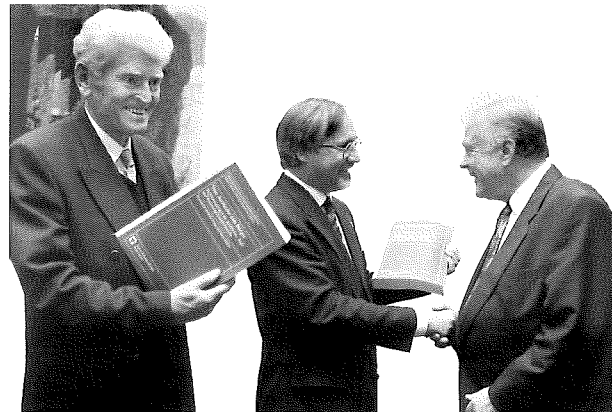
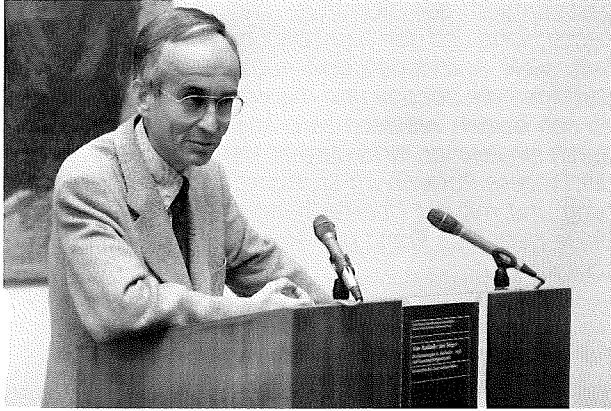
geschafft werden solle. Zur Regelung über sichere Herkunftsstaaten bemerkte *Sommer*, diese gehöre eigentlich nicht in die Verfassung, sondern hätte auch in ein einfaches Gesetz oder eine Verwaltungsvorschrift aufgenommen werden können. Hinsichtlich der Vertragsermächtigungen in Art. 16a Abs. 5 GG wies er darauf hin, daß diese noch keine Bedeutung erlangt hätten und im übrigen nach allgemeiner Ansicht ohnehin nicht ausreichen.

Direktor Dr. Fürst überreichte die Festschrift mit einigen Anmerkungen zum Stellenwert des Schwerpunktes Ausländer- und Asylrecht innerhalb der Akademiearbeit: *„... Für eine kirchliche Akademie ist es sicher ungewöhnlich, mit einer Festschrift zwei profilierte Juristen zu ehren, die sich in ihrem Leben für die Menschenwürde in unserem Land eingesetzt haben. Ehrungen dieser Art werden in der Regel von Repräsentanten des Staates oder anderer Institutionen des Gemeinwesens wie z.B. Universitäten oder gesellschaftliche Einrichtungen vorgenommen.“*

Dennoch ist es nicht zufällig, daß sich die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart als Institution der Kirche aus ihrem Selbstverständnis heraus berufen fühlt, beiden Jubilaren für ihr bisheriges Lebenswerk nicht nur zu danken, sondern dies auch im Rahmen einer größeren Öffentlichkeit durch diese Festveranstaltung und die Festschrift zu dokumentieren.

Für die Kirche hat Menschenwürde ihre Wurzel darin, daß jeder Mensch Abbild und Widerschein Gottes ist. Papst Paul VI. formulierte 1973 zum 25jährigen Gedächtnis der Menschenrechte durch die UN: „Daher sind alle Menschen in ihrem Wesen untereinander gleich. Die ganzheitliche personale Entfaltung ist Manifestation dieses Bildes Gottes in uns. In der Gegenwart ist die Kirche sich dieser Wahrheit stärker bewußt geworden. Sie ist fest davon überzeugt, daß die Förderung der Menschenrechte eine Forderung des Evangeliums ist und daß sie deswegen in ihrem Dienst eine zentrale Stellung einnehmen muß.“

Damit hat sich die Kirche ganz bewußt auf die Seite derjenigen gestellt, deren Rechte bedroht und eingeschränkt sind. Immer wieder hat sie darauf hingewiesen, daß dies in besonderer Weise für Migranten und heute vor allem für Flüchtlinge zutrifft.



*Grußworte von Prof. H. Rittstiegl und Verlagsleiter V. Schwarz.
Übergabe der Festschrift an Dr. Fritz Franz und Gert Müller.
Der Kabarettist Sedat Pamuk.*

Dieses Verständnis vom Menschen als unverwechselbares Bild Gottes kann in Konflikt geraten mit Leitvorstellungen, die ausschließlich von nationalen Interessenslagen geprägt sind. Gemeinwohl aus kirchlicher Sicht hat aber mit inter-nationaler Gerechtigkeit zu tun. Die Menschheit bildet nach kirchlich-christlichem Verständnis eine „Menschheitsfamilie“. Das Gemeinwohl ist deshalb gerade nicht einfach mit Belangen eines bestimmten Staates gleichzusetzen. Der sich daraus ergebende Konflikt wird gegenwärtig deutlich in der Kontroverse um die Rolle der Minderheiten in unserer Gesellschaft – eindrücklich in den Diskussionen um Minderheitenrechte, Asylrecht und vor allem Kirchenasyl.

Menschenwürde in ihrem universellen Geltungsbereich besitzt sowohl in christlichem als in humanistischem Denken und Handeln einen zentralen Stellenwert. Gert Müller und Fritz Franz verkörpern diese Prinzipien der abendländischen Tradition auf je authentische Weise.

Die Akademie – gegründet auf den Anspruch der lebendigen Begegnung von Kirche und Welt und verpflichtet den Prinzipien des Dialogs und der Gastfreundschaft im umfassenden Sinne – sieht es daher seit Jahren als ihre Aufgabe an, Ort zu sein, diesem Denken in ihren Tagungen Raum zu geben und dies in die kirchliche und gesellschaftliche Öffentlichkeit hinein zu vermitteln. Es war deshalb naheliegend, daß beide Jubilare seit Jahren diesen Arbeitsschwerpunkt der Akademie nicht nur begleitet, sondern durch ihre Persönlichkeiten mit geprägt haben. Fritz Franz hat wesentliche Impulse zum Staatsangehörigkeits- und Niederlassungsrecht gegeben, Gert Müller zu Fragen und Problemen der Arbeitsmigranten und der Flüchtlinge, vor allem der Christen aus der Türkei. Viele unserer Publikationen belegen dies eindrücklich.

Die hohe Wertschätzung des Lebenswerkes der beiden Jubilare kommt an diesem Tag in doppelter Weise zum Ausdruck: die Gäste, die sich zur Festveranstaltung eingefunden haben, geben ein beredtes Zeugnis. Die Festschrift dokumentiert in noch höherem Maße den Grad der Verbundenheit: Mehr als 40 Autorinnen und Autoren aus den verschiedenen Bereichen von Wissenschaft, Politik, Verwaltung, Rechtsprechung, Kirchen, Wohlfahrtsverbänden und Gewerkschaften haben zu einem weit gespannten Themenspektrum beigetragen, das sich sowohl mit grundsätzlichen als auch aktuellen Fra-

gestellungen der Migration und der Migranten in Deutschland und den europäischen Nachbarstaaten befaßt. Viele Autorinnen und Autoren bringen in ihren Beiträgen die geistige und menschliche Verbundenheit zu den beiden Jubilaren zum Ausdruck. Sie geben dadurch ein Zeichen ihres Dankes, dem sich die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart mit dieser Veranstaltung und mit der Überreichung der Festschrift an Sie beide Herr Fritz Franz und Herr Gert Müller gerne anschließt. [...]“

Evangeliar von Hah (Tur Abdin): Mariä Verkündigung, 1227



Zur Situation der Christen aus der Türkei und aus Syrien

Tagung in Zusammenarbeit mit:
Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Diakonisches Werk der evangelischen Kirche in Württemberg e.V.
AK Asyl Baden-Württemberg

26.–27. September
Stuttgart-Hohenheim
50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Klaus Barwig
Volker Kaufmann, Stuttgart
Karl Hans Kern, Stuttgart
Ragini Wahl, Nürtingen

Referentinnen/Referenten:

Karl Ammann, Freiburg
Gert Müller, Karlsruhe
Dr. Barbara Neppert, Hamburg
Horst Oberkampff, Bad Schussenried
Dr. Otmar Oehring, Aachen
Habip Önder, Göppingen
Dieter Scheel, Stuttgart
Peter Schibalski, Paderborn
Dr. Wolfgang Schwaigert, Blaubeuren
John van Tilborg, Groningen
Michael Wichert, Ehingen
Gabriele Yonan, Berlin

Die Konferenz der Innenminister von Bund und Ländern (IMK) hatte im November 1994 u.a. Bleiberechtsregelungen für Christen aus der Türkei auf der Tagesordnung. Im Vorfeld wollten kirchliche Organisationen und Initiativen ihre Vorstellungen zugunsten solcher Bleiberechtsregelungen für Christen aus der Türkei und aus Syrien mit ausgewiesenen Fachleuten diskutieren und anschließend den politisch Verantwortlichen ihre Einschätzungen und Forderungen übermitteln.

Der folgende Bericht konzentriert sich auf die Situation der Christen in der Türkei.

Problemstellung

Zunächst seien zur Verdeutlichung des Problems einige Abschnitte aus einem Papier des Caritasverbandes der Diözese Rottenburg-Stuttgart zitiert:

„Die Gruppe der syrisch-orthodoxen und chaldäischen Christen ist in ihrem ursprünglichen Siedlungsgebiet, dem Tur Abdin, von der Ausrottung bedroht. Am Anfang des Jahrhunderts lebten noch etwa 100.000 Christen in der Region, heute sind es noch 1.500 Gläubige (vergl. G. Lech, FAZ, 07.06.1994).

Der Tur Abdin liegt im Notstandsgebiet an der türkisch-syrischen Grenze. Als Folge des dort herrschenden Bürgerkrieges zwischen dem türkischen Militär einerseits und den Kurden und der für sie sprechenden PKK andererseits werden sie zwischen den Fronten aufgerieben.

Unter Mordandrohungen müssen die Christen die dort operierende PKK mit Geld und Lebensmitteln unterstützen und ihnen sogar Unterkunft gewähren. Das türkische Militär reagiert auf dieses Handeln mit „Strafaktionen“. Jeder, der die Aufständischen unterstützt, wird streng bestraft. In diesen Bürgerkriegsverhältnissen kann nicht davon ausgegangen werden, daß die Strafaktionen auf Guerillakämpfer und ihre (gezwungenen) Unterstützer begrenzt sind, vielmehr werden auf Verdacht hin Unbeteiligte in Mitleidenschaft gezogen (VG Sigmaringen, Juli 1993).

Unter zusätzlichen Druck ist die kleine christliche Gemeinschaft durch die Zwangsevakuierung des Dorfes Kösralli/Hassane am 20.11.93 geraten. Im Zusammenhang mit Operationen gegen die kurdische PKK haben die türkischen Sicherheitskräfte die Bewohner Hassanes aufgefordert, ihr Dorf in einer Frist von 2 Wochen zu räumen. Seine 181 Einwohner, die von den 1.500 Dorfbewohnern Anfang der 80er Jahre übriggeblieben waren, nahmen Zuflucht in umliegenden Klöstern und Dörfern. Nach der Evakuierung zerstörten türkische Hubschrauber die 400 Häuser des Dorfes. Die Felder wurden vermint. Die Zahlung einer Entschädigung an die Dorfbewohner lehnte der Gouverneur ab. (Vgl. G. Lerch, FAZ 07.06.1994 „Zwischen Mühlsteinen verrieben“ und Lagebericht des Auswärtigen Amtes vom 29.04.1994).

Vor allem in den besonders stark betroffenen Provinzen Diyarbakir, Batman, Mardin, Sirnak und Hakkari werden verstärkte Festnahmen, Personenkontrollen und Verhöre durchgeführt.

Eine unrühmliche Rolle spielen die rund 40.000 vom Staat bezahlten und bewaffneten zivilen „Dorfschützer“. Nach einem Massaker mit 7 Toten (5 syrische Christen und 2 Yeziden) am 13.1.1993 warf die Gesellschaft für bedrohte Völker einen Tag später in einer Presseerklärung der türkischen Regierung vor, durch den Aufbau paramilitärischer Kräfte, wie den sog. Dorfrichtern, kriminelle irreguläre Einheiten zu schaffen, die mit Wissen des Militärs gegen die Zivilbevölkerung vorgehen würden. Gleichzeitig fördere das türkische Militär die fanatischen islamischen Kräfte der „Partei Gottes“ (Hisbollah) und hetze deren Anhänger gegen die beiden wehrlosen Minderheiten, die der Christen und die der Yeziden, auf. In einer Stellungnahme vom 27.9.93 führt amnesty international aus, daß sich der Vertreibungsdruck im Laufe der letzten Monate besonders auch wegen der Kriege zwischen Armenien und Aserbaidshan und in Bosnien landesweit erheblich verstärkt hat. Die angegriffenen Muslime dieser Länder würden von einem großen Teil der türkischen muslimischen Bevölkerung als Brüder angesehen, die von den Christen bekriegt würden.“

Einschätzungen und Forderungen

Unmittelbar im Anschluß an die Tagung formulierten die Veranstalter einen Bericht, aus dem die folgenden Auszüge entnommen sind:

... wir begrüßen die Initiative einzelner Bundesländer um eine bundeseinheitliche humanitäre Bleiberechtsregelung für Christen aus der Türkei. Parallel zu der Arbeitsgruppe der Innenministerien berieten sich Vertreter der christlichen Kirchen und ihrer Wohlfahrtsverbände über die aktuelle Situation in der Türkei und Syrien. Die Aussagen anerkannter Sachverständiger wie Gabriele Yonan, Gesellschaft für Bedrohte Völker; Dr. Barbara Neppert, amnesty international; Generaldirektor John van Tillborg, INLIA Holland; Dr. Otmar Oehring, Missio Aachen und Vertreter der syrisch-orthodoxen Kirche, verdeutlichen, daß es sowohl für die Gemeinden in Tur Abdin, als auch für die in Deutschland lebenden Christen aus der Türkei Lösungen anzustreben gilt.

Wer in der Türkei bleiben will, muß ausreichend Schutz

und Unterstützung erfahren. Wir sind davon überzeugt, daß die Situation der noch in Tur Abdin lebenden 2–3.000 Christen originär mit dem Kurdenkonflikt verbunden ist. Da sich selbst mittelfristig keine Lösung dieses Konfliktes absehen läßt, ist die Ausrottung der dortigen christlichen Gemeinden nur eine Frage der Zeit. Gerade deshalb treten wir mit Nachdruck dafür ein, daß in der Türkei die Voraussetzungen geschaffen werden, die unseren Schwestergemeinden ein Überleben ermöglichen.

Bevor diese Anstrengungen von Staat und Kirche nicht zu einem Erfolg führen, sind wir aber den hier lebenden Christen aus der Türkei den notwendigen Schutz und die Hilfe schuldig.

Aus diesem Grund unterstützen wir die bisherigen Ergebnisse der ministeriellen Arbeitsgruppe dahingehend, daß wir im Bezug auf die hier lebenden Christen aus der Türkei für ein humanitäres Bleiberecht eintreten. Diese Bleiberechtsregelung muß, unserer Auffassung nach, um die Möglichkeit des erweiterten Familiennachzugs in gerader Linie ergänzt werden, versehen mit einer großzügigen Härtefallregelung für Geschwister und erwachsene Kinder.

Eindeutig negiert wurde von den Expertinnen und Experten die Existenz einer innerstaatlichen Fluchtalternative in der Türkei. Dr. Otmar Oehring, Missio Aachen, hat uns eine aktuelle Stellungnahme übergeben, die u. a. belegt, daß der Aufbau einer überlebenssichernden Existenz für Christen aus dem Tur Abdin im Westen der Türkei nicht möglich ist.“

Die wichtigsten Fakten, die Dr. Oehring vorbringt:

Innerstaatliche Fluchtalternative

Für die meisten christlichen Zuwanderer und ihre Familien, die in der Zeit nach 1989 nach Istanbul gekommen sind, war der *notwendige* Lebensunterhalt – selbst bei Unterstützung durch Dritte – nicht sichergestellt. Es erwartete sie daher – auch unter Berücksichtigung der Unterstützung Dritter – *auf Dauer* ein Leben unterhalb des Existenzminimums. Die Existenz einer Fluchtalternative Istanbul ist daher nicht gegeben.

Existenzminimum

Das Existenzminimum für eine vierköpfige Familie wird für Istanbul z.Zt. mit monatlich rund DM 750,- bis DM 1.050,- angegeben.

Wohnungsmiete

Allein die Miete für Wohnungen (niedrigster Qualität) in den von christlichen Zuwanderern (zwangsläufig) bevorzugten Istanbuler Wohngebieten beläuft sich auf DM 150,- bis DM 600,- im Monat. Häufig sind entsprechende Beträge bereits für die Unterbringung einer Familie in einem durchschnittlich 10 m² großen Zimmer ohne eigene Sanitäranlagen und Küche aufzubringen.

Staatlich garantierter Mindestlohn

Der staatlich garantierte Mindestlohn beträgt demgegenüber rund DM 220,- für über 16 Jahre alte Beschäftigte und etwa DM 170,- für unter 16 Jahre alte Beschäftigte. Der staatlich garantierte Mindestlohn wird im Regelfall in großen Industriebetrieben und von einem Teil der Dienstleistungsbetriebe bezahlt. Ungelernte Hilfskräfte bekommen häufig nicht einmal den zum Überleben ohnehin schon kaum ausreichenden staatlich garantierten Mindestlohn.

Arbeit: Möglichkeiten/Hindernisse

Da es sich bei einem großen Teil christlicher Zuwanderer aus dem Südosten und Süden der Türkei um Menschen handelt, die bis zu ihrer Abwanderung aus ihren ursprünglichen Siedlungsgebieten ausschließlich in der Landwirtschaft tätig waren, kommt für sie in Istanbul i.d.R. nur eine Arbeit als ungelernete Hilfskräfte in Frage.

Mangelnde schulische und berufliche Bildung, fehlende Türkischkenntnisse

Dies gilt besonders dann, wenn sie nur über eine mangelhafte schulische und/oder berufliche Bildung verfügen und/oder die türkische Sprache nicht oder nicht gut beherrschen. Gute Sprachkenntnisse können i.d.R. nur erwartet werden von Männern, die ihren Wehrdienst geleistet haben und von Kindern, die eine staatliche Schule besucht haben, was häufig nur bei Buben der Fall war. Für diejenigen, die keine oder keine ausreichenden türkischen Sprachkenntnisse haben, gibt es nur dann eine Erwerbsmöglichkeit, wenn sie eine Arbeit als ungelernete Hilfskräfte bei syrisch-orthodoxen, syrisch-katholischen oder chaldäischen Arbeitgebern finden. Andernfalls sind sie, wie die riesige Zahl der ebenfalls vom Land kommenden nicht-christlichen Zuwanderer, auf den allgemeinen Arbeitsmarkt angewiesen, wo sie in den gleichen Bereichen wie die nichtchristlichen Zuwanderer Arbeit suchen. Daß die christlichen Zuwanderer hier

praktisch chancenlos sind, hängt einfach mit ihrem Bevölkerungsanteil zusammen. Ob sich für einen Arbeitsplatz, für den sich *ein* Christ beworben hat, 50, 100, 200 oder 1.000 nichtchristliche Arbeitssuchende bewerben, spielt folglich kaum eine Rolle für die Chancen(losigkeit) des christlichen Arbeitssuchenden.

Unterstützung durch (religiöse) Gemeinden

Die meisten der christlichen Zuwanderer, die nicht erwerbstätig sein können, weil sie z.B. keine Erwerbstätigkeit finden konnten oder weil sie nicht mehr im erwerbsfähigen Alter sind, sind nicht in der Lage, sich und ihre Familie – etwa *allein* durch Unterstützung seitens der jeweiligen (religiösen) Gemeinde – unter Wahrung menschenwürdiger Verhältnisse zu ernähren, zu kleiden, Unterkunft zu haben und im Krankheitsfall ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Die traditionelle Familienstruktur im Nahen Osten sieht auch bei den christlichen Familien eine Beschränkung der Hilfe auf den Bereich der eigenen Familie vor, wobei einzig die Familie des Vaters, der Brüder und der Söhne erforderlichenfalls Hilfe erwarten können. Hilfe durch die (religiöse) Gemeinde ist in der Vergangenheit nicht erforderlich gewesen, da die innerfamiliären Hilfsmechanismen für die soziale Absicherung in Not geratener Familienmitglieder völlig ausreichten. Das Aufbrechen der traditionellen Familienstrukturen, bedingt durch die Abwanderung von Familienmitgliedern, hat dazu geführt, daß heute in vielen Fällen Familienmitglieder, die traditionell auf die Hilfe des Vaters, der Brüder oder der Söhne hätten bauen dürfen, unversorgt bleiben. Die (religiösen) Gemeinden haben es bislang nicht vermocht, dieses Vakuum aufzufüllen. So hat etwa die syrisch-orthodoxe Gemeinde ein Istanbul 1993 nur etwa 10% der Summe aufgebracht, die erforderlich gewesen wäre, um den rund 120 nach Istanbul zugewanderten Familien ein menschenwürdiges Auskommen zu sichern.

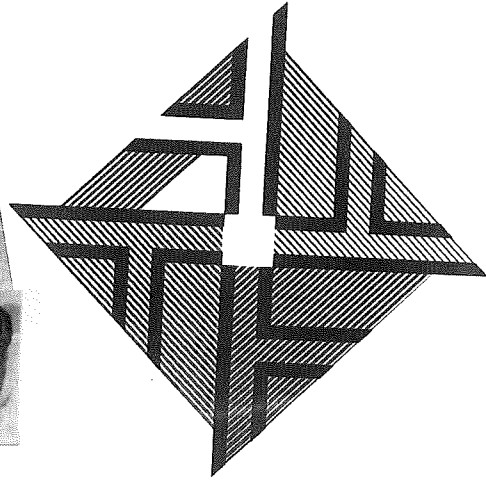
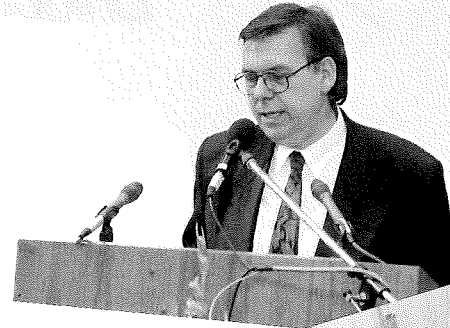
Die Innenministerkonferenz fand trotz der geschilderten Situation und trotz der Überschaubarkeit des Problems (homogene Personengruppe, beschreibbare Größenordnung) nicht zu einer abschließenden Bleiberegulation für Christen aus der Türkei. Grund dafür ist die für solche Regelungen erforderliche Einstimmigkeit, die aufgrund der ablehnenden Haltung der Bundesländer Bayern und Sachsen nicht erreichbar war.



AKADEMIEFEST
1. JUNI 1994
Tagungshaus der Akademie
Weingarten, Kirchplatz 7



AKADEMIE
DER DIÖZESE
ROTTENBURG-STUTTGART

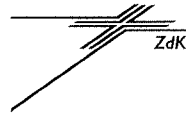


SOMMERFEST
17. Juni 1994

Paracelsusstraße 91
Stuttgart-Hohenheim



92. Deutscher
Katholikentag
Dresden
29.6.-3.7.1994



Einladung



Die Akademie auf dem Katholikentag

Im Auftrag des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken übernahm die Akademie am sogenannten „Dresdentag“ am Samstag, 2. Juli die Gestaltung des ganztägigen Großforums „...damit Menschheit überlebt“ in der Martin-Luther-Kirche in Dresden/Neustadt.

„... damit Menschheit überlebt“

Dieses von der Akademie gestaltete und verantwortete Großforum hatte die Absicht, an den in den christlichen Gemeinden der damaligen DDR in Gang gekommenen konziliaren Prozeß „Friede, Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung“ anzuknüpfen und ihn erneut in Erinnerung zu rufen. Ausgangspunkt und Grundfragen wurden so gefaßt:

Die Welt, in der wir leben, rückt zusammen. Moderne Kommunikations- und Verkehrsmittel umspannen wie ein Netz den Globus. Die unbegrenzte Mobilität der Menschen macht die Welt zum Dorf. Alles hängt miteinander zusammen und alle hängen voneinander ab. Die Probleme dieser einen Welt: Kriege, Mißachtung von Gerechtigkeit und Menschenrechten betreffen alle, die dramatische Bedrohung der Umwelt kennt keine Grenzen. Die gesamte Menschheit – ihr Leben und Überleben – ist bedroht.

Gelingt die neue Weltordnung, Frieden und Ausgleich zwischen arm und reich? Oder kommt es zu gigantischen Verteilungskämpfen? Kehrt Gerechtigkeit ein? Oder herrscht weiter schreiendes Unrecht? Werden die Menschenrechte siegen oder ihre Verächter? Können wir die Integrität der Schöpfung erhalten oder stürzen wir in die ökologische Apokalypse? Was müssen wir tun, „damit Menschheit überlebt“?

Das große, den ganzen Tag beherrschende Thema wurde in drei Kleinformen unterteilt, die die Überschrift trugen: „... damit Friede wirklich wird“ – „... damit Gerechtigkeit einkehrt“ – „... damit Schöpfung lebt.“

Aus den Pressemitteilungen der Katholikentags-Nachrichtenredaktion:

Damit Gerechtigkeit einkehrt

Menschenrechte müssen garantiert werden.

In Bosnien-Herzegowina seien es die Frauen gewesen, die auf extreme Weise unter der ethischen Säuberung im Zuge der von großserbischen und großkroatischen Ideen getragenen Aggressionen gelitten hätten, der Mißbrauch der Männergewalt sei auf die Spitze getrieben worden. Der Krieg der Männer gegen alles Lebendige sei auch ein Krieg gegen die Frauen. Mit ihrer Anklage gegen die Menschenrechtsverletzungen in Bosnien verwies Frau Dr. Monika Hauser zugleich auf die passive Haltung der westlichen Staaten in diesem Konflikt.

In ihrem Erfahrungsbericht in dem Kleinforum „... damit Gerechtigkeit einkehrt“ schilderte die Gründerin einer Solidaritätsaktion für vergewaltigte Frauen und für Waisen in Bosnien am Samstag morgen in der von jugendlichen Teilnehmern gefüllten Martin-Luther-Kirche in Dresden ihre Erfahrungen beim Aufbau von „medica“ in Bosnien. Sie bedauerte, daß die multikulturelle Gesellschaft Bosniens durch den Krieg zerstört worden sei und daß sich in diesem Krieg auf empörende Weise die Gewalt der Männer durchgesetzt habe. Durch die Selbsthilfe der Frauen könnten aber die Folgen dieses Geschehens überwunden werden. Die Frauen müßten künftig selbst dafür Sorge tragen, daß die für sie ebenfalls gültigen Menschenrechte auch politisch eingefordert werden. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Forums drückten durch anhaltenden Beifall ihre Solidarität mit den Forderungen von Frau Hauser aus.

Prof. Dr. Wilhelm Ernst aus Erfurt erinnerte daran, daß Gerechtigkeit nur in einem Prozeß verwirklicht wird, bei dem die Forderung nach der Beachtung der Menschenrechte sich gleichermaßen an Deutschland, an Europa und an die Völkergemeinschaft insgesamt richtet. „Damit Gerechtigkeit verwirklicht wird, ist es unabdingbar, daß auf allen Ebenen die Menschenrechte verbindlich gemacht werden.“ Prof. Ernst forderte, daß die Vereinten Nationen mit der Durchsetzung der Menschenrechte betraut werden sollten; die Würde des Menschen dürfe nicht in das Belieben einzelner Staaten gestellt werden. Unter dem Beifall der Zuhörerinnen und Zuhörer verlangte er eine menschengerechtere Gestaltung der Weltwirtschaftsordnung.

Dinge beim Namen nennen, Menschen die Wahrheit zumuten

Sparen, teilen, abgeben, verzichten – das sind nach den Worten von Reinhard Loske vom Wuppertaler Institut für Klima, Umwelt und Energie Leistungen, die die Deutschen heute erbringen müßten. Loske kritisierte am Samstag auf dem Katholikentag die fehlende Bereitschaft der Politiker, „diese Dinge beim Namen zu nennen und den Menschen die Wahrheit zuzumuten.“ Statt dessen verschiebe die Politik alle Probleme in die Zukunft. Loske wies auf den Zusammenhang von ökologischen und sozialen Fragen hin. Arbeitslosigkeit und Umweltvernichtung müßten gemeinsam bekämpft werden. Er forderte eine ökologische Steuerreform, die die Energie höher, die Arbeit aber geringer besteuere.

Der Beitrag des christlichen Schöpfungsglaubens für die Ökologie liegt nach Darstellung des Frankfurter Moralthologen und Jesuiten Philipp Schmitz in der Aussage, daß die von Gott geschaffene Welt ein Ort der Sinnverwirklichung und des Heils sei. Schmitz erinnerte an die Verantwortung des Menschen für die Schöpfung Gottes. Der Mensch sei „Mandatar Gottes“. Er habe im Auftrag Gottes die Erde zu behüten und zu bewahren. Der Jesuitenpater erinnerte daran, daß es auch beim Versagen der Menschen die Chance der Versöhnung mit Gott gebe.

„Viele kleine Schritte zum Frieden“

Der frühere Nato-General Gerd Schmückle hat die UNO aufgefordert, weniger in militärischen Kategorien zu denken. Schmückle äußerte sich am Samstag auf dem Katholikentag skeptisch über die von der UNO praktizierte Interventionspolitik. Das Beispiel Somalia hat nach Ansicht Schmückles bewiesen, daß bei den betroffenen Völkern sofort die Erfahrungen der Kolonialzeit wieder wach würden. Der ehemalige Viersternegeneral plädierte dafür, Großregionen zu schaffen, die selbst für die Friedenserhaltung sorgen sollten. Das zusammenwachsende Europa sei das Modell für eine solche Großregion.

Für „viele kleine Schritte zum Frieden“ plädierte der Präsident der deutschen Sektion der katholischen Friedensbewegung Pax Christi, der Trierer Bischof Hermann Josef Spital. Als Beispiele für konkrete Schritte nannte er gemeinsames Beten, Information und Aufklärung über die Lage in anderen Staaten und Aktionen für die Länder der sogenannten Dritten Welt. Als das

„Ergebnis kleiner Schritte“ bezeichnete Sumaya Farhat-Naser, eine Palästinenserin von der Westbank, die Friedensarbeit der israelisch-palästinensischen Friedensinitiative Neve Shalom. Die Gruppe sei aus der Erkenntnis entstanden, daß Schluß sein müsse mit den gegenseitigen Schuldzuweisungen. Der Friedensprozeß im Nahen Osten sei, so Frau Farhat Naser, erst so spät in Gang gekommen, „weil wir zuwenig voneinander gewußt haben“. Der größte Feind des Friedens sei die Unwissenheit. Die Bewohnerin der Westbank bedauerte, daß das israelisch-palästinensische Friedensabkommen noch keine Verbesserungen für die Menschen in den besetzten Gebieten gebracht habe.

Durch den bekannten Pantomimen Garold Andersen, USA, wurden die Pausen zwischen der Kleinforen künstlerisch gestaltet. Er inszenierte zu den einzelnen Themen passende Szenen wie „Die Blume“, „Ein schmutziger Garten“ und „Schöpfung“.

In der Mittagspause wurden die religiösen Impulse zum Thema Schöpfung in Form von Bibellesung, geistlichen Liedern und meditativer Orgelmusik von Ordinariatsrat Dr. Wolfgang Gramer, Rottenburg, eindrucksvoll gestaltet.

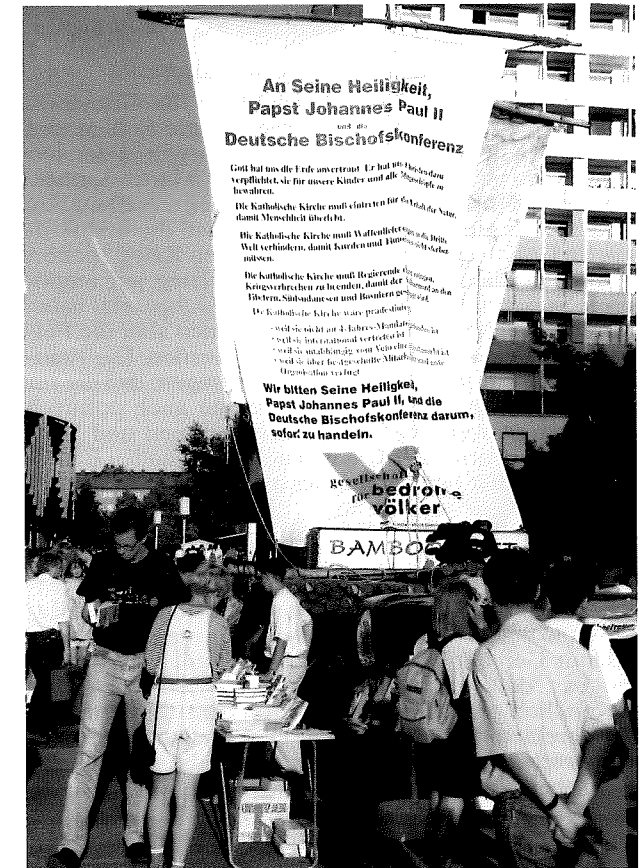
Abschluß und gleichzeitig Höhepunkt dieses Tages war der von Ernst Eitz (SDR) moderierte Expertentalk „... damit Menschheit überlebt“. In einem Podiumsgespräch gaben die Referenten des Tages nochmals Statements ab, die diskutiert wurden und den Besuchern der Veranstaltung Gelegenheit gaben, Fragen zu stellen und mitzudiskutieren.

Floßfahrt für Menschenrechte

Im Rahmen der Thematik „... damit Menschheit überlebt“ stellte Rüdiger Nehberg auf der Katholikentagsmeile während der ganzen Woche sein Original-Bambusfloß aus und gab Informationen über sein Engagement für die bedrohten Völker dieser Erde. Sein Diavortrag „Floßfahrt für Menschenrechte“ am Freitag, 1. Juli lockte hunderte von Sympathisanten bedrohter Völker und engagierte Menschenrechtler an.

Info-Zelt der Akademien auf der Katholikentagsmeile

Den Besuchern der Katholikentagsmeile auf der Hauptstraße Dresden präsentierten sich die Katholischen Akademien in Deutschland in einem Informationszelt. Durch eine breit gefächerte Übersicht über Akademieveranstaltungen, an den Akademien behandelte Problemstellungen und aus der Akademiearbeit herausgewachsene Publikationen wurde den Besuchern die Arbeit der Akademien vorgestellt. Das Interesse der Besucher war überraschend groß und während der Gesamtzeit des Katholikentages konnten interessante Gespräche geführt und weiterführende Kontakte geknüpft werden.



Besuch des russischen Reform-Politikers Grigorij Jawlinskij an der Akademie

Aufgrund langjähriger, guter und kontinuierlicher Kontakte zu Intellektuellen, Politikern und Künstlern stattete am 13. und 14. April der hochrangige russische Reformpolitiker Dr. Grigorij Jawlinskij der Akademie einen Besuch ab.

Jawlinskij ist Vorsitzender des Zentrums für ökonomische und politische Studien (EPIcenter) in Moskau. Er ist Mitbegründer und Leader der Partei „Jabloko“ und Abgeordneter im Russischen Parlament. Geboren am 10. April 1952 in Lvov/Ukraine, studierte er Wirtschaftswissenschaften am Plechanov-Institut in Moskau. Von 1976 bis 1984 war er Mitglied des Wirtschaftsinstituts der Akademie der Wissenschaften. Nachdem er von 1989 bis 1990 Abteilungsleiter im Staatskomitee für Wirtschaftsreformen am Ministerrat der UdSSR war, wurde er 1990 Stellvertretender Ministerpräsident der sowjetischen Regierung und Berater des Präsidenten und 1991 Mitglied des Beraterstabes des letzten russischen Präsidenten Michail Gorbatschow. Seit dem Zerfall der Sowjetunion ist der wissenschaftlich aktiv im EPIcenter, einem von ihm gegründeten Zentrum für ökonomische und politische Studien. Dieses unabhängige Forschungsintitut verfolgt das Ziel, mit wissenschaftlichen Publikationen und Politikberatung den Transformationsprozeß in Rußland und anderen GUS-Staaten zu unterstützen. Bei Umfragen im Jahr 1994 wurde er vor Jelzin, Tschernomyrdin und Gaidar als der vertrauenswürdigste russische Politiker ermittelt, ca. 13 % der Befragten wollten ihn zum Präsidenten haben. Er lag damit in der Bewertung hinter Präsident Jelzin (19,4%) an zweiter Stelle.

Die Akademie vermittelte Dr. Jawlinskij zahlreiche Gesprächspartner aus Wirtschaft, Bankwesen und Presse. Das von der Akademie vermittelte und von ihm den Stuttgarter Nachrichten gewährte Interview ist nachfolgend abgedruckt:



Stuttgarter Nachrichten vom 16.4.1994

Interview mit dem russischen Reformpolitiker und Abgeordneten Grigori Jawlinski

„In zehn Tagen könnte alles eskalieren“

Von unserem Redaktionsmitglied Sabine Klotzbücher

STUTT GART – Grigori Jawlinski (42) ist Vorsitzender und Parlamentsabgeordneter der russischen Reformpartei „Jabloko“. Der Volkswirt leitet das Zentrum für ökonomische und politische Studien „EpiCenter“. Er plädiert für ein Reformkonzept „von unten“, das er modellhaft in der Region Nischni Nowgorod erprobt.

Frage: Die Oktoberputschisten sind auf freiem Fuß. Wie stabil ist die innenpolitische Lage in Rußland?

Jawlinski: Äußerst instabil. Der Grund sind allerdings weniger Ruzkoj und Chasbulatow. Es hängt wohl eher mit der sehr schlechten wirtschaftlichen Situation zusammen, damit, daß die Menschen gar keine Perspektive mehr sehen. Das schafft eine sehr nervöse Stimmung.

Besteht die Gefahr einer Eskalation?

Ja. Im Laufe von zehn Tagen könnte man eine solche Situation zuwege bringen. Alle Voraussetzungen dafür sind da.

Welche Rolle spielt dabei die Armee?

Ich glaube, die Armee würde sich heute mit aller Kraft bemühen, sich zu distanzieren, was auch immer gesche-

hen mag. Aber Armee ist so was Riesiges in Rußland, daß man immer tausend Leute findet, um alles mögliche anzustellen.

Sie kritisieren Jelzins Reformpolitik. Was würden Sie denn anders machen?

Am wichtigsten wäre die Festigung eines Mehrparteiensystems und die Föderalisierung des Staates. Werden diese beiden Schwerpunkte nicht in aller kürzester Zeit realisiert, droht die Desintegration. Außerdem hat Jelzin in seiner Hand eine zu große Macht angehäuft, mit der er nicht fertig wird. Man muß den Einfluß des Parlaments ausweiten und Präsidentschaftswahlen abhalten. Aber wann das sein wird, stellt sich erst heraus, wenn entsprechende Gesetze verabschiedet sind. Wichtig an institutionellen Veränderungen sind die Privatisierung, Entmonopolisierung, Landreform, Einführung von Konkurrenznormen und freier Handel auf dem gesamten Gebiet der ehemaligen Sowjetunion. Das schafft die Basis für eine finanzielle Stabilisierung in vielleicht drei, vier Jahren. Heute versuchen wir, die finanzielle Stabilisierung zu bewerkstelligen, indem wir immer noch die alte sowjetische Wirtschaft praktizieren. Das ist der entscheidende Fehler bei den Wirtschaftsreformen.

Welche Chance hat die GUS?

Ihre Struktur kommt mir nicht arbeitsfähig vor. Zur Zeit hätte es nur einen Sinn, über einen Wirtschaftsvertrag

zu sprechen, also über freien Handel und Investitionsschutz. Politische, nationale und militärische Dinge sollte man aus dem Spiel lassen. Erst später kann man sehen, wozu das führen kann.

Sie gelten als der beliebteste Politiker in Rußland. Warum stellt Ihre Partei nur 25 Abgeordnete in der Duma?

Weil die Einstellung gegenüber jeder Partei sehr schlecht ist bei uns. Die Menschen trennen die Person von den Parteien. Zum anderen wollten 50 Prozent der Wähler nach der Schießerei in Moskau nicht zur Wahl. Schließlich habe ich einen sehr eingeschränkten Wahlkampf geführt. Ich wußte, daß der Einfluß gering sein würde. Unter diesen Bedingungen konnte ich nicht dazu aufrufen, mich zu wählen. Das wäre einem Betrug gleichgekommen.

Was können Deutsche für Rußland tun?

Erstens Verständnis dafür aufbringen, was in Rußland läuft, außerdem eine Million kleiner, konkreter Geschäfte. Das ist wichtiger als jede grandiose Idee. Wenn ein Deutscher mit einem Russen privat zusammenarbeitet, der eine dem anderen hilft, mit Maschinen, Know-how, das bedeutet mehr als Milliardenkredite.

Also Partnerschaften aufbauen?

Das habe ich ja schon gemacht mit Nordrhein-Westfalen, Nischni Nowgorod und der WestLB. Und das funktioniert.



DU SOLLST DIR EIN BILD VOM BILD MACHEN!

In leichter Aufsicht zeigt die vorderseitige Schwarzweiß- Abbildung einen Hocker, der aus einem Baumstamm herausgeschlagen wurde. Klaus Simon (* 1949), der in Krefeld lebende Bildhauer, hat ihn für die Kapelle des Tagungshauses Weingarten der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart geschaffen. Der Sitz für den zelebrierenden Geistlichen ist Teil einer neugeschaffenen, mehrteiligen Raumausstattung (1994). Dazu gehören noch der Altar, vier Bänke für die Meßbesucher und eine Stele für die Hostienschale.

Die vielgestaltige und dennoch einfache, karge, fast schon romanisch reduzierte Formsprache des hölzernen Hockers läßt verschiedene Assoziationen aufkommen. Dabei fällt die dominante Tropfenform auf. Zeichenhaft verweist sie auf die konstituierende Kraft der pfingstlichen Heilig-Geist-Ausgießung, die erst die Christusnachfolge ermöglicht hat. Darüber hinaus klingt mit der Tropfenform das Wasser als lebensstiftende sinnbildliche Kraft an.

Weiter läßt sich die Tropfenform in zwei geometrische Figuren zerlegen: Im oberen Teil, über zwei Drittel der Wegstrecke, erwächst ein Dreieck, das nach unten in die Kontur eines Halbkreises bzw. einer Halbkugel übergeht. Das Dreieck zeigt eine pyramidale Geometrie an, die auf einen Punkt bzw. auf ein Allerhöchstes zu zeigen scheint. Die unten von vier Hohl-Stege durchbrochene Halbkreisform läßt sich in ihrem Konturenverlauf auch als Opferschale auffassen, die die von oben herabfallenden (Opfer)Gaben aufnimmt.

Ob man die quer zu den Lebensringen des Baumes verlaufenden, spaltenartigen Sprengungen des Holzes als herabfallende Geist- oder Blutstropfen – oder als etwas Anderes – interpretiert, bleibt der individuellen Anschauung überlassen. Auf jeden Fall durchbrechen die langgezogenen, schmalen Spalten den organischen Verlauf der Lebensringe, als ob sie auf eine imaginäre Mitte oder gar auf ein Zentrum zusteueren.

Von innen her durchdringt das Zentrum die Peripherie, und von außen her läuft die Peripherie in konzentrischen Lebensringen bzw. Kreisen auf das Zentrum zu, so wie das Wort Gottes den Menschen und umgekehrt der Gläubige den Schöpfer sucht.

In seiner ursprünglichen Gestalt war der Hocker Teil eines Baumstammes. Seit Menschengedenken ruft der Baum, eingebettet in das archetypische Symbolrepertoire, die Übergänge von Leben, Tod und Wiedergeburt in Erinnerung. Wurzel, Stamm und Krone verbinden Himmel und Erde und zeigen den Bund Gottes mit den Menschen an: „Und Jahwe Gott ließ aus dem Erdboden allerlei Bäume hervorwachsen, lieblich anzusehen und gut zu essen, den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen“ (Genesis 2,9).

Die vier Hohl-Stege weisen auf die komplexe Symbolik der Vier-Zahl hin: u.a. die vier Elemente (Wasser, Feuer, Luft und Erde), die vier Evangelisten als die Pfeiler der christlichen Lehre; die vier Jahreszeiten sowie die vier Himmelsrichtungen als Konstanten und Koordinaten der Weltschöpfung; die vier großen Propheten, die vier Kirchenväter, die vier Kardinaltugenden und die vier Temperamente.

Gleichzeitig formen die vier Hohl-Stege die drei kammartigen Holz-Stege aus. Und gebären so aus der geschlossenen Einheit der Tropfenform die symbolträchtige Dreizahl.

Je nach Blickpunkt und individueller Anschauung ergeben sich ständig neue Figurationen und Konkretionen, aus denen weitere sinnbildliche Zusammenhänge erwachsen. Die bildgewordene Schöpfung des Künstlers fordert von jedem Einzelnen, eine neue Beziehung zum eigenen, der Seele innewohnenden Bilderschatz herzustellen. Dieser Prozeß, der spielerische Annäherung und ein offenes Sich-Einlassen-Wollen verlangt, macht den Betrachter selbst zum (Neu-) Schöpfer bzw. zur (Neu-)Schöpferin. Vorausgesetzt, er oder sie gibt Fixierungen auf und stellt gleichzeitig dem vorgefundenen Bild ein eigenes entgegen.

Dr. Justinus Maria Calleen



Justinus Maria Calleen

**Der neue Akademiereferent für
„Zeitgenössische Kunst, Literatur und Kultur“**

Seit Juni '94 ist der aus Köln stammende Kunsthistoriker Justinus Maria Calleen im sogenannten „wilden Süden“ an der Akademie tätig. In unserem Haus betreut er das Referat für „Zeitgenössische Kunst, Literatur und Kultur“. Dabei verfolgt er die Absicht, die Auseinandersetzung und Begegnung mit den Werken des aktuellen Kulturbetriebes zu fördern und gleichzeitig Widerstände abzubauen. Der ausgetragene, lebendige Widerspruchsgeist gehört für ihn zur natürlichen Harmonie der Gegensätze.

Mit Erstaunen stellte unser Referent am 8. April 1960 in Köln fest, daß er in eine Familie hineingeboren wurde, die sich nahezu ausnahmslos entweder der Profession der Kunst oder Psychoanalyse zugewandt hat. Früh nahm er selbst Hammer und Pinsel in die Hand, um die Künste auf

ihrem langen Marsch zu unterstützen. In der Schule besuchte er einen Kunstleistungskurs, baute eine Schülerzeitung auf und arbeitete nebenher bei einem Werbe-photographen. Es folgten freie Arbeiten als Journalist für Wort und Bild.

Nach dem Abitur rief die Bundeswehr. Dort kam es zur „wehrhaften“ Tätigkeit als Redakteur in der Chefredaktion der Truppenzeitschrift „Heer“. Im Anschluß daran war der Hunger auf etwas Vernünftiges groß: J. M. Calleen nahm das Studium der Kunstgeschichte, Geschichte, Philosophie, Psychologie und Ethnologie auf. Für fünf Jahre leitete er mit Freunden eine Stadtteilzeitschrift. 1990 schloß der junge Kunsthistoriker als „magister artium“ das Studium ab und drei Jahre später erfolgte die Promotion.

Versüßt wurden die Studienjahre durch ein Stipendium der Gerda-Henkel-Stiftung und des bischöflichen Cusanuswerkes. Gegenstand der Dissertation war das künstlerische Werk von Georg Meistermann (1911-1990). Danach volontierte er als „Europa-Journalist“ in den Bereichen Print, Rundfunk und Fernsehen und arbeitete als



Kultur-Journalist bei der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung in Essen.

Justinus Maria Calleen ist Nachlaßverwalter von Georg Meistermann, Gründungsmitglied des im Dezember 1994 eröffneten Georg-Meistermann-Museums in Wittlich, schaffendes Mitglied für künstlerische Experimentalfotographie in der Kölner Künstlergruppe „Projekt Oberbuschweg“, Mitglied des deutschen Kunsthistorikerverbandes und des Deutschen-Journalisten-Verbandes.

Zu den Zielen und Absichten des Akademiereferrates Kunst – Kultur – Literatur formuliert Calleen:

Die Auseinandersetzung und Begegnung mit den Künsten ist für die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart keine Stilfrage, sondern eine Lebensfrage. Für sie gehören die Künste zu den elementarsten Hervorbringungen des Menschen. Ihre äußere Erscheinung und ihr innerer Wesenskern, geboren aus dem schöpferischen Geist der Zeit, der Gesellschaft und des Individuums, verlangen nach feinfühligem Annäherung und vorurteilsfreier Aufgeschlossenheit.

Mit keinem anderen Medium vergleichbar, zwingen die unterschiedlichen künstlerischen Erscheinungsbilder den Menschen, sich ganz auf sich selbst und seine einzigartigen seelischen Eigenheiten zurückzuwerfen. In dem Augenblick, wo er den Gegenstand der Betrachtung nicht mehr ohne weiteres verstehen und einordnen kann, erfährt er den einsamen Zustand des Ausgeliefert-Seins.

Gerade das mag mit ein Grund dafür sein, warum wir uns vor dem Neuen wie auch vor dem Fremden fürchten und deswegen eine so starke Abwehr entwickeln, so auch, wenn wir uns auf die zeitgenössische Moderne einlassen. In dieser Situation sind wir gezwungen, neue Strategien der Wahr-Nehmung und Auseinander-Setzung zu entwickeln. Das geht nicht ohne Aufgabe liebgeordneter Positionen, ständige Neuordnungen der verschiedenen Setzungen sowie das Ertragen-Können der einzelnen Brechungen. Ohne das offene, suchende, aber auch streitende Gespräch ist das nicht zu schaffen.

Dieser dialogischen Begegnungsform, die den Menschen erst zum Menschen macht, möchte das Akademiereferrat „Kunst, Literatur und Kultur“ seine Arbeit widmen.

Zum Tod von Siegfried Müller-Murrhardt

Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart trauert um Siegfried Müller-Murrhardt. Durch seinen plötzlichen und völlig unerwarteten Tod verliert die Akademie ihren Musiker: einen treuen, zuverlässigen freien Mitarbeiter. Viele Veranstaltungen der Akademie hat er mit seiner Musik bereichert. Bei vielen Eucharistiefiern während der offenen Wochenendtagungen hatte er die musikalische Gestaltung übernommen und die Orgel in der St. Antoniuskirche gespielt. Einen schon nach seinem Tod anlässlich des „Samstagabend in Hohenheim“ stattfindenden Gottesdienst hatte er noch musikalisch vorbereitet.

1992 konnte er sein 25jähriges Jubiläum als Kirchenmusiker an der Akademie feiern. Siegfried Müller-Murrhardt beriet die Akademie bei Musikforen und bei Uraufführungen zeitgenössischer Werke. Er wirkte mit bei Akademiekonzerten als künstlerischer Leiter und Organist. Vielen Menschen an der Akademie war er bei Gesprächskonzerten ein kundiger Dialogpartner. Auf diese Weise investierte Siegfried Müller-Murrhardt viel von seiner freien Zeit, um die Kirchenmusik zu pflegen und zu fördern. Der Gesellschaft, den christlichen Gemeinden und unserer Kirche leistete er durch seine Tätigkeit einen hohen Dienst. Bischof Dr. Walter Kasper schieb ihm deshalb aus Anlaß seiner Jubiläumsfeier an der Akademie:

„Sie können auf 25 Jahre kirchenmusikalischer Arbeit an der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart zurückblicken. Ich weiß mich Ihnen persönlich und Ihrem kirchenmusikalischen Dienst sehr verbunden, zumal ich immer wieder Gelegenheit hatte, Sie bei Gottesdiensten und Festveranstaltungen unserer Akademie musizierend zu erleben. – Wenn Ihre Kunst unter der Mitwirkung zahlreicher von Ihnen vermittelter Sänger und Instrumentalisten dem Gottesdienst Gestalt verlieh und Ihre verkündende und musizierende Musik es den Ta-

gungsteilnehmern inmitten der intellektuellen Anstrengung ermöglichte, Atem zu holen, war das Atemholen des Leibes von dem der Seele, also dem Beten, nicht zu trennen. Sie verstehen es auf beeindruckende Weise, das Besondere eines Gottesdienstes in der Musik darzustellen und dabei die je verschiedene Situation der Mitfeiernden zu berücksichtigen. Zu schätzen weiß ich Ihr Gespür für die gegenseitige Erhellung von Wort und Musik in der Auswahl von alter und neuer, vorzugsweise aber improvisierter Musik zu Texten z.B. von Gertrud von Le Fort und anderen. Amtlich und persönlich spreche ich Ihnen für Ihren kirchenmusikalischen Dienst an unserer Akademie meine aufrichtige Anerkennung und meinen herzlichen Dank aus. Möge Ihnen die Musik immer wieder zu einer unversieglichen Quelle der Kraft und Freude, der Zuversicht und des Trostes werden!“

So weit die damaligen Worte des Bischofs, die angesichts des Todes von Siegfried Müller-Murrhardt einen noch intensiveren Klang bekommen. Als die Akademie beim Fest anlässlich seines 25jährigen Jubiläums ihm gute Gesundheit wünschte und ihn bat, nach Möglichkeit noch lange an der Akademie seiner künstlerischen Arbeit nachzugehen, konnte niemand ahnen, daß Gott ihn so schnell zu sich rufen würde. Sein plötzlicher Tod läßt alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie sehr betroffen zurück. Wir haben einen wertvollen Menschen und für unsere Arbeit wichtigen Mitarbeiter verloren. Wir verneigen uns in Dankbarkeit vor ihm und vor dem, was er für unsere Einrichtung getan hat.

Stuttgarter Zeitung vom 20.12.1994

Engagiert

Siegfried Müller-Murrhardt tot

Siegfried Müller Murrhardt war einer der profiliertesten Organisten unserer Stadt und Region. Nach dem Studium der Kirchen- und Schulmusik sowie der Romanistik, das er in Stuttgart (bei Anton Nowakowski), Freiburg und Paris absolvierte, war er an verschiedenen Kirchen als Organist tätig, unter anderem in Hohenheim, St. Michael in Sillenbuch, St. Johannes in Ludwigsburg und zuletzt in Stammheim. Sogleich nach der Übernahme des jeweiligen Organistenamtes richtete er regelmäßige Konzertreihen ein, in denen er geistliche Musik aller Epochen aufführte. Besonders lag ihm aber die moderne Kirchen- und Orgelmusik am Herzen, was auch eine stattliche Zahl von Uraufführungen zur Folge hatte. Viele Komponisten aus unserem Land und darüber hinaus sind ihm dafür dankbar. Müller-Murrhardt zeigte hier Mut zum Risiko, und er ließ sich durch Rückschläge nicht beirren.

Über fünfundzwanzig Jahre lang betreute er die musikalischen Aktivitäten der Bischöflichen Akademie in Hohenheim. Für seine Kirchenkonzerte und Kammermusikabende engagierte er renommierte Instrumentalisten und Sänger, wobei sich – schon der vielen Uraufführungen wegen – vielfältige Besetzungen ergaben. Während seiner Hohenheimer Zeit hat er regelmäßig mit dem Stuttgarter Kammerorchester und Karl Münchinger zusammen musiziert. Müller-Murrhardt spielte mit Vorliebe auch in den Barockkirchen des Schwäbischen Oberlandes und des Allgäus, zum Beispiel in Zwiefalten, Steinhausen und Oberstdorf. Reisen in Sachen Musik führten ihn außerdem nach Frankreich, Österreich, der Schweiz und nach Dänemark. Nun ist Müller-Murrhardt im Alter von fünfundfünfzig Jahren am vergangenen Donnerstag gestorben. O.B.

Publikationen aus dem Jahr 1994

Hohenheimer Protokolle

Bd. 46: Brücken zu Eugen Drewermann

Hrsg.: Gebhard Fürst
Stuttgart 1993, 145 Seiten – ISBN 3-926297-51-4
DM 19,50

Materialien (DM 10,00)

1/94 Entprofessionalisierung der Altenpflege
2/94 Rehabilitation im Alter

Verlagspublikationen

Beginn und Ende der Ehe

Aktuelle Tendenzen in Kirchen- und Zivilrecht
Hrsg.: Richard Puza / Abraham P. Kustermann
C.F. Müller Juristischer Verlag Heidelberg 1994
(Motive-Texte-Materialien Band 66)
134 Seiten – ISBN 3-8114-4694-0, DM 68,00

Revision der Theologie - Reform der Kirche

Die Bedeutung des Tübinger Theologen Johann Sebastian Drey (1777-1853)
Hrsg.: Abraham Peter Kustermann
Echter Verlag Würzburg 1994
352 Seiten – ISBN 3-429-01573-1, DM 78,00

Asyl nach der Änderung des Grundgesetzes

Entwicklungen in Deutschland und Europa. Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht
Hrsg.: Klaus Barwig/Gisbert Brinkmann/Bertold Huber/
Klaus Lörcher/Christoph Schumacher
Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden 1994
411 Seiten – ISBN -3-7890-3137-2, DM 49,00

Vom Ausländer zum Bürger

Problemanzeigen im Ausländer-, Asyl- und Staatsangehörigkeitsrecht. Festschrift für Fritz Franz und Gert Müller

Hrsg.: Klaus Barwig/Gisbert Brinkmann/Bertold Huber/
Klaus Lörcher/Christoph Schumacher
Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden 1994
731 Seiten – ISBN 3-7890-3627-7, DM 79,00

Nelly Sachs

Neue Interpretationen
Hrsg.: Michael Kessler/Jürgen Wertheimer
Stauffenburg-Verlag Tübingen 1994
403 Seiten – ISBN 3-86057-130-3, DM 86,00

Entwicklungen im Netzwerk

Systemisches Denken und professionsübergreifendes Handeln in der Entwicklungsförderung
Hrsg.: Hans von Lüpke/Reinhard Voß
Centaurus-Verlagsgesellschaft 1994
204 Seiten – ISBN 3-89085-888-0, DM 38,00

In der Reihe „Analysen und Impulse“ beim Schwa- benverlag Ostfildern:

Asyl am Heiligen Ort

Sanctuary und Kirchenasyl – Vom Rechtsanspruch zur ethischen Verpflichtung
Hrsg.: Klaus Barwig/Dieter R. Bauer
Ostfildern 1994, 155 Seiten – ISBN 3-7966-0736-5
DM 28,00

Jüdisches Leben im Bodenseeraum

Zur Geschichte des alemannischen Judentums mit Thesen zum christlich-jüdischen Gespräch
Hrsg.: Abraham P. Kustermann/Dieter R. Bauer
Ostfildern 1994, 299 Seiten – ISBN 3-7966-0752-7
DM 48,00

Presse- und Medienspiegel 1993 (kostenlos)

Chronik 1993 (DM 10,00)

Ein Gesamtverzeichnis der lieferbaren Publikationen können Sie in der Geschäftsstelle der Akademie anfordern.

Kuratorium der Akademie

Stand: 31.12.1994

Vorsitzender des Kuratoriums

Bien, Dr. Günther
Professor für Philosophie, Universität Stuttgart. Geschäftsführender Direktor des Instituts für Philosophie, Pädagogik und Psychologie

Stellvertretende Vorsitzende

Fünfgeld, Hermann
Intendant, Süddeutscher Rundfunk, Stuttgart

Thieringer, Dr. Rolf
Erster Bürgermeister i.R., Landeshauptstadt Stuttgart

Mitglieder

Adorno, Eduard
Minister a. D. für Bundesangelegenheiten

Auer, Dr. Alfons
Professor em. für Theologische Ethik, Kath.-Theol. Fakultät Tübingen

Beha, Felicitas
Sozialarbeiterin i. R.

Berghof Dr., Norbert
Professor, Vorsitzender im Vorstand des Bildungswerkes der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Abteilungsleiter der Abt. II des Landesinstituts für Erziehung und Unterricht

Binkowski, Dr. Johannes
Professor

Birn, Dr. Helmut
Ministerialdirigent, Umweltministerium
Baden-Württemberg

Birn, Willi
Professor
Regierungspräsident a. D.

Brendle, Franz
Pfarrer, Diözesanstelle
Führungskräfte- und Akademikerseelsorge

Czaja, Dr. Herbert
Präsident des Bundes der Vertriebenen

Dengler, Hans
Vizepräsident der Handwerkskammer Ulm

Eckert, Dr. Hanspaul
Direktor

Eckl, Dr. Rudolf
Verwaltungsdirektor, Arbeitsamt Ludwigsburg

Fischer, Dr. Dorothee
Stadtdirektorin, Gesundheitsamt der
Landeshauptstadt Stuttgart

Fix, Dr. Wolfgang
Professor für Berufs- und Betriebspädagogik,
Universität Stuttgart

Frank, Franz W.
Direktor, Mercedes-Benz AG

Fromm, Dr. Irmgard
Oberstudiendirektorin i. R.

Gerber, Gerd
Oberbürgermeister der Stadt Weingarten

Gerich, Rolf
Oberbürgermeister a. D.

Gerl-Falkovitz, Dr. Hanna-Barbara
Professorin, Technische Universität Dresden,
Institut für Philosophie

Gerstner, Dr. Alois
Ministerialdirigent a. D.

Haas, Alois
Oberstudiendirektor a. D.

Hajek, Otto Herbert
Professor, Bildhauer, Staatl. Akademie der
Bildenden Künste, Karlsruhe

Heinzelmann, Josef
Professor, Akademiedirektor i.R.

Karst, Heinz-Hermann
Ministerialrat a. D.

Keller, Dr. Rolf
Generalstaatsanwalt

Kerstiens, Dr. Ludwig
Professor em.

Langer, Dr. Adalbert
Amtsgerichtsdirektor i. R.

Lindacher, Benedikt
Ltd. Postdirektor i. R.

Mast, Dr. Claudia
Professorin, Universität Hohenheim

Menz, Dr. Lorenz
Staatssekretär, Staatsministerium Baden-Württemberg

Paeffgen, Hartmut P.
Chef vom Dienst, Stuttgarter Nachrichten

Plünnecke, Elisabet
Akademiedirektorin a. D.

Rapp, Heinz
Bundesbankdirektor a. D.
Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken

Reisch, Dr. Dr. h.c. Erwin
Professor, Universität Hohenheim

Rundel, Dr. Otto
Präsident der Führungsakademie des
Landes Baden-Württemberg

Schad, Franz
Ministerialdirigent a. D.
Professor em.

Schick, Otmar
Bürgermeister, Stadt Laupheim

Seeber, Dr. David
Referatsleiter im Staatsministerium
Baden-Württemberg

Siegel, Ingeborg
Stellvertretende Vorsitzende des DGB-Landesbezirks
Baden-Württemberg

Stadler-Nagora, Irmgard
Kammersängerin, Württembergisches
Staatstheater Stuttgart

Tschirdewahn, Dr. Bertram
Chefarzt, Federseeklinik

Waldburg-Zeil, Graf Alois
MdB

Weichenrieder, Dr. Lukas
Abt der Benediktinerabtei Weingarten

Zeller, Dr. Wolfgang
Staatssekretär, Sächsisches Staatsministerium für Wirt-
schaft und Arbeit

Katholische Akademien in Deutschland

Für die Kontakte unter den Katholischen Akademien wurde 1958 der „Leiterkreis der Katholischen Akademien“ gegründet, in dem auch die jeweiligen Institutionen aus der Schweiz, aus Italien und aus Österreich vertreten sind.

Der Vorsitz des Leiterkreises liegt derzeit beim Direktor der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Dr. Gebhard Fürst. Dem beratenden Kollegium gehören die Direktoren der Akademien in Münster und Aachen, Dr. Dr. Thomas Sternberg und Diplom-Theologe Hans Hermann Henrix an, sowie der frühere Vorsitzende des Leiterkreises, Gerhard Krems, Schwerte.

Eine Dokumentation des Leiterkreises *Katholische Akademien in Deutschland* (1993) ist zum Preis von DM 5,- über die Geschäftsstelle der Akademie erhältlich.

Vorsitzender des Leiterkreises

Dr. Gebhard Fürst
Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Im Schellenkönig 61
70184 Stuttgart
Telefon: 0711/1640-6
Telefax: 0711/1640-777

Mitgliederliste

1. Bischöfliche Akademie des Bistums Aachen
Direktor: Dipl.-Theol. Hans Hermann Henrix
Leonhardstr. 18-20
52064 Aachen
Telefon: 02 41/4 79 96-0
Telefax: 02 41/4 79 96-10

2. Katholische Akademie Augsburg
Direktor: Dr. Franz X. Spengler
Kappelberg 1

Postfach 10 19 07
86150 Augsburg
Telefon: 08 21/31 52-2 95
Telefax: 08 21/31 52-2 63

3. Katholisch-Soziales Institut der
Erzdiözese Köln
(Kardinal-Frings-Haus)
Direktor: Dipl.-Vw. Dipl.-Päd. Joachim Sikora
Selhofer Straße 11
53604 Bad Honnef
Telefon: 0 22 24/26 80 + 28 15
Telefax: 0 22 24/7 90 28

4. Thomas-Morus-Akademie Bensberg
Katholische Akademie im Erzbistum Köln
Direktor: Dr. Wolfgang Isenberg
Overather Straße 51-53
Postfach 10 03 46
51429 Bergisch-Gladbach
Telefon: 022 04/40 84-72
Telefax: 022 04/40 84-20

5. Diözesanakademie Berlin
Direktor: Dipl.-Theol. Andreas Hölscher
Westendallee 54
14052 Berlin
Telefon: 0 30/3 05 10 52
Telefax: 0 30/3 20 06-290

6. Katholische Akademie in Berlin
Direktor: Min. a. D. Dr. Werner Remmers MdL
Hannoversche Str. 5
10115 Berlin
Telefon: 0 30/2 80 60 20
Telefax: 0 30/2 82 68 27

7. Walberberger Institut
Heimvolkshochschule der Dominikaner
Direktor: P. Dr. Richard Glöckner OP
Postfach 61 20
53332 Bornheim (Walberberg)
Telefon: 0 22 27/85-0 (85-251)
Telefax: 0 22 27/85 232

8. Kommende - Sozialinstitut des Erzbistums Paderborn
Direktor: Dr. Reinhard Marx
Brakeler Hellweg 144
44309 Dortmund
Telefon: 02 31/2 06 05-0
Telefax: 02 31/2 06 05-80

9. Katholische Akademie Dresden
- Forum für Kirche und Welt -
Direktor: Pfarrer Bernhard Rachwalski
Dresdner Str. 66 B
01326 Dresden
Telefon: 03 51/3 95 86
Telefax:

10. Katholische Akademie der Erzdiözese Freiburg
Direktor: Dr. habil. Ludwig Wenzler
Wintererstr. 1
Postfach 9 47
79104 Freiburg i. Br.
Telefon: 07 61/3 19 18-0
Telefax: 07 61/3 19 18-11

11. Bonifatiushaus
Direktor: Dr. Antonius Gescher
Neuenbergerstr. 3-5
36041 Fulda
Telefon: 06 61/83 98-115
Telefax: 06 61/83 98-136

12. St. Jakobus-Haus
Akademie der Diözese Hildesheim
Direktor: Dipl.-Volksw. Ernst Otto Arntz
Reußstr. 4
38640 Goslar
Telefon: 0 53 21/2 40 47-48
Telefax: 0 53 21/ 4 04 26

13. Katholische Akademie Hamburg
Direktor: Dr. Günter Gorscheneck
Herrengaben 4
20459 Hamburg
Telefon: 0 40/37 21 46
Telefax: 0 40/36 76 78

14. Niels-Stensen-Haus
Haus der Erwachsenenbildung im Bistum Hildesheim
Direktor: Dr. habil. Stefan Scheld
Worphauser Landstr. 55
28865 Lillienthal
Telefon: 0 42 08/299-0
Telefax: 0 42 08/299-144

15. Ludwig-Windthorst-Haus
Katholische Akademie u. Heimvolkshochschule
Direktor: Reinhold Jackels
Gerhard-Kues-Straße 16
49808 Lingen-Holthausen
Telefon: 05 91/6102-0 (-12)
Telefax: 05 91/61 02-35

16. Katholische Akademie „Die Wolfsburg“
Haus für Erwachsenenbildung des Bistums Essen
Direktor: Dr. Paul Hoffacker
Falkenweg 6
45478 Mülheim/Ruhr
Telefon: 02 08/9 99 19-0
Telefax: 02 08/9 99 19-110

17. Katholische Akademie in Bayern
Direktor: Dr. Franz Henrich
Mandlstraße 23
Postfach 40 10 08
80802 München
Telefon: 0 89/3 81 02-0
Telefax: 0 89/3 81 02-103

18. Franz-Hitze-Haus
Katholisch-Soziale Akademie des Bistums Münster
Direktor: Dr. Dr. Thomas Sternberg
Kardinal-von-Galen-Ring 50
48149 Münster
Telefon: 02 51/98 18-0
Telefax: 02 51/98 18-480

19. Caritas-Pirckheimer-Haus
Akademie der Erzdiözese Bamberg
Direktor: P. Hugo Stoll SJ
Königstraße 54
90402 Nürnberg
Telefon: 09 11/23 46-0 (-26, -27)
Telefax: 09 11/23 46 63

20. Katholische Akademie Schwerte
Akademie der Erzdiözese Paderborn
Direktor: Msgr. Gerhard Krems
Bergerhofweg 24
Postfach 14 29
58239 Schwerte
Telefon: 0 23 04/477-0 (-31)
Telefax: 0 23 04/4 77-24

21. Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Direktor: Dr. Gebhard Fürst
Geschäftsstelle:
Im Schellenkönig 61
70184 Stuttgart
Telefon: 07 11/16 40-6
Telefax: 07 11/16 40-777
Tagungsgebäude Stuttgart-Hohenheim:
Paracelsusstr. 91
70599 Stuttgart
Telefon: 07 11/45 31 93
Telefax: 07 11/45 14 95
Tagungsgebäude Weingarten:
Kirchplatz 7
76356 Weingarten
Telefon: 07 51/4 27 80
Telefax: 07 51/5 12 79

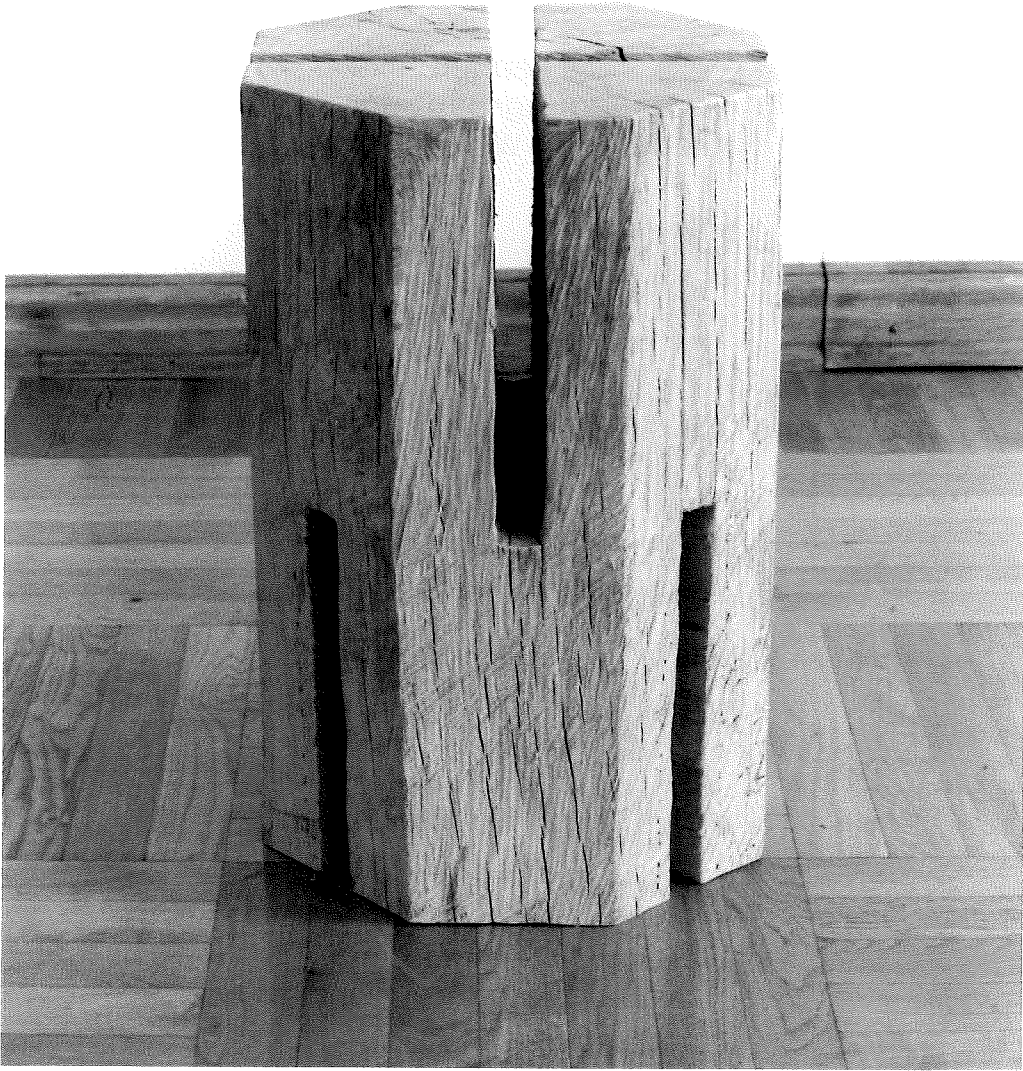
22. Katholische Akademie Trier
Direktor: Reg.Präs. a.D. Gerhard Schwetje
Auf der Jüngt 1
Postfach 23 20
54293 Trier
Telefon: 06 51/8 60 55
Telefax: 06 51/82 82 91

Abteilung Saarbrücken
Leiterin: Rektorin a. D. Margreth Müller-Kunsmann
Mainzer Str. 30
66111 Saarbrücken
Telefon: 06 81/6 81 29

23. Katholische Akademie Rabanus Maurus
Direktor: Dr. h. c. Gotthard Fuchs
Wilhelm-Kempff-Haus 1
65207 Wiesbaden-Naurod
Telefon: 0 61 27/7 72 80
Telefax: 0 61 27/7 72 87

24. Domschule e. V.
Akademie für Erwachsenenbildung der Diözese Würzburg
Direktoren:
Prof. DDr. Günter Koch
Domkapitular Josef Pretscher
Am Bruderhof 1
Postfach 368
97070 Würzburg
Telefon: 09 31/3 50 51 18
Telefax: 09 31/3 50 51 34

*Kapelle im Tagungshaus Weingarten
Gabentisch auf oktogonalem Grundriß von Klaus Simon*





**Sie kennen
das Tagungshaus der
Akademie in Weingarten?!**

Durch die sehr gute Ausstattung bietet das Haus beste Voraussetzungen für eine erfolgreiche Tagungsarbeit. Vierzig Zimmer stehen zur Verfügung.

Unser neues Angebot für Freunde der Akademie und für unsere Nachbarn auf dem Martinsberg (Hochschulangehörige):

Für Ihre Gäste, Kollegen und Kolleginnen oder Geschäftspartner bieten wir Ihnen die Möglichkeit der

Übernachtung mit Frühstück

Das Einzelzimmer (mit Dusche, WC, Telefon) kostet DM 50,-, incl. reichhaltigem Frühstück

Das Doppelzimmer (mit Dusche, WC, Telefon) kostet DM 70,-, incl. reichhaltigem Frühstück

Vorteile?

Wohnen unmittelbar auf dem Martinsberg, mitten in der Stadt, neben der Hochschule.

Parkplatz im Innenhof, Service des Hauses (Fernsehraum, Trinkstube etc.).

Rufen Sie an:

Telefon 07 51 / 56 86 - 0 · Telefax 07 51 / 56 86 - 222
Kirchplatz 7 · 88250 Weingarten

Die „Chronik '94“ wird herausgegeben von der Akademie der
Diözese Rottenburg-Stuttgart
Im Schellenkönig 61
70184 Stuttgart
Telefon 07 11 / 1640-6
Telefax 07 11 / 1640-777

Verantwortlich für den Inhalt:
Dr. Gebhard Fürst, Akademiedirektor

Redaktion:
Klaus Barwig, Referent für Öffentlichkeitsarbeit

Die einzelnen Berichte sind von den jeweiligen
Tagungsleiterinnen und -leitern verfaßt.

Bildnachweis:
Markus Dollenbacher
Frank Eppler
Ernst Fessler
Daniel Hartmann
Winfried Klein
Abraham P. Kustermann
Dagmar Mensink
Wilhelm Rosenbauer
VG Bild-Kunst

Druck und Herstellung:
Grafik Druck GmbH, Stuttgart

Schutzgebühr
10,- DM

Bankverbindung:
Landesgirokasse Stuttgart 2045 692 (BLZ 600 501 01)
Postgiroamt Stuttgart 13447-707 (BLZ 600 100 70)
Schwäbische Bank Stuttgart 1300 (BLZ 600 201 00)
Für eine finanzielle Unterstützung unserer Arbeit sind wir
dankbar.
Spendenbescheinigungen zur Vorlage beim Finanzamt
senden wir auf Wunsch gerne zu.

Zum Schluß eine Bitte in eigener Sache

Die vorliegende Chronik dokumentiert unsere Arbeit während des vergangenen Jahres. Wir durften wieder eine Vielzahl bekannter, aber auch neuer Gesichter in unserem Haus begrüßen. Ich hoffe sehr, daß die Chronik '94 – vor allem publiziert für unsere FreundInnen und FörderInnen, ReferentInnen und GasttagungskundInnen – etwas von der Vielfalt dessen darstellen konnte, was wir während eines Jahres geplant, organisiert und schließlich auch realisiert haben – und dies nicht nur in unseren beiden Tagungshäusern in Stuttgart-Hohenheim und Weingarten, sondern auch an vielen anderen Orten, bis hin zu unserer Beteiligung am Katholikentag 1994 in Dresden.

Vielleicht haben Sie bemerkt, daß unser Themenspektrum und das Interesse an unseren Veranstaltungen erneut gewachsen sind: erstmals in unserer Geschichte waren mehr als 16.000 TeilnehmerInnen bei uns zu Gast. Eine ähnliche Entwicklungen können wir beim Interesse an unseren Publikationen verzeichnen.

Daß dies in eine Zeit allgemein zurückgehender finanzieller Ressourcen fällt, erhöht unsere Verpflichtung zu kostenbewußtem Wirtschaften, aber auch die Bedeutung von Spenden und Zuwendungen für unsere Arbeit bzw. für einzelne Projekte. Vieles von dem, was wir tun konnten, wäre ohne solche Drittmittel nicht möglich gewesen.

Wir sind daher – künftig noch stärker als bisher – angewiesen auf Menschen, die den Akademiegedanken und die Dialogarbeit auch durch materielle Zuwendung unterstützen.

Unser Bischof, Dr. Walter Kasper, bringt in seinem Grußwort zur Festschrift „40 Jahre Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart 1951–1991“ zum Ausdruck: „Auch heute ist der Akademie ein weites Aufgabenfeld zugewiesen, das zu bewältigen zugleich geistiger wie geistlicher Wachheit bedarf. Die Akademie leistet dadurch einen doppelten Dienst. Einen Dienst an der Gesellschaft, denn sie bringt das ethische, humane und religiöse Potential des Christentums ins öffentliche Gespräch ein. Und sie leistet einen Dienst an der Kirche, indem sie ‚weltlichen Sachverstand‘ in den kirchlichen Binnenraum hineinvermittelt und so die christliche Verkündigung fähiger macht, die Zeichen der Zeit zu erkennen und sie im Licht des Evangeliums glaubwürdig und mit Aussicht auf Akzeptanz zu deuten.“

Wenn Sie unsere Arbeit unterstützen wollen, können Sie sicher sein, daß Ihre Zuwendung dem von Ihnen gewünschten Zweck (auch projektbezogen) zukommt. Selbstverständlich erhalten Sie eine Spendenbescheinigung.

Ich bedanke mich an dieser Stelle für Ihr Interesse und hoffe sehr, daß Sie uns und unserer Arbeit auch künftig verbunden bleiben.

Dr. Gebhard Fürst
Akademiedirektor

